Zeitschrift

für

Schweizerische Kirchengeschichte.

Revue d'Histoire Ecclésiastique Suisse.

HERAUSGEGEBEN VON

ALBERT BÜCHI,

o. ö. Professoren an der Universität Freiburg (Schweiz)

UND

LOUIS WÆBER,

Chanoine, professeur au Grand Séminaire, Fribourg.

PUBLIÉE PAR

JOH. PETER KIRSCH

23-24

XXIII. Jahrgang — XXIII^me Année.

1929-30

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

STANS 1929.

HANS VON MATT, VERLAGSHANDLUNG.

79373

V. 23-24
1929-30

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/schweizerische-zeitschrift-fur-religions-und-kultur_1929_23

INHALTSVERZEICHNIS. — SOMMAIRE

XXIII. Jahrgang. — XXIII^me Année.

1929.

Aufsätze. — Grands articles.

Seite - Page

Bastgen, Hub., Vatikanische Aktenstücke zur Gründung des Jesuitenkollegs in Schwyz im Jahre 1836 1

Blondeau, Georges, Wyrsch, peintre d'histoire, ses tableaux d'autel, ses sujets religieux et de genre 121, 200

Castelmur, Ant. v., Eine rätische Kirchenstiftung vom Jahre 1084 297

Dommann, Hans, Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828-1838). 12, 101, 180, 263

Segmüller, P. Frid., O. S. B., Das Collegium Pontificium Papio in Ascona 32, 81, 161, 241

Waeber, Louis, Un projet de la France de transférer à Soleure le siège épiscopal de Lausanne 50, 211, 284

Kleinere Beiträge. — Mélanges.

Castelmur, Ant. v., Ein Inventar der Kathedrale zu Chur vom Jahre 1589 143

Hartmann, Dr. Jos., Ein interessanter Missionsbrief aus dem 18. Jahrhundert 221

Helbling, P. Leo, O. S. B., † Dr. P. Odilo Ringholz, O. S. B. . 309

Schönenberger, Karl, Zum Basler Konzil 65

Segmüller, P. Frid., O. S. B., Bilder aus der Zeit der Aufklärung und des Staatskirchentums 227

Wymann, Ed., Ein Dekret zum Schutze der kirchlichen Altertümer im Tessin 235

Rezensionen. — Comptes rendus.

Brackmann, Alb., Regesta pontificum Romanorum. Germania Pontificia, Vol. II, Pars II, *Helvetia Pontificia.* Provincia Maguntinensis, Pars II (G. Schnürer) 73

Gottlob, Theodor, Der abendländische Chorepiscopat (J. P. Kirsch) 159

Hollsteiner, Dr. v., Die Union mit den Ostkirchen (Dr. Max, Herzog zu Sachsen) 156

Kern, Leo M., Die Ida von Toggenburg-Legende (Alb. Büchi) . 76

Seite - Page

Köhler, Walter, Zwingli und Bern (Alb. Büchi). 240
Künstle, Karl, Ikonographie der christlichen Kunst. I. Band (J. P. Kirsch) 77
Künzle, P. Magnus, Die schweizerische Kapuzinerprovinz (P. Frid. Segmüller) 154
Largiadèr, Ant., Geschichte der Schweiz (Alb. Büchi) . . . 319
Neu, P. Augustin, S. J., Johann Philipp Roothaan, der bedeutendste Jesuitengeneral neuerer Zeit (1853) (Dr. Ern. K. Winter) . . 318
Oberst, Johannes, Die mittelalterliche Architektur der Dominikaner und Franziskaner in der Schweiz (P. Leo Helbling O. S. B.) . 237
Pestalozzi-Kutter, Dr. Th., Kulturgeschichte des Kantons Schaffhausen und seiner Nachbargebiete im Zusammenhang der allgemeinen Kulturgeschichte (E. M.) 313
Philipona, Pie, Le Chanoine Schorderet (Alfred Collomb) . . 149
Poschmann, Bernh., Die abendländische Kirchenbuße im Ausgang des christlichen Altertums (J. P. Kirsch) 74
Schönenberger, Karl, Das Bistum Basel während des großen Schismas, 1378-1415 (A. B.) 318
Staehelin, Ernst, Bibliographische Beiträge zum Lebenswerk Oekolampads (A. B.) 317
Suter et G. Castella, Histoire de la Suisse (J. Jordan) . . . 152
Zoepfl, Dr. Friedrich, Deutsche Kulturgeschichte. I. Band (P. Adalb. Wagner, O. M. Cap.) 314

Freiburg. — St. Paulusdruckerei. — 606. 29

Vatikanische Aktenstücke zur Gründung des Jesuitenkollegs in Schwyz im Jahre 1836. [1]

Von Hubert BASTGEN.

Hochw. Herrn P. Fridolin Segmüller O. S. B., Staatsarchivar in Schwyz, zum 70. Geburtstag gewidmet namens seiner Freunde und Fachgenossen.

Die Gründung eines Jesuitenkollegs in Schwyz war schon 1830 ins Auge gefaßt worden. [2] Ein Förderer des Planes war unter andern auch der Nuntius De Angelis. [3] Ihm schien eine derartige Gründung das beste Gegenmittel gegen die Gefahren, die der Jugend auf auswärtigen Schulen drohten. Freiburg war gewiß eine gute Anstalt, aber der Aufenthalt daselbst teuer. Eine solche in Schwyz kam zugleich auch Uri und Unterwalden zu gut. Die Behörde hatte ein Lokal zur Verfügung gestellt, die Jesuiten waren bereit, die Anstalt zu übernehmen. Es fehlte nur noch das nötige Geld zum Unterhalt derselben. Da machte der Abt von Einsiedeln den Vorschlag, die in der Schweiz eingehenden Missionsgelder dafür zu verwenden. Der Papst war auch damit einverstanden. Als aber der Nuntius mit dem Abte zu einem Übereinkommen schreiten wollte, macht dieser Schwierigkeiten, indem er für zehn Jahre die jährliche Summe von 100 Gulden, also im ganzen nur 1000 Gulden zur Verfügung zu stellen bereit war. Der Nuntius meinte, die Benediktiner steckten hinter der Sinnesänderung des Abtes, weil sie das Erscheinen des Jesuiten in Schwyz mit scheelen Augen ansähen. Er hatte das Ergebnis der Verhandlungen dem Kardinal Fransoni, dem Präfekt der Propaganda, mit dem Bemerken mitgeteilt, daß die Sache geheim bleibe und so behandelt werde, daß man meine, die Summe sei von der Abtei Einsiedeln gegeben worden. Aber

[1] Päpstl. Geheimarchiv. Segretaria di Stato. Nunziature di Svizzera 254.

[2] Vgl. *Sträter A.*, Die Jesuiten i. d. Schweiz. Einsiedeln 1904. *Pfülf*, Die Anfänge der deutschen Provinz der neuerstandenen Gesellschaft Jesu und ihr Wirken in der Schweiz. Freiburg i. Br. 1923, 366 ff.

[3] Vgl. meinen Aufsatz, Der Schweizer Nuntius Gizzi, in dieser Zeitschrift XVII, 257.

Mioland, der Verwalter des Missionswerkes in Lyon, kam dahinter und legte bei Kardinal Fransoni Beschwerde ein: durch ein solches Verfahren werde nicht nur dem Missionswerk ein Schaden zugefügt, sondern es werde der Gefahr völliger Zerstörung ausgesetzt, indem die französischen Bischöfe durch das in Schwyz gegebene Beispiel ebenfalls Gelder aus dem Missionsfonds beanspruchten zum Unterhalt ihrer Seminarien. Der Schweizer Nuntius beruhigte: die Summe sollte eben nur einmal und ausnahmsweise abgegeben werden. Als Mioland aber dennoch von einer jährlichen und größeren Zuwendung nach Rom berichtete, wurde ihm mitgeteilt, wie sich die Sache verhielt, und dem Nuntius von der Staatssekretarie eingeschärft, die genannte Summe nicht zu überschreiten. Die Propaganda scheint allerdings geglaubt zu haben, der Nuntius habe auf eigene Faust die Gelder ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Diese Unerquicklichkeiten bewogen den Nuntius, die Missionsgelder möglichst wenig anzugreifen. Man beschloß, einen Verein aller Katholiken der Schweiz zur Beschaffung der Gelder zu gründen. Man wollte 100,000 Gulden zusammenbringen. Im Kanton Schwyz sollte ein anderer Verein 50,000 Gulden für die Einrichtung der Schule und die Wohnung der Jesuiten sammeln. Landammann Abyberg wirkte auf den Nuntius ein, auch die Unterstützung des Papstes zu erbitten. Dieser spendete 100 Scudi.

Der Nuntius Philipp de Angelis an den Kardinal-Staatssekretär Bernetti.

Gegenüber dem Bestreben der antireligiösen Parteien in der Schweiz, die Erziehung der Jugend in verderblichem Sinne zu beeinflussen, wie es in Luzern, Solothurn, Aargau und andern Kantonen sich offenbart, ist das beste Gegenmittel die Gründung eines Kollegiums der Jesuiten in Schwyz, besonders im Interesse der ausgezeichneten katholischen Bevölkerung der Urkantone. Regierung und Volk von Schwyz sind einer solchen Gründung günstig gesinnt und haben ihr Einverständnis erklärt. Aber der Kanton kann die nötigen Mittel nicht aufbringen. Vorschlag, zu diesem Zwecke einen Teil der Einnahmen für die auswärtigen Missionen, die in der Schweiz jährlich gesammelt werden, zu verwenden. Der Abt von Einsiedeln, der an der Spitze des Vereins für die Glaubensverbreitung in der Schweiz steht, ist mit dem Plane einverstanden. Der Papst möge dazu seine Zustimmung geben. Luzern, 28. Juli 1835.

Am Rande: 569. — Oggetto: Progetto di formare uno stabilmento di Gesuiti a Schwyz. — Stabilmento de' Padri Gesuiti a Schwyz.

Unten: Emo Sigr Cardinal Bernetti, Segretario di Stato, Roma.

Eminenza Reverendissima !

L'Eminenza Vostra Reverendissima ben sa quanto se adopri la fazione antireligiosa in queste parti per corrompere la gioventù e particolarmente il giovane clero, per mezzo di una perniciosa istruzione.

Non ho bisogno di qui ricordare quanto ha fatto il governo di Lucerna in proposito, allontanando cioè ottimi professori ed affidando l'insegnamento a uomini imbevuti di pessimi principj. Lo stesso sistema regna in Soletta, in Argovia ed in altri cantoni.

Gravissimo è il male che da ciò ne viene, poichè corrotta la gioventù attender non si potranno che mali sempre maggiori per la religione.

Affine di apporre un qualche rimedio a sì grave danno, ed affine almeno di preservare i piccoli cantoni dall' infezione comune, si è quì pensato alla possibilità d'introdurre i Gesuiti nel canton di Schwyz per affidar loro la pubblica istruzione.

La popolazione dei piccoli cantoni è tuttor eccellente ed attaccatissima alla religion cattolica, ma non avendo essa mezzi d'istruzione nei cantoni suddetti trovasi nella triste necessità di mandar la gioventù a studiare o a Lucerna, o in alcuna di queste università Svizzere, dalle quali non ritorna che guasta nel costume non men che nei principj.

L'istruzione a Friburgo, che è quella stessa dei Gesuiti, è al disopra di ogni eccezione, ma stante l'affluenza degli studenti in quella città, il vivere vi è molto costoso, e la massima parte della gioventù dei cantoni suddetti non è in grado di sostenere tali spese.

Immenso vantaggio sarebbe, se i Gesuiti stabiliti esser potessero a Schwyz, non solo per quel cantone, ma ben anche perchè la vicinanza ai cantoni di Uri e di Unterwalden farebbe sì che l'istruzione di quei religiosi esercitasse il più benefico influsso sui medesimi, non essendo poi a dubitare che molti della Svizzera Orientale invierebbero i loro figli alle scuole dei Gesuiti.

Il progetto è il più vantaggioso che immaginar si possa, vi sono però molte difficoltà, le quali in parte sono state spianate.

La prima si era quella di ottenere il permesso, non che il locale dal Governo di Schwyz, e quanto a questo, già sonosi ottenute le più positive assicurazioni dai magistrati di quel cantone, che quel governo accoglierebbe con piacere i Gesuiti, che loro darebbe il locale opportuno per le scuole, non che la chiesa per potervi esercitare il ministero.

L'altra difficoltà si era quella di far sì, che i Gesuiti si caricassero

di questo nuovo instituto ; ma anche questa difficoltà è superata, poichè il P. Provinciale della Compagnia in Svizzera ha dichiarato di aderire alle domande che fossergli fatte in proposito, qualora gli fossero dati ad un tempo *i mezzi, onde sostentare i religiosi, che impiegati esser dovessero in questo nuovo collegio.* Quest' ultima è appunto la massima delle difficoltà.

Il governo di Schwyz è povero assai e non ha mezzi, onde far fronte alle spese per un tale stabilimento, e dal medesimo attender non si può che il locale. La difficoltà risultante dai mezzi onde sostentare i Gesuiti, sembrava insormontabile, ma pur vi sarebbe maniera, qualor la Santità Sua si degni aderire a quanto son per proporre.

Quì vi è una Società per la propagazion della fede in luoghi di missioni ; la medesima è numerosissima ed abbondanti sono le collette che in essa per quest' oggetto si fanno ascendendo annualmente alla somma di più di 2000 luigi d'oro. Si è pensato pertanto che, qualor il S. Padre si degnasse autorizzare ad impiegar per qualche tempo la maggior parte di questo danaro pel nuovo instituto dei Gesuiti in Schwyz, ogni difficoltà sarebbe sormontata.

Vantaggiosissimo è senza dubbio alla religione d'impiegar tali somme alla conversione degl' infedeli ; ma or che la religione è tanto minacciata in Svizzera, oso dire che non men vantaggioso sarebbe l'impiego di tali somme alla conservazione della religione in queste parti.

Avevano alcuni pensato, che exiger si potesse una nuova società, i cui membri contribuissero per l'instituto suddetto e per la difesa della religione in Svizzera ; ma l'Abbate di Einsidlen, che trovasi alla testa della Società per la propagazion della fede, riconosce la cosa per impossibile e molto dannosa. Nel foglio quì annesso l'Eminenza Vostra troverà alcuni riflessi che quel degnissimo prelato mi ha espressi in proposito. Ella vedrà anzi che il medesimo desidera che la maggior parte delle accennate somme fossero impiegate pel ben della religione in Svizzera, almen fino a che la medesima trovisi in sì gran pericolo.

L'oggetto più interessante quello essendo in questo momento dello stabilimento dei Gesuiti nel canton di Schwyz, stimerei che prima d'ogni altra cosa, questo assicurar si dovesse, tanto più che far non volendo una cosa precaria è necessario di fondare un capitale per l'intrattenimento perpetuo dell' istesso stabilimento, il che esige de' fondi di molto rilievo. Riguardo all' impiego che permetter si voglia di quel denaro in altri usi, sempre però a vantaggio della religione,

egli è certo, che anche questo sarebbe di grandissima utilità. Sua Santità però giudicherà nell' alta sua saggezza, quali limitazioni appor si debbano, tanto riguardo al quantitativo delle somme, che all' uso da farsene.

Intorno a questo particolare l'abbate di Einsidlen mi ha scritto in data dei 16 di questo mese, ed ecco come si esprime :

« Colloquutus sum cum pluribus viris gravissimis de commutatione « piorum denariorum ad alium finem, et quidem cum ejusmodi [!], a « quibus negotium istud quammaxime dependet. Qui quidem non « modo approbarunt et consenserunt, sed illam ipsam cogitationem « jam pridem etiam in voto plurimorum participantium fuisse affir- « marunt.

« Quare Excel[a] V[a] absque ulla hesitatione, uti ego quidem opinor, « rem judicio atque approbationi SSmi Patris proponere poterit. Quam « quidem approbationem, tanto avidius expectamus (?), quanto magis « tempus urget, pro scholis de quibus agitur. »

Degnandosi Sua Santità di annuire ai voti espressi in questo mio dispaccio, vorrà non dubito ad un tempo degnarsi accordare a coloro che contribuiscono tali somme le stesse indulgenze come se il denaro impiegato fosse per le missioni transmarine. — Tutto questo affare trattasi qui in più gran segreto, così esigendo la natura della cosa e le circostanze in cui trovasi la Svizzera.

Desiderandosi sommamente che i Gesuiti, se fosse possibile, stabiliti fossero in Schwyz al cominciar dell' anno scolastico, l'Eminenza Vostra conoscerà quanto interessi di impetrar quanto prima il beneplacito apostolico intorno a questo oggetto. — — —

Filippo Arcivescovo di Cartagine Nunzio Apl[co].

Memorandum des Abtes von Einsiedeln über die Beschaffung der Mittel zur Gründung eines Kollegiums der Jesuiten in Schwyz :

Notae respectu eleemosinae colligendae pro sustentanda Religione in Helvetia.

Erectio novae societatis videtur periculosa, imo impossibilis : periculosa pro ipsa jam erecta in bonum Missionum transmarinarum, quia facile regiminibus per novos conatus palam fierent, quo in casu certissime prohiberentur ; impossibilis : nam major pars piorum fidelium jam se univerunt pro Societate Missionum atque pro his contribuunt : quomodo expectari poterit, ut contributiones suas duplicatas esse velint ? Et quis ex se suscipiet circumeundo novas collectiones facere, quod certe sine periculo publici rumoris fieri non posset.

Quare consultius videtur potiorem partem pecuniarum, quae in terras transmarinas mitti solent, pro bono patriae reservare tamdiu, quamdiu res ecclesiasticę in tanto discrimine versantur. Quod quidem tali modo fieri posse videtur.

Directores seu collectores Unionis Catholicae monent sub silentio fideles Societati, Unioni adscriptos, quantum possibile est, de isto novo fine, pro quo interim contributiones impendentur : Summus vero Pontifex ad preces supplices benignissime annuat extensionem gratiarum spiritualium etiam mutato aliquantulum primitus praestito, simulque a sua parte non modo assensum pro impendendis contributionibus ad istum finem, sed et votum suum expresse adjungat : quę quidem Summi Pontificis voluntas directoribus, et per eos omnibus, quibus fieri potest, aperiatur. Sitque dein istis directoribus commissum et liberum pecunias collectas pro fine distribuere, quem ipsi optimum invenerint.

Der Kardinal-Staatssekretär Bernetti an den Nuntius Ph. de Angelis.

Mitteilung, daß der Heilige Vater in der Audienz vom 12. August dem Plane, für die Gründung eines Jesuitenkollegs in Schwyz einen Teil der in der Schweiz gesammelten Gelder für die auswärtigen Missionen, die sich jährlich rund auf 2000 Louis d'or belaufen, zu verwenden, zustimmt. Der General der Jesuiten ist mit der Gründung einverstanden. Der Nuntius möge dem Abt von Einsiedeln und der Regierung von Schwyz davon Mitteilung machen.

Am Rande : Mgr Nunzio di Lucerna. — 15 agosto 1835. — Nr. 34241.

Rom, 15. August 1835.

Attendendo di poter replicar agli altri dispacci di V. S. J. che già le ho accusati e su gli oggetti rispettivi, non differisco il riscontro a quello segnato N° 569 relativo al progettato stabilimento di un Collegio di Gesuiti nella città di Schwytz, a bene della pubblica istruzione ed educazione della gioventù dei piccoli cantoni dell' Est della Svizzera, troppo compromesse nelle attuali scuole di Lucerna assai pericolose e altronde di spesa ben grave agli scarsi mezzi degli abitanti di quei cantoni.

Ho pertanto il piacere di annunziarle che il Santo Padre nella udienza dei 12 corrente ha accolto con grata soddisfazione il progetto indicato, e per toglier la sola difficoltà che si oppone all' effetto, si è degnato accordare che sul fondo delle limosine, quali annualmente si raccolgono dalla Società per la Propagazione della Fede in luoghi di

Missione, valutate a circa duemila luigi d'oro, si desuma l'occorrente per le spese di mantenimento ed altre necessarie allo stabilimento di PP. Gesuiti nella città mentovata, nella quale l'ottimo spirito e la sola religione ereditaria non si scorgono alterate come infelicemente in altri cantoni.

Questo R^mo^ Preposito Generale dell' Ordine è ben disposto a favorire la dimanda, nello stesso senso essendo pure, come ella riferisce, cotesto P^e^ Provinciale.

Incombe quindi alla di lei diligenza ed attiva premura di ciò partecipare al R^mo^ P^e^ abbate di Ensilda, collettore e depositario delle predette limosine, ed al veramente lodevole Governo di Schwyz, l'enunziata benigna annuenza e soddisfazione del Sommo Pontefice, e di affrettare il compimento del progetto in questione.

E nel desiderio di ulteriori notizie in proposito le ripeto i sensi, – – –

Der Nuntius Ph. de Angelis an den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini.

Unter Bezugnahme auf sein Schreiben an Lambruschinis Vorgänger, Bernetti (oben Nr. 1), in der Angelegenheit der Gründung eines Jesuitenkollegs in Schwyz teilt der Nuntius mit, daß der Abt von Einsiedeln jetzt Schwierigkeiten macht bezüglich der Verwendung eines Teiles der Einnahmen für die Heidenmission aus der Schweiz zu diesem Zwecke; er wolle bloß 10 Jahre hindurch jedes Jahr 100 Louis d'or dafür geben. Auch die Propaganda in Rom habe Einsprache gegen eine derartige Verwendung erhoben. Man wolle deshalb möglichst wenig von den Missionsgeldern nehmen und eher eine eigene Vereinigung unter den Schweizer Katholiken, wie auch im Kanton Schwyz selbst bilden, um die Mittel für das Kollegium aufzubringen. Die Volksversammlung von Schwyz hat die Gründung des Kollegs der Jesuiten beschlossen, und die Ausführung soll in die Hand genommen werden, sobald die Mittel bereit sind. Für den Erfolg der Sammlung der nötigen Gelder wäre es sehr gut, wenn der Papst eine Beisteuer leisten wollte.

Am Rande oben : 32. — 45633. — Oggetto : Instituto dei Gesuiti in Schwyz. — 10.

Kanzleivermerk : S. S. ha risposto che darà 100 scudi.

Unten : E^mo^ Sig. Cardinal Lambruschini, Segretario di Stato, Roma.

Schwyz, 18. Mai 1836.

Eminenza Reverendissima !

Col mio dispaccio N^o^ 569 mi feci un dovere di far conoscere all' E^mo^ Sig^r^ Cardinal Bernetti in allora Segretario di Stato il progetto che si era formato d'introdurre i Gesuiti in Schwyz per affidar loro la pubblica istruzione.

La Santità di N. S. conosciuto avendo tutta l'utilità di questa impresa, si era degnata permettere, che dalle somme che vengon quì raccolte per la propagazion della fede nelle parti degl' infedeli, fosse preso quanto era necessario per assicurare una dotazione all' instituto che quì fondar si doveva, atteso che il Governo di Schwyz, per la sua povertà, non era in grado di contribuire in modo alcuno all' occorrente.

Quando si trattò di convenire coll' abbate di Einsidlen, come capo della Società per la propagazion della fede, per la somma da assegnarsi all' instituto dei Gesuiti, il medesimo, sebben da principio avesse dato esso stesso l'impulso acciò il S. Padre si degnasse permettere che le somme raccolte per la propagazion della fede, fossero impiegate pel ben della religione in Svizzera, cominciò a fare in proposito delle difficoltà. — Si crede che questo cambiamento ripeter si debba dai religiosi di quel monastero, i quali non vedrebber forse di buon occhio stabilirsi i Gesuiti in questo cantone. Quindi è che l'abbate di Einsidlen dichiarò che dato non avrebbe che 100 luigi l'anno per 10 anni, o tutto al più 1,000 luigi in una sol volta.

Intanto la S. Congregazione della Propaganda mi scrisse per esprimermi delle lagnanze sulla diversa destinazione che fosse data alle somme raccolte per la propagazion della fede, supponendo che io autorizzato avessi il cambiamento nella destinazione di dette somme, senza che ne avessi le facoltà dalla S. Sede.

Avendo tutto questo in vista, si è pensato di toccar meno che sia possibile le somme raccolte per la propagazion della fede, e di formare una Società tra i cattolici della Svizzera, affine di mettere insieme il denaro necessario per la dotazione dell' instituto dei Gesuiti. La somma a quest' oggetto destinata si ha in vista di portarla a 100,000 fiorini.

Un'altra Società si formerà nel cantone stesso di Schwyz per procurare i fabbricati necessarj tanto pel locale delle scuole che per l'abitazione dei Gesuiti. La somma necessaria per questo secondo oggetto viene ad esser valutata a 50,000 fiorini.

Questo progetto è stato communicato al P. Generale della Compagnia, e già si sà che per parte sua non vi sarà difficoltà alcuna. Si tratterà però di ottener l'autorizzazione dell' assemblea popolare del distretto di Schwyz : la cosa fu proposta nella scorsa domenica al popolo, il quale unanimamente adottò la proposta fattagli, cioè che invitar si dovessero i P. Gesuiti a fondare nel Capo luogo del Canton di Schwyz un collegio a seconda delle loro regole, tosto che sieno messe assieme le somme, tanto pel loro mantenimento che per gli edificj necessarj.

Ora si tratta di dare esecuzione al progetto, e la colletta sarà tosto incominciata in tutta la Svizzera, mentre altra colletta sarà fatta nel cantone di Schwyz per quel che riguarda gli edificj.

La cosa sarà tosto promossa col massimo zelo e colla dovuta prudenza da buoni ecclesiastici, non volendosi lasciar passare il momento favorevole per dare esecuzione ad un progetto di tanta utilità per la Svizzera, particolarmente nelle calamitose circostanze, in cui questa si trova.

La più grande difficoltà s'incontrerà per le somme che raccoglier si debbono nello stesso cantone di Schwyz, attesa la povertà del medesimo. — Il Sig^r Landemanno Ab-Yberg cui particolarmente si deve il buon esito di quest' affare nell' assemblea popolare, mi aveva fatto sentire con bella maniera, se stato non vi fosse a sperare qualche ajuto.

Egli è certo che, se la Santità Sua fosse in grado di cooperare con qualche somma per l'esecuzione di questo progetto, sarebbe di un vantaggio grandissimo. Servendo questo a testificare sempre più la sua sovrana soddisfazione, non solo pel modo veramente distinto, onde fu accolto ed è trattato in questo cantone il rappresentante della S. Sede, ma ben anche per lo zelo che questo governo mostra per la difesa della religione, che non può esser maggiore di quel che è. E quì debbo far riflettere, non esservi governo che professi maggior attaccamento verso la S. Sede e maggior impegno pel ben della religione. La largizione della Santità Sua servirebbe anche per confermar sempre più questi buoni magistrati nei principj che con tanto zelo son da lor professati.

Oso pertanto raccomandar quest' affare all' Eminenza Vostra Reverendissima, cui offro i sensi della più profonda venerazione con cui premesso il bacio della S. Porpora, ho l'onore di rassegnarmi.

dell' Eminenza Vostra Reverendissima

Svitto 18 Maggio 1836.

Umilissimo devotissimo obbligatissimo servidore

Filippo Arcivescovo di Cartagine Nunzio Apl^co.

Der Kardinal-Staatssekretär Lambruschini an den Nunitus Ph. de Angelis.

Mitteilung, daß er dem Papste von dem letzten Briefe (oben N^r 3) Kenntnis gegeben hat und daß S. Heiligkeit über die Entwicklung der Kolleggründung sehr befriedigt war. Der Papst spendet eine Unterstützung,

die jedoch angesichts der schwierigen Lage und der zahlreichen Bedürfnisse, denen der Heilige Stuhl begegnen muß, bloß 100 Scudi betragen kann.

Am Rande oben : Mgr Nunzio apostolico, Schwyz. — 45633.

Rom, 4. Juni 1836.

Ho posto sotto gli occhj del Santo Padre il dispaccio di V. S. J. N° 32 concernente il Collegio di Gesuiti da stabilirsi in cotesto Capo Cantone, le spese che sono necessarie all' oggetto e le somme che il P^e^ abbate di Ensilda esibisce ora di contribuire per tale stabilimento su quelle che raccolgonsi nella Svizzera destinate alla propagazione della Fede.

La Santità Sua è ben contenta di apprendere dal dispaccio stesso che l'assemblea cantonale abbia con pubblico voto sanzionato il progetto di tale stabilimento sott' ogni rapporto utilissimo, e loda l'impegno in ciò portato con felice successo dall' ottimo Sig^r^ Landamanno.

Riguardo poi alle spese cui ella desidererebbe la cooperazione di Nostro Signore, Sua Santità vi condiscende per la somma di Scudi cento, e ben di cuore. Più estesamente vorrebbe concorrervi, ma sono ben gravi le angustie attuali, e più gravi ancora e numerosissimi i bisogni ai quali la paterna sua carità è intesa ad accorrere.

Ne sia Ella persuasa, e creda ai sensi. — — —

Der Sekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, Msgr. Frezza, an den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini.

Von dem Plan, einen großen Teil der Einnahmen der Glaubensverbreitung aus der Schweiz während einer Reihe von Jahren zur Gründung eines Kollegs der Jesuiten in Schwyz zu verwenden, hat trotz der geheim gehaltenen Verhandlungen der Generalvikar Michaud von Lyon, Generalverwalter des Vereins zur Verbreitung des Glaubens, Kenntnis erhalten. Er richtete an den Kardinalpräfekt der Propaganda eine Eingabe gegen dieses Vorhaben, unter Hinweis auf die schlimmen Folgen, die ein solches Vorgehen haben würde und die geradezu eine Vernichtung des Vereins herbeiführen könnten. Auf die Erklärung des Kardinalpräfekten, es handle sich bloß um eine einmalige Summe von 1000 Louis d'or, erneuerte Michaud seine Vorstellungen gegen das Vorgehen. Allein unter Zustimmung des Papstes wurde die Entrichtung der angegebenen festen Summe beibehalten.

Rom, 13. Juni 1836.

Dalla Segretaria della S. Congregazione degli affari eccl. straordinari li 13 giugno 1836. — 10. — Istituzione de' gesuiti in Schwyz.

Am Rande : Si scriva al Nunzio della Svizzera a norma del sentimento della S. C. degli Affari Ecclesiastici contenuto nella di contro relazione, ed approvato dal S. Padre, e si diano con biglietto d'uffizio le prescritte communicazioni al Sig. Card. Prefetto della S. C. di Propaganda Fide.

Nach Angabe des Inhaltes der Depesche des Nuntius N. 569 und der Antwort N. 34241, oben Nr. 1 und Nr. 2, fährt der Sekretär Frezza fort :

Il Nunzio si concertò col suddetto abbate d'Einsilden disponendo di *1000* luigi per una sol volta, vale a dire, « del terzo di quanto ivi raccogliesi annualmente per l'opera della propagazione della fede » come egli stesso riferì all' E^mo^ Sig^r^ Cardinal Fransoni li 16. Decembre 1835. ed usò la cautela che « la cosa fosse fatta colla massima segretezza, e per « modo che si credesse che il Monastero d'Einsilden fosse quello che « si obbligasse per siffatta somma » ; ed in questo senso pare che ne fosse fatta la proposta al Governo del Cantone di Schwyz.

Nonostante però la segretezza e la cautela suddetta ne passò ben presto la notizia al Sig^r^ Mioland, vicario generale di Lione ed amministratore generale dell' opera della Propagazione della Fede in favore delle Missioni straniere, e dei fondi che a favore della medesima si raccolgono ; questi se ne querelò coll' E^mo^ Prefetto di Propaganda e fece osservare al medesimo che con quest' atto venivasi a dare un colpo forse fatale all' opera stessa, non solamente pei fondi, che veniva a perdere, ma molto più per l'esempio che si dava di distrarre i fondi stessi ad altro fine diverso da quello inteso dai rispettivi contribuenti, e rilevò che su tal esempio gli stessi vescovi francesi avrebbero fatto delle petizioni per applicare ai loro bisognosi seminarii parte delle rendite medesime, e così si sarebbe distrutta l'opera perchè i fedeli si sarebbero astenuti dal contribuirvi, quando venissero a conoscere che le loro largizioni hanno avuto altra destinazione. Prese dall' E^mo^ Prefetto di Propaganda le informazioni in proposito, ed inteso anche il Nunzio di Svizzera, assicurò il Sig^r^ Mioland che la disposizione suddetta fu temporanea e straordinaria per la somma indicata di *1000* luigi d'oro, e che non si sarebbe in appresso fatta altra novità. Fondato su tali assicurazioni sembra che questi rimanesse tranquillo, se non che con lettera del 10 maggio p. p. ha manifestato di nuovo al prelodato E^mo^ Porporato le sue inquietezze in proposito per aver inteso « qu'on recomence tout de nouveau à pretester « l'autorité du S^t^ Siège pour exiger de nos correspondantes suisses « non plus maintenent un secours passager, mais un prélevoiment « *annuel* sur tous recettes de trois à quatre mille francs pour plusieurs « années, et dans le bût connu d'établir un Collège de Jesuites dans « le Chef lieu du Canton de Swytz ».

Fatta di ciò relazione per parte della Propaganda alla Santità di N. S. la Santità Sua ha ordinato che si riassumesse la posizione

in proposito, e che il Segretario della S. C. degli affari Ecclesiastici straordinarii ne facesse nuova relazione per quei provvedimenti che avrebbe giudicato potersi adottare. Gli ordini del S. Padre furono eseguiti nell' ultima udienza, nella quale fu d'uopo osservare che, sebbene la risposta di Segreteria di Stato a Mons^r Nunzio di sopra accennata fosse concepita in termini generali e senza limitazione, tuttavia il Nunzio opportunamente avea limitato la concessione del S. Padre di revocare una tal concessione dopo, se però non sembrasse espediente a soli *1000* luigi per una sola volta : che era stata comunicata al Governo di Schwyz perchè esso se ne sarebbe disgustato, e sarebbe rimasta compromessa la convenienza non meno dell' abbate di Einsilden, che della Nunziatura e della S. Sede, potevasi bensì ingiungere allo stesso Nunzio di tener ferma la limitazione proposta a soli *1000* luigi, non permettendo che dalla cassa della Società per la propagazione della fede verun altra somma sia prelevata.

Egli è probabile che in realtà una tal somma sia tuttora ferma, e che i tre o quattro mila franchi da prelevarsi per più anni a favore dello stabilimento dei Gesuiti a Schwyz siano limitati al totale esaurimento dei mille luigi ; ciò non pertanto a togliere qualunque equivoco ed a tranquillizzare il Sig^r Mioland, e tutti gli associati all' opera della propagazione della fede in favore delle Missioni straniere, si giudica espediente di farne precisa prescrizione a Mons^r Nunzio, rendendone contemporaneamente avvertito il suddetto Sig^r Mioland per mezzo della Propaganda.

La Santita di N. S. cui dal sottoscritto Segretario della S. C. degli Affari Ecclesiastici straordinarii fu rassegnato quanto sopra, si è degnata di approvare il temperamento proposto, ordinando che per mezzo della Segreteria di Stato venissero fatte le comunicazioni corrispondenti, ed è perciò che il sottoscritto medesimo ha l'onore di partecipare all' E^mza V^ra R^ma la mente di Nostro Signore, mentre inchinato al bacio della S. Porpora con profondissimo ossequio si rassegna

Dell' Eminenza Vostra Reverendissima.

Umilissimo Devotissimo Obbl^mo Servo
Luigi arciv. di Calcedonia.

Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828-1838).

Nach Briefen des Bischofs Jos. Anton Salzmann, des Schultheißen Jos. Karl Amrhyn und anderer.

Von Hans DOMMANN.

(Fortsetzung.)

Der Bischof erwiderte am 27. Juli: «... Wiewohl ich ohne Voranzeige an die h. Diözesanstände meine Resignation bei Rom nie einreichen werde, sehe ich doch nicht ein, wie selbe bei dem Benehmen Aargaus nicht erfolgen müsse. Ich bin versichert, daß man die Auflösung des Diözesanverbandes schon lange beabsichtigt. Ich erlaube mir, in gedrängter Kürze den bisherigen Verlauf der Sache vorzubringen. Die Badener Konferenzartikel, wie sie stilisiert sind, erscheinen offenbar als eine Art Kriegserklärung oder wenigstens Off[ensiv-] und Defensivbündnis des Staates gegen die Kirche, obgleich die Staatsmänner keine solche Meinung gehegt haben mögen. Wie hätte nun der Bischof den Vorwurf, als seien dieselben von ihm adprobiert worden, auf sich ruhen lassen können? Gegen diese Rede, die im öffentlichen Großen Ratssaale geführt worden, mußte er um so notwendiger Einsprache tun, weil leicht vorauszusehen war, daß von Rom die Verwerfung, die nun erschienen ist, kommen würde. Ferner ist es doch in der ganzen Christenheit anerkannt, daß die Religionsbücher der Schulen vom Oridinariat ihre Sanktion haben sollen. Hier gab Aargau wieder Anlaß, daß der Bischof notwendig sprechen mußte. Der Brief, den ich über diese Gegenstände an die h. Regierung gelangen ließ, wurde von mir nicht publiziert, sondern von Seite[n] der Regierung erfolgte die Publikation; ich aber schwieg ohne alle Selbstverteidigung, wiewohl die abscheulichsten Artikel — im Kanton Aargau fabriziert — wider mich in den Zeitungen figurierten. Der Große Rat ließ mir mein Schreiben unter landeshoheitlicher Mißfallensäußerung und Verantwortlichmachung für alle Folgen zurückschicken. Ich aber schwieg und litt geduldig. Der Große Rat erließ eine Proklamation an das Volk, deren Inhalt nichts anderes sagen wollte, als der Bischof habe entweder gelogen

oder sei ein Dummkopf. Und um dem Werke noch vollends die Krone aufzusetzen, befiehlt derselbe Große Rat, daß die Herren Pfarrer selbst diese Proklamation gegen ihren eigenen Bischof — also die Söhne gegen ihren eigenen Vater - - von der Kanzel herab verkünden sollen. Großmütig riet ich, wenn man mich fragte, man solle verkünden. Als nun etliche Pfarrer eine solche Verkündigung gegen ihre Gewissenspflicht hielten, mit einer ehrerbietigen Vorstellungsschrift an den h. Rat gelangten und dann nach bei dem Bischof getaner Einfrage und von ihm erhaltener Bewilligung den Sonntag darauf die Proklamation wirklich verkündeten, werden sie als ungehorsame und widerspenstige teils deponiert, teils suspendiert, teils um Geld bestraft. Und nun sollte der Bischof noch Hand bieten und durch Institution neuer Pfarrer, Verweser und Dekane dies alles sanktionieren? Ihro Exc. werden mein darauf erlassenes Schreiben, das die h. Regierung zu publizieren beliebte, und das Antwortschreiben der h. Regierung, welches am nämlichen Tage, da es mir überschickt worden, schon gedruckt im «Schweizerbot» stand, gelesen haben. — Man sagt, der Bischof wolle die Immunität wieder geltend machen und einen Spruch des h. Obergerichtes kassieren. Keineswegs! Über Leib und Leben, Gut und Blut kann das h. Obergericht sprechen und wird einst dem Ewigen dafür Rede und Antwort geben müssen. Wenn es nach Gerechtigkeit gerichtet hat, wird ihm die Krone der Gerechtigkeit zuteile werden. Aber die rein geistliche Pfarrer- und Erzpriester- oder Dekanengewalt ist kein Objekt der weltlichen Gerichtsbarkeit, sondern rein kirchlich. Die heilige Sendung in den Weinberg des Herrn ist göttlicher Einsetzung und ein dogmatischer Punkt. Ihro Exc.! Aargau, das also handelt, und wo sogar eine Unterbehörde verlangte, der Bischof solle zitiert und verhört werden über das, was Diözesanen, folglich seine eigenen Kinder, in seinem eigenen Hause mit ihm als ihrem Vater vertrauensvoll gesprochen haben, da doch (abgerechnet das heilige Siegel der Verschwiegenheit) kein Vater gegen seine Kinder, kein Vormund gegen seine Mündel, nicht einmal ein Advokat gegen seine Klienten usw. zur Zeugenaussage oder Kundschaft verhört werden soll: wo endlich unter den Augen der Regierung ein Blatt herauskommt, das dem Bischof Zuchthaus und Kettenstrafe öffentlich androht — Aargau, sage ich, ist leider! kein katholischer Staat mehr. Welchen Segen werden seine allfälligen Repräsentanten in eine künftige Konferenz bringen? Gott, dem Herrn, ist freilich alles möglich; aber nach menschlicher Berechnung ist wenig zu hoffen. - - Dieses alles, was hier

geschrieben steht, ist ohne alle Leidenschaft abgefaßt und in Ihren geheimsten Freundschaftsschoß niedergelegt; denn wiewohl ich mich auch öffentlich verteidigen könnte, will ich es um der allgemeinen Ruhe willen dennoch nicht tun. ... »[1]

Während Papst Gregor XVI. dem Bischof seine Freude über die starke Haltung gegenüber den Gewaltakten der Aargauer Regierung bekundete[2], befahl diese nach weiteren Auseinandersetzungen mit dem Bistumsvorsteher den Kammerern der Kapitel Regensberg und Bremgarten erfolglos, die Dekanatswahl vorzunehmen, und schickte in die Pfarreien Bremgarten und Kirchdorf Verweser, die aber der Bischof nicht anerkennen konnte. Der Aargauer Kleine Rat berichtete über die Vorgänge dem am 28. August zusammentretenden Großen Rate, und der katholische Kirchenrat suchte mit ihm in einem Gutachten den Bischof ins Unrecht zu setzen. Der Große Rat verdankte denn auch der Regierung ihr bisheriges Verhalten, erklärte des Bischofs Einsprache als Verletzung beschworner Pflichten, drohte ihm mit der Sperrung der Temporalien und mit dem Austritt aus dem Bistumsverband und verpflichtete alle Seelsorgegeistlichen zu einem *Eid auf die Kantonsverfassung*. Damit war der Konflikt unheilvoll verschärft.

Der Luzerner Staatsrat hatte schon vorher, um den offenen Bruch zu verhüten, Schultheiß Amrhyn mit einer *geheimen Sendung* nach Solothurn beauftragt.[3] Die eingehenden Besprechungen mit dem Bischof und mit der Solothurner Standeskommission hatten aber kein greifbares Ergebnis gebracht. Amrhyn erfuhr hier, welche Absichten radikale Führer im Aargau hatten. Er schrieb darüber am 17. August seinem Sohne: « ... [Obergerichtspräsident] Tanner von Aarau hat bei seiner letzten Anwesenheit in Solothurn durch seine Äußerungen nicht erbaut, da er es aufs Äußerste ankommen lassen will und desnahen

[1] Nachschrift: « Damit Sie Ihre Umgebungen kennen lernen, sage ich Ihro Excellenz im tiefsten Vertrauen, daß ein bedeutender Staatsmann [Schnyder oder Steiger ?] in Aarau oder Baden einem Aargauer vertraulich eröffnet hat, von Luzern sei schon die volle Zusicherung dem Stande Aargau gegeben. » — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12.

[2] 29. Sept. 1835. Siehe Anhang (2).

[3] Amrhyn an den Kanzler, 13. Aug. 1835. « Im geheimen Auftrag des Staatsrates werde ich [mich] wegen den obwaltenden Kirchenangelegenheiten und von daher zur Stunde obwaltenden Störungen ... nach Solothurn begeben. » — Obergerichtspräsident Dr. Tanner berief auf den 31. Aug. den Großen Rat ein. Im Einladungszirkular redete er vom « Kurialismus » und der « feindselig gewordenen Stellung des Bischofs gegenüber dem Staate ». Vgl. « Schweiz. Kirchenzeitung », Nr. 36, 1835 (Verhandlungen des Großen Rats).

das unbedingt durchzusetzen und zu behaupten sucht, was geschehen, oder dann ein kirchliches Schisma provozieren. Wohin denken doch die Fantasiemenschen ohne Ausdauer in der Stunde der Gefahr! Auf Durchsetzung der Badener Beschlüsse ist — ohne Unsinn und Gefahr, das noch zu verlieren — nicht zu denken. Desto mehr muß man aber darauf hinarbeiten, daß durch freundschaftliches, wohlwollendes Entgegenkommen einem Rückschreiten, einer größern Absönderung entgegengewirkt und die unsinnigen Extravaganzen endlich einmal beschworen und im allgemeinen Interesse beschworen werden. Ob ich dahin in Luzern, wo so viele persönlichen Interessen im Spiele, durchzudringen vermögen werde, steht dahin. ... »[1]

Ein anderer Konflikt, mit dem sich die Luzerner Konferenz zu befassen hatte, war die *Solothurner Propstwahl*.[2] Die Regierung von Solothurn wählte nach dem Tode des Dompropstes Jos. Gerber am 17. Mai 1834 den liberalen Theologieprofessor Anton Kaiser an dessen Stelle. Auf das erledigte Kanonikat, das diesmal laut Vertrag von 1809 die Stadt Solothurn besetzen konnte, wählte der Gemeinderat den Theologieprofessor Franz Jos. Weißenbach. Die Regierung aber behauptete, daß durch die Propstwahl auch das Kanonikat besetzt sei, und anerkannte die Wahl Weißenbachs nicht, da damit entgegen dem Bistumsvertrage elf statt zehn solothurnische Domherrenstellen geschaffen worden wären. So entstand ein schwieriger Kompetenzstreit zwischen Staat und Stadt. Die Regierung verlangte vom Bischof die Bestätigung Kaisers; Jos. Ant. Salzmann gab ihm die Interimsbewilligung, behielt aber die päpstliche Bestätigung vor. Die Stadtgemeinde aber richtete an die Diözesanstände und durch den Nuntius an den Papst ein Memorial, in dem sie ihr Wahlrecht ausführlich verteidigte. Als dann Kaiser im August 1834 seine Amtsfunktionen

[1] « Hrn. Kopp, den es mich sehr freute, in Solothurn zu treffen, sage vertraulich, daß unser gestrige gemeinsame Besuch beim Bischof, sowie mein nachträglicher von gestern abends und von heute nachmittags auf ihn tiefen Eindruck gemacht zu haben scheine. Er [Jakob Kopp, 2. Tagsatzungsgesandter, späterer Schultheiß] ist ein edler, das Bessere wollender, aber in Bildung und nötiger Gewandtheit unbehülflicher, dabei starrsinniger Mann, der keine wissenschaftlichen und ebensowenig praktische Ansichten besitzt. »

[2] Vgl. darüber *Derendinger Jul.*, Gesch. des Kts. Solothurn von 1830 bis 1841, S. 331 ff.; *J. Amiet*, Das St. Ursus-Pfarrstift der Stadt Solothurn. ... S. 139 ff.; *Hurter*, S. 518 ff.; *Henne*, S. 115 ff.; « Schweiz. Kirchenzeitung » 1834, Nr. 24 ff., 1835, Nr. 1 ff. (Akten und Kommentare); « Waldstätterbote », Nr. 4 ff.; « Allg. Kirchenztg. » 1835, Nr. 32 ff. (Akten). — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 13: Bistum Basel; Domstift und Domkapitel.

beginnen wollte, widersetzte sich das Stift und wollte mit der Regierung verhandeln ; diese lehnte aber bestimmt ab. Das Stift verwahrte nun seine Rechte. Auf Weisung des Nuntius zog der Bischof seine provisorische Bewilligung bis zum Entscheid durch den Papst zurück. Kaiser fügte sich ; die Regierung aber wandte sich am 20. September mit einem Memorial an die Diözesanstände.

Schon im Juni hatte der solothurnische Standespräsident, Josef Munzinger, an Amrhyn geschrieben : « Von Ihnen ... hoffen wir die kräftigste Unterstützung, da Sie vorzüglich der Gründer unsers Diözesanverbandes sind und nicht dulden werden, daß unser Stand, der große, allzu große Opfer gebracht hat, in seinem schönsten, zu allen Zeiten anerkannten Recht der freien Propstwahl gekränkt werde. ... Komme es ..., wie es wolle, so sind wir fest entschlossen, gestützt auf unser Recht, die Sache auf die Spitze zu stellen ; wird ein Stein aus dem Konkordat von 1828 oder der päpstlichen Bulle herausgehoben, so möchte leicht das ganze Gebäude zusammenstürzen. ... Der hochwürdige Herr Bischof ist von unserm Recht ganz durchdrungen. »[1] Luzern erwiderte dem Mitstande Solothurn am 7. November u. a. : « Wir erklären Euch ..., daß wir fest entschlossen sind, das Euch angestrittene Wahlrecht, Eure Stellung als Regierung, das darin gegründete Verhältnis unter den Diözesanständen zu behaupten und aufrechtzuerhalten, dabei die freie selbständige Wirksamkeit des mitbedrohten Bischofs ebenso entschieden zu beschützen und mittelbar die Rechte der gesamten Diözesangeistlichkeit zu vindizieren. ... » Amrhyn gab dem Bischof von diesem Schreiben Kenntnis und bemerkte dazu : « Ist es möglich ..., daß sich die päpstliche Nuntiatur so blindlings ... hierbei zur Störung der innern politischen und kirchlichen Verhältnisse, zur Störung des innern Friedens mißbrauchen läßt, und daß sie dabei nicht einsieht, wie sehr sie das Kirchenoberhaupt, Rom selbst, kompromittiert ? ... »[2] Seinem Sohne aber meldete er, daß er sich mit der Ausarbeitung einer geschichtlich dokumentierten Darstellung über das Wahlrecht der Solothurner Regierung beschäftige. Da der Bischof gleichzeitig Prof. Fuchs die Admission gegeben hatte, glaubte Amrhyn, es komme zu Zerwürfnissen zwischen Bischof und Nuntius. « Ich sehe den Zeitpunkt vor », schrieb er, « wo jenem zum Schutze die Regierungen

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 13. — 30. Juli 1834 : « Überhaupt erwarten wir mit Ruhe das Resultat dieser Geschichte. Im äußersten Fall werden wir den schweizerischen Baurenschuh dem [päpstlichen] Pantoffel entgegenhalten. »

[2] Amrhyn an den Bischof, 8. Nov. 1834.

werden auftreten müssen. ... Die Nuntiatur ist auf eine höchst fatale Weise in die politisch-religiösen Gewebe der Hallerschen Restaurationspartei verwickelt und wird sich schwerlich mit Ehre aus der Sache ziehen. Daß doch die religiösen und politischen Wühler beider Extreme uns immer neue Geschichten anrichten! ... Die Jesuiten und die französische Propaganda, deren publizistischer Wortführer der apostasierte Haller ist, sind Haupttriebfedern. ... [1] Diese Ansicht teilte auch der Bischof. Er schrieb Amrhyn: ... Das ganze Triebwerk gegen hiesige Propstenwahl rührt, wie ich glaube, vom sogenannten Katholischen Vereine her, dessen Haupt Herr von Haller ist, das Haupt des Herrn von Haller aber vielleicht eine berühmte Sozietät. Vor ungefähr drei Wochen — so hörte ich sagen — haben sich Abgeordnete der Katholischen Vereine mehrerer Kantone im Hause des Hrn. Haller eingefunden, wo ein Generalreglement und die Konzentrierung dieser Vereine in einem einzigen gemeinschaftlichen Verein zustandegekommen sein soll. ... Der Kampf gegen hiesige Propstenwahl mag umso hartnäckiger sein, weil eine Partei die Hoffnung nährt, der Diözesanverband könnte dadurch aufgelöst und Solothurn dann durch Apostolische Verfügung wieder unter den hochw. Herrn Bischof von Lausanne gesetzt werden. ...»[2]

Am 16. Dezember entstand im Solothurner Großen Rate bei der Beratung des Konfliktes eine erregte Debatte, mehrere Stadtbürger verließen den Saal unter Protest. Dann beauftragten die Zurückbleibenden den Kleinen Rat, die Vermögensverwaltung des Stifts St. Urs und Viktor an sich zu ziehen und beschlossen: jedes von nun an frei werdende Kanonikat, das nach bisheriger Ordnung durch das Stift oder die Stadt besetzt werden konnte, solle durch die Wahlbehörde des

[1] 21., 22. Sept. 1834. Karl Ludw. v. Haller, der berühmte Konvertit und Verfasser der «Restauration der Staatswissenschaften», war im März 1834 in den Solothurner Großen Rat gewählt worden. — Amrhyn an den Kanzler, 5. Okt. 1834: Der bischöfliche Kanzler sei bei ihm erschienen und habe ihm vertraulich eine «höchst merkwürdige, allein den innern Frieden, wie die Stellung des Bischofs bedrohende Korrespondenz» mit dem Nuntius wegen Prof. Fuchs mitgeteilt; man wolle den Bischof «prostituieren».

[2] 12. Nov. 1834. — Der Bischof ließ sich auch in seiner Korrespondenz mit dem Nuntius von Amrhyn beraten. Am 9. Juli 1835 schrieb er ihm: «Hochdero verehrlichster Rat entsprach so vollkommen meinen eigenen Ansichten, daß ich denselben augenblicklich befolgte. Ganz besondern Dank bin ich Ihro Excellenz schuldig für die freundschaftlichste Mitteilung der Ausdrücke selbst, deren ich mich in den konfidentiellen Schreiben zu bedienen habe, indem ich nie imstand gewesen wäre, mit so diplomatischer Präzision zwischen der Scylla und Charybdis hindurchzusegeln».

Großen Rates vergeben werden; die Einkünfte des Propstes und des unbesetzten elften Kanonikats werden zuhanden der kantonalen Unterrichtsanstalten bezogen usw. Gegen diesen Eingriff in die Rechte von Stift und Stadt protestierten beide energisch. Die Regierung übernahm trotzdem im Januar 1835 die Stiftsverwaltung.

Nach langem Schweigen teilte endlich am 11. Mai der Nuntius dem Kleinen Rate mit, daß der Heilige Stuhl ohne Verletzung der Rechte der Stadtgemeinde Solothurn die Wahl Kaisers nicht bestätigen könne; er bestritt der Regierung die Kompetenz, den Propst außerhalb der Stiftsgeistlichkeit zu wählen und bezeichnete den Großratsbeschluß vom 16. Dezember als Verletzung der Rechte der Kirche.[1] Am 11. Juni fand im Großen Rate wieder eine heftige Debatte statt, wobei gegenüber Hallers Antrag die bisherige Stellung beibehalten wurde und sogar ein Antrag fiel: ein allfällig vom Heiligen Stuhl gewählter Propst sei aus dem Kanton auszuweisen.

Amrhyn schrieb am 14. Juni seinem früheren Mitkommissär Staatsrat von Roll: Die Regierungen der Diözesanstände dürfen angesichts der Einsprache Roms «durch ein duldendes Stillschweigen den Glauben nicht an sich kommen lassen, als seien sie über die Auslegung und Anwendung des Wahlrechts zu der Dompropstei miteinverstanden», ebensowenig die ehemaligen Bistumskommissäre. Er betrachte es darum als «heiligste Pflicht», gegenüber seinem Vaterland und gegenüber dem «vielfach bekümmerten ehrwürdigen Bischof, den Rom in der Sache mitzukompromittieren suche», den Diözesanständen eine ausführliche Darstellung der bezüglichen Unterhandlungen zuzustellen. Von Roll war nun zwar auch der Meinung, daß die Erwähnung der Bistumskommissäre im Schreiben des Nuntius Gizzi diese zu einer Äußerung zwinge; doch schien ihm der bezügliche Artikel 12 des Bistumsvertrages von 1828 widerspruchsvoll, und er erklärte sich deshalb mit dem scharfen Vorgehen der Großratsmehrheit nicht einverstanden. Immerhin meinte auch er, der Papst habe unrecht gehandelt, indem er mit seiner alleinigen Autorität den Konflikt entscheiden wollte, der aus einem zwischen zwei Parteien geschlossenen Vertrag entstanden sei. Er war darum einverstanden, daß die Kommissäre eine Erklärung abgeben,

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 13. — Bischof Salzmann an Amrhyn, 29. Mai 1835. Er sah richtig voraus, daß der Große Rat nun die Fortdauer der Repressalien erklären werde. — Der Kleine Rat gab am 17. Juli 1835 dem Nuntius eine Gegennote ein, die erklärte: der Stand Solothurn lasse sich keinesfalls Auslegungen gefallen, die einem Vertrage zuwider seien.

doch ohne Schlußfolgerungen.[1] Am 10. August trafen sich Amrhyn und von Roll an der « Kreuzstraß » im Aargau und gaben hernach zuhanden der Diözesanstände die « Bemerkungen der Kommissarien ... bezüglich auf das vom Heiligen Stuhle der Hohen Regierung des löbl. Standes Solothurn streitig gemachte freie Wahlrecht zu der Propstenstelle an der Kathedralkirche ... » im Druck heraus.[2] Am 16. August verhandelte dann Amrhyn — als die Einladung zur Luzerner Konferenz bereits ergangen war — mit der Solothurner Standeskommission. Er schrieb über die Situation seinem Sohne: « In Solothurn stehen die Sachen weder gut noch wirklich bös, und das Gefühl der Besorglichkeit mit daheriger Unschlüssigkeit scheint vorzuherrschen. Indessen ist es mir bei dem heutigen Zusammentritt mit der Standeskommission gelungen, den Widerwillen Solothurns gegen die ausgeschriebene Konferenz zu besiegen, allein von daher mache ich mir doch keine Hoffnung auf Solothurns kräftige Mitwirkung zu etwas Positivem. Uns muß auch in der heutigen politischen wie moralischen Abschwächung genügen, Rückschritte verhindern zu können und zu diesem Ende die sich mißtrauenden Kantone gegenseitig anzunähern und zur kühlen Besonnenheit zurückzuführen. Das war mein Bestreben in Solothurn und muß es vornämlich in Luzern sein, wo man nur zu lange auf den Stelzen der Exzentrizität ohne innern festen Gehalt herumschwärmte. ... »[3]

Eine dritte besondere Veranlassung für die Luzerner Konferenz waren die *Bistumsstreitigkeiten in St. Gallen.*[4] Nach dem Tode des Bischofs Karl Rudolf von Buol-Schauenstein (1833) war das Bistum Chur-St. Gallen durch die Maßnahmen der St. Galler Behörden desorganisiert. Ein Teil der Geistlichkeit unterstützte das radikale Vorgehen der Staatsgewalt; das hatte die Stellungnahme zur Zensurierung des Professors Alois Fuchs gezeigt. In Ausführung der Badener Beschlüsse hatte der Große Rat am 25. November 1834 in 38 Artikeln das Staatskirchenrecht völlig einseitig fixiert; doch das Volk verwarf

[1] 20. Juni 1835. — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 13.

[2] Luzern, Meyer, 1835; 30 S. — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 13; F.-A. A. Drucksachen. — Das Konzept von Amrhyns Hand. — Der Luzerner Kleine Rat verdankte am 4. Sept. den beiden die « Erklärung » « mit vielem Vergnügen » und erklärte, die Ansichten der Solothurner Regierung seien auch die seinigen.

[3] Herzogenbuchsee, 17. Aug. 1835.

[4] Vgl. darüber *Hurter*, S. 551 ff.; *G. J. Baumgartner*, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen, II 156 ff.; *Alex. Baumgartner*, G. J. Baumgartner, S. 110 ff.; *Feddersen*, S. 214 ff.; *Henne*, S. 127 ff.

sie mittels des Vetos mit gewaltiger Mehrheit. Im Frühling 1835 aber begannen die Verhandlungen mit dem Nuntius wegen der Wahl eines neuen Bischofs und der Gestaltung der Bistumsverhältnisse. Landammann G. J. Baumgartner erbat am 17. Dezember 1834 die Unterstützung Amrhyns für den Unterhändler (von Saylern). Er schrieb dazu: „Rom ist zwar durch die Beschlüsse und Vorgänge im Kanton St. Gallen hart getroffen worden und empfindet es tief. Indessen habe ich schon diesen Sommer dem Hrn. Nuntius bei mehreren Unterredungen in Zürich klar gemacht, daß die Unredlichkeit und das heimtückische Verfahren bei den Unterhandlungen vom Jahre 1823 wesentlich an allem schuld seien, daß die Nichtbeachtung der Protestationen Graubündens, die Nichteinholung der Sanktion bei dem Großen Rate von St. Gallen selbst die wahren Ursachen gewesen sind, welche den frühern Zustand der Dinge stürzten, — daß St. Gallen weder Spaltung noch irgend welche wesentliche[n] Kirchenreformen projektiert, sondern bloß einfache Rückkehr zu dem leidlichen Zustand unter Konstanz, namentlich aber Aufhörung des Mönchsregiments wünschte und noch wünscht, welches ein für allemal sich mit den Interessen des Kantons St. Gallen nicht zusammenreimen läßt. ... Eine Niederlage St. Gallens würde die verderblichste Rückwirkung auf die übrigen Kantone haben; der hiesige Kanton wäre aber selbst geneigt, sich an das Bistum Basel anzuschließen, wenn die Nuntiatur im mindesten Schwierigkeiten machen würde, die von St. Gallen zu stellenden Ansinnen zu erfüllen. ...“[1]

Bei seiner Anwesenheit in Luzern bat Saylern den Schultheißen Amrhyn, sich vertraulich zu erkundigen, ob der Bischof von Basel den Zöglingen des st. gallischen Priesterhauses die heiligen Weihen erteilen würde. Amrhyn gab darüber dem Landammann Baumgartner folgenden Bericht: „Durch seine Hingebung an die Regierungen der Diözese und sein Widerstreben den Insinuationen der Nuntiatur [gegenüber], wie mir genau bekannt, ist dieser edle Freund des Vaterlandes [Bischof Salzmann] von Seite[n] Roms selbst bedroht, und es dürfte der Curia vielleicht nichts erwünschter sein, als gegen den Bischof als Übertreter des kirchlichen Kanons, weil er nach Roms Ansicht auf keine gültigen Dimissorialen die heiligen Weihen erteilte, die Suspension auszusprechen, ohne dagegen für sich zur Seite den entschiedenen Schutz bei den h. Regierungen der löbl. Diözesanstände zu finden, die durch die obwaltenden Umstände so vielfach im kräftigen Auftreten gehemmt

[1] F.-A. A. IV. D. 5.

werden. Dies sind die Besorgnisse, welche dem hochwst. Bischofe und bei seinen edeln Gesinnungen und dem bereitwilligsten Herzen, gefällig zu sein, auf eine schmerzliche Weise es verunmöglichen, dem Wunsche der h. Regierung von St. Gallen entsprechen zu können. Diese vertrauliche Eröffnung begleite ich mit der Erklärung, daß der Bischof von Basel zur Stunde im offenen Kampfe mit einem großen Teile seines Klerus sich befinde, der im Bunde mit Rom ihm entschieden gegenübersteht, und der schon im Jahr 1833 es gewagt hat, den Bischof öffentlich und im geheimen beim fanatischen Volke zu verdächtigen und als einen Abtrünnigen von der Kirche zu verschreien. ... »[1]

Nach einer weitern ergebnislosen Unterhandlung im März teilte der Nuntius der St. Galler Regierung mit, der Papst habe am 6. April den Kapitelsvikar von Chur, J. G. Bossi, als Bischof von Chur und St. Gallen präkonisiert. Das katholische Großratskollegium protestierte am 24. April gegen den Fortbestand des Doppelbistums und die Einsetzung des neuen Bischofs; es wollte den bisherigen, von Rom nicht anerkannten Bistumsverweser Zürcher beibehalten und eventuell — wenn das Bistum St. Gallen nicht zustande käme — den Kanton dem Bistum Basel anschließen. Baumgartner schrieb an Amrhyn: «Das Kirchliche ... anlangend, bleibt nur übrig, ohne alle Schüchternheit den offenen Kampf zu wagen und fortzusetzen; denn tut man dies nicht, so wird die liberale Schweiz doch unterminiert, während bei kräftigem Auftreten in der Regel immer etwas zu gewinnen ist. Ich zähle in dieser Rücksicht auf die Basler Diözesankantone, sofern nicht Bern wegen seines Bistums (Leberberg) gelähmt ist.»[2] Nachdem aber bei der Neuwahl des Großen Rates eine gemäßigtere Richtung die Oberhand gewonnen hatte, anerkannte der katholische Administrationsrat Bossi als Bistumsverweser. Und das katholische Großratskollegium beschloß am 4. August, nach elfstündiger Debatte, die früheren Beschlüsse aufzuheben, den Administrationsrat für die Unterhandlung

[1] 15. Jan. 1835. — «Waldstätterbote», Nr. 30, 1835.

[2] «Neben dem Kirchlichen darf aber auch das Gemeineidgenössische nicht vergessen und versäumt werden, und in dieser Beziehung tut man viel zu wenig. Die Bundesreform ist so gut als ganz aufgegeben worden, obwohl sie allein uns retten kann. Sie allein vermag die zersplitterten Kräfte wieder zu sammeln und der Schweiz die Stärke zu verleihen, die sie gegen das diplomatisierende Ausland und gegen Rom notwendig haben sollte. .... Ich will hoffen, Luzern werde unter Ihrer Leitung, wie immer, sich kräftig aussprechen, was auch kommen mag, und das schwache Zürich, sowie das egoistische Bern zu Schanden machen.» — Datum des Poststempels: 13. Mai 1835.

über ein eigenes Bistum zu bevollmächtigen und bei der Nuntiatur um sofortige Anordnung der Bistumsverwaltung nachzusuchen. Doch der Große Rat verweigerte am 12. November - - nach der Luzerner Konferenz - - die Anerkennung dieser Beschlüsse. — Durch Konsistorialdekret vom 23. März 1836 wurde dann das Doppelbistum Chur-St. Gallen getrennt und am 13. Mai vom Papste der Pfarrer von Sargans, Peter Mirer, zum Apostolischen Vikar der Diözese St. Gallen ernannt. Doch waren damit die Bistumsverhältnisse noch lange nicht geordnet. Auch die Luzerner Konferenz zeitigte in dieser Angelegenheit keine Lösung. [1]

Die gleichzeitigen Konflikte zwischen Kirche und Staat im Aargau, in Solothurn, in St. Gallen, in Luzern weckten bei den liberalen und radikalen Staatsmännern den Wunsch, durch eine neue Konferenz die Kampffront von Baden zu festigen und gegenseitige Rückendeckung zu finden. Als Bischof Salzmann die gewaltsamen Regierungsmaßnahmen gegen die Dekane Dosenbach und Rohner nicht anerkannte, wandte sich der Aargauer Obergerichtspräsident Dr. K. R. Tanner, ein Führer der Radikalen, an Amrhyn, mit dem Wunsche, daß die Einberufung einer Konferenz befördert werde. [2] Amrhyn erwiderte: «Euer Wohlgeboren freundliche Anzeige ... überzeugt mich ebenfalls immer mehr, wie dringend eine förmliche Zusammenberufung, wo nicht sämtlicher Kantone, welche an den Badener Konferenzen des Jahres 1834 Anteil genommen, doch wenigstens derjenigen Kantone wäre, deren Gebiet das Bistum Basel bildet. Allein ebenso lebhaft liegt in mir die Überzeugung, daß, wenn eine daherige Konferenz in ihren zu fassenden

[1] Landammann Baumgartner tat alles, um die Basler Bistumsstände für die Absichten St. Gallens zu gewinnen. Amrhyn — nach seiner Sendung nach Solothurn — an seinen Sohn, 17. Aug. 1835: «Da Landammann Baumgartner auf mich wartete, kehrte ich nach dem Gasthof zurück. ... Der Grund seines Zurückbleibens in Solothurn ... war kein anderer, als die Ursache meiner Anwesenheit zu erfahren und dabei auszukundschaften, was unternommen werde und wie die Stimmung in Solothurn sei. ... Indessen habe ich heute Anlaß gefunden, mich überzeugen zu können, daß seine Arglist beinahe aller Orten zum Sprichworte geworden sei, und daß man sich scheut, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten, weil man ihm keine Offenheit, sondern nur Arglist zutraut. So wie er mich auszuholen hoffte, suchte ich hinwiederum seine Ansichten auszuforschen. Nichts Angelegeneres hatte er hingegen, als den wirklich höchst unzuverlässigen Zustand, in dem sich der Kanton St. Gallen und mittelbar dessen Regierung befindet, zu verhüllen. ... Indessen wünscht er sich in den Kantonen, die sich durch ihn — wie er glaubt — auf der pragmatischen Konferenz in Baden überlisten ließen, ein[en] Stützpunkt zu bewahren; diese aber ... mißtrauen immer mehr seiner Persönlichkeit.» — F.-A. A. IV. D. 5.

[2] 15. Juli 1835. F. A. A. IV. D. 79.

Beschlüssen nicht gleichsam zur Einmütigkeit führen sollte, das in solchen Konferenzen liegende Heilmittel zur noch größern Verwirrung in unserm ohnehin tief aufgeregten und seit zwei Jahren moralisch sehr geschwächten Vaterlande führen dürfte. - Bis und so lange Bern und Solothurn die Badener Konferenzbeschlüsse genehmigt haben würden, darf auf eine Besammlung der erstern Art schwerlich gedacht werden, und wie bald dürfte die noch abgehende Ratifikation dieser Stände eingehen? Wollen wir aber die Diözesanstände versammeln, so tritt zu diesen - - für die Hauptsache, die Konferenzbeschlüsse von Baden, sich noch nicht entschiedenen — Kantonen der noch weit unzuverlässigere Kanton Zug hinzu. Ich sehe nicht, wie wir bei so geteilten Ansichten gegen die geschlossenen Gegner ausreichen werden. Mein ganzes Bestreben wird demnach unverwandt dahin gerichtet sein, auf welchem von beiden obberührten Wegen oder am Ende: ob vielleicht nicht auf einem dritten zum gewünschten Ziele gelangt werden könne. Bis dahin müssen die Regierungen mit Entschiedenheit, aber ebensosehr mit Gerechtigkeit und Mäßigung ihren Weg gehen und sich davon durch die an Verzweiflung grenzenden Aufregungen ihrer lieb- und gesetzlosen Gegner nicht ablenken lassen. Soviel es sich nur immer mit der Stellung und Würde der Regierung vereinbaren läßt, wünsche ich dann auch den Bischof geschont, der in der schwierigsten aller Lagen sich befindet, der den Widersachern der Regierungen noch weniger als diesen genügt, und die es zuverlässig darauf angelegt haben, entweder ihn zur Resignation zu nötigen oder von Rom seine Abberufung herbeizuführen, um an dessen Stelle einen Hildenbrand zu setzen, der uns vollends den religiosen und politischen Kappenzaum anlegen soll. Ich hätte sehr gewünscht, der Bischof, den ich als Freund seines Vaterlandes kenne, hätte sich mehr in die Bedürfnisse und Ansichten im Vaterlande finden können; allein, wo findet er hierfür in der ruhigen Haltung der meisten Kantonsregierungen die erforderliche Aufmunterung? Und wie ferne von ihm steht nicht der größere Teil der Geistlichkeit, tritt selbst feindselig ihm gegenüber! ...»[1]

Indessen hatte der Staatsrat des katholischen Vororts den Schultheißen Schnyder und Amrhyn schon beauftragt, mit dem Bischof und mit der Gesandtschaft des Kantons Aargau während der Tagsatzung Rücksprache zu nehmen.[2] Und am 10. Juli erließ Luzern an Bern,

[1] 17. Juli 1835.

[2] Prot. des Staatsrats, 25. Juni 1835. — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12.

Aargau, Solothurn, St. Gallen, Thurgau und Baselland ein Kreisschreiben, worin eine neue Konferenz beantragt wurde. Von der Tagsatzung in Bern berichtete dann der zweite Gesandte Luzerns, Jakob Kopp, am 18. Juli 1835 an Amrhyn: «Gleich anfangs meiner Anwesenheit in Bern sprach ich mehrere Gesandte der durch unsere kirchlichen Fehden beteiligten Kantone. Alle sehen es gerne, wenn Besprechungen unter gedachten Gesandtschaften für und über ein gemeinschaftliches Zusammenwirken stattfinden möchten. Um die betreffenden Herren im Laufe der kommenden Woche zu versammeln, werde ich Hand ans Werk legen müssen. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir durch einige Winke zu bezeichnen, welche Punkte Ihrer Ansicht gemäß einer Besprechung unterlegt und was nach Ihrem Dafürhalten überhaupt getan und beschlossen werden sollte? — Wer indessen mitansehen muß, welch eine Vorliebe für den eigenen Kanton und nicht selten eine unwürdige Eifer- und Verkleinerungssucht gegen andere, selbst bessere Geister, in einer ungeheuren, persönlichen Eigenliebe gefangen hält - kan[n] nicht leicht an gemeinschaftliche große Werke glauben. Ich fühle aber wohl, daß wir entmutiget nicht in Trägheit fallen sollen, sonst dürften wir nur zu bald ein Raub unserer Gegner sein. ...»[1] — Amrhyn teilte Kopp mit, daß die Regierung eine Konferenz beantragt habe und schrieb weiter: «Um eine Konferenz fruchtbar zu machen, finde ich aber eine Vorbesprechung unter den betreffenden Gesandtschaften auf dem Bundestage über die allda zu behandelnden Kirchenangelegenheiten nicht nur höchst ratsam, sondern selbst unerläßlich, denn es liegt in mir — fern von Scheu oder Furcht — doch die Überzeugung: daß, wenn bei einer zu besammelnden Konferenz nicht zum vorherein mit Zuverlässigkeit auf beinahe gänzliche Einstimmigkeit gezählt werden kann, dieselbe, statt zum Frommen der vaterländischen Rechte, zur noch mehreren Schwächung, vielleicht wohl gar dazu dienen wird, bei unserer so traurigen innern Zerrissenheit ein neues, das eigentliche absolute ultramontanische Kirchensystem einzuschmuggeln und von daraus in der Folge auf eine politische Um[ge]staltung in der Schweiz in analogem Sinne, wahrlich nicht einmal im Geiste eines billig freien Systems hinzuwirken. Für eine so nötige Übereinstimmung unter den eidgenössischen Ständen fehlt es aber noch gar viel. Bern, durch zwei Extreme in seinem Innern gehemmt, zögert immer noch, die Badener Konferenzbeschlüsse seinem Großen Rate zur Genehmigung

[1] F.-A. A. IV. D. 37.

vorzulegen. Solothurn ist in peinlicher Ungewißheit über den Erfolg einer solchen Vorlage dem seinigen und wünschte einen handbietenden Ausweg. Graubünden ist durch die Stimmung unter dem weniger gebildeten Teile seines Volkes, nämlich seiner katholischen Bevölkerung, bei dem in religiöser Beziehung ängstliche Besorgnisse angeregt sich befinden, vorderhand nicht in der Lage, offenen Anteil an den Badener Verhandlungen zu nehmen, wenn anders diese Stimmung durch die jüngsten Übergriffe Roms nicht gebessert haben sollte. Welcher Erschütterung St. Gallen unterlegen ist, wissen Sie so gut als ich, und es frägt sich, ob die Regierung einen neuen Kampf wagen darf. Diese scheint nach Rückäußerung vom 15. dies dazu bereit; das angrenzende Thurgau dürfte gleiche Gesinnungen hegen. Im Aargau ist beider Teile Exaltation groß. Im hiesigen Kanton erblicke ich noch am meisten Gleichgewicht. Über Basellandschaft erlaube ich mir kein Urteil; allda hat der revolutionäre und kontrerrevolutionäre Geist noch zu viel persönlichen Gärungsstoff angehäuft, als daß zu einer wissenschaftlichen, billigen und humanen Staatsansicht gelangt werden könnte.

Bei so verschiedenen Kantonsvisionen, dadurch schon so entgegenstrebend einander, geschweige durch die herrschende Selbstsucht noch unvereinbarer gemacht, genügt es nicht, bloß die Außenseite eines jeden Kantons zu kennen, sondern Pflicht und Klugheit gebieten, deren jeden inneren sittlichen und politischen Gehalt mit möglichster Genauigkeit zu kennen, damit in einem so entscheidenden Augenblicke, wie der gegenwärtige ist, keine Mißrechnungen gemacht werden. Hüten wir uns vorzüglich vor jener Großtuerei, die seit zwei Jahren besonders so viele Schmach über die ehemals so gefeierte Schweiz gebracht hat! Übernehmen wir um Gottes willen nicht mehr, als was wir nach zuvor ruhig geprüften Kräften auszuführen vermögen! Großsprecherei entwürdigt im gewöhnlichen Leben, geschweige im Staatsleben. Ich wiederhole es: eine genaue, vor eigener Täuschung bewahrende Kenntnis unserer innern Lage ist erste Forderung zum sichern Handeln. Daher kann allein eine vertrauliche, truglose Vorbesprechung, eine dabei durchgeführte Aufrichtigkeit, ein trauliches Warnen vor den uns durch uns selbst drohenden Gefahren, ein edles Ermuntern zur Beseitigung jeder persönlichen und Kantonaleifersucht, ein eigentliches Hinstreben zur Nationalansicht in Tat und Wille führen. Vermögen wir uns auf diesen Punkt nicht zu erheben, ihn durchzuführen, dann verzichten wir nicht nur auf Großes, Nationales, sondern verzichten wir auch noch auf Mittelmäßiges, das auch nicht ohne große Selbstverleugnung erreicht werden

kann. Ihrem psychologischen, Ihrem ausforschenden Blicke vertraue ich zuversichtsvoll die vorhin angedeutete Erforschung des innern Zustandes eines jeden bei der Sache beteiligten Kantons, die eindringliche Darstellung der gebietenden Notwendigkeit, sich zum gemeinsamen Zwecke mit gegenseitigem Zutrauen anzuschicken und zu ermuntern. Dabei muß Billigkeit, Zartsinn und großherzige Vergessenheit die einzig sichere Bahn berechnen. Daneben ist darauf zu halten, wenn Notwendiges erreicht werden soll, daß alle an einer Konferenz künftig teilnehmenden Kantone ihre Gesandtschaften dahin mit der förmlichen Erklärung abschicken: daß sie die Badener Konferenzbeschlüsse genehmigt, oder mindestens ihre Gesandten zu einer gemeinsamen, gleichartigen Ausführung derselben, und wo es dazu der Mitwirkung des Bischofs bedürfen sollte, zur Einleitung von Unterhandlungen mit diesem ermächtigt haben. Nur nicht auf halbem Wege stehen bleiben! — So weit würde ich freilich nach meiner warnenden Ansicht vom Christm[onat] 1833 nicht schon gegangen [sein], wenn nicht die Gegenwirkung den Grad der Überherrschung, der Beseitigung jeder staatsrechtlichen Warnung und Mitwirkung genommen hätte, die nun — von außen angeschürt — einmal vorhanden ist. [!] Jetz[t] darf man nimmer weichen. Allein der Gegenkampf soll würdig, ruhig, besonnen, gerecht und hochherzig, sowie — wo es immer mit der Würde des Staats vereinbar — milde durchgeführt werden: die sieghafte Waffe gegen den in wahrem Übermute, mit mittelalterlichen Beschwörungsformeln uns entgegentretenden Feind. Geben wir unserm Volke dieses Beispiel eigenen Wertes, eigener Würde, um es durch dieses Vorbild zur Erhaltung seiner Freiheit hinzuleiten, ohne welche Selbstbeherrschung, ohne welchen Edelmut an keinen Bestand freier, gerechter Institutionen zu denken ist. ... — Noch eines soll ich meinen oben eröffneten Ansichten über das nachtragen, was einleitungsweise und auf eine künftige Konferenz über Kirchensachen geschehen soll, nämlich: man sei darüber einstimmig, daß man das päpstliche Verdammungszirkular über die Badener Konferenzbeschlüsse von Staats wegen zu keiner Publizität, unter welchem Namen auch dies versucht werden wollte, gelangen lasse. Solche Verdammungsakten sind übrigens nicht so außerordentliche Zeiterscheinungen. Clemens XIII. hat eine ähnliche im Jahr 1769 gegen die Helvetiorum jura [circa] sacra geschleudert; Papst Pius VII. weinte im Jahr 1807 über den ketzerischen Sinn des Standes Luzern, welcher mit Bischof Dalberg von Konstanz im Jahr 1806 das Konkordat in kirchlichen Angelegenheiten abgeschlossen

hatte, und Pius VII. ebenfalls erinnerte in seiner Antwort vom 29. Heum[onat] 1815 — über die verlangte Abtrennung vom Bistum Konstanz, mit dem Ansuchen um Errichtung eines einheimischen Bistums verbunden — an jene Verdammung. ... Auch erließ Papst Pius VIII. unterm 30. Brachmonat 1830 an die Erzbischöfe, Bischöfe und übrige Klerisei der süddeutschen Kirchenprovinz ein ähnliches Zirkular. Die Regierungen blieben demungeachtet in ihrer Stellung und Rechtsübung und achteten dieser Interdikte so wenig als jener, welche die Päpste nach dem Westfälischen Frieden und nach dem Regensburger Rezeß vom Jahre 1803 gegen die Aufhebung von Bistümern und die Säkularisation von Stiften, Klöstern, geistlichen Gütern etc. erlassen hatten. ...[1]

Jakob Kopp erwiderte auf diese ausführliche Darlegung: Sie sind über Gang und Erfolg in unsern kirchlichen Angelegenheiten, wie ich mich aus Ihrem sehr Verehrten überzeugen muß, tief bekümmert. Daß ich Provokationen, ja selbst auch voreiligen Empfindlichkeiten in diesen Dingen abhold war, wissen Sie. Allein der Handschuh ist nun einmal geworfen und aufgehoben worden, daher, wie Sie für sich erklären, auch ich den wider meinen Willen begonnenen Kampf mannlich und getreu werde auskämpfen helfen. — Eine große Entschiedenheit ist unter den beteiligten Ständen jedoch schwerlich zu finden. In Bern wissen — einem Neuhaus, Fetscherin und drei andern gegenüber — Schultheiß Tavel und Alt Schultheiß Tscharner jede Mitwirkung zu behindern. Aargau einzig marschiert so kräftig, als es nun einmal [für] dasselbe unerläßliches Bedingnis geworden ist. Zürich sieht gleichgültig zu. Thurgau hat den katholischen Teil des Rates bis auf zwei Glieder gegen den Staat, und der andere bekümmert sich nicht sonderlich um das katholische Wesen. Von St. Gallen wird fortwährend nur spekuliert. Schlägt heute für das Ganze eine Idee auch gut an, so wird ihr morgen wieder der Krieg erklärt, weil sie entweder nicht dort erzeugt oder schon wieder zu alt ist. Graubünden handelt lediglich für sich, und Solothurn scheint's nicht viel besser treiben zu wollen. ... Unsern Bischof betreffend, so teile ich — bis auf einen Wendepunkt, der sich in der Sache gemacht hat — Ihre Ansichten ganz. Er hätte mehr geschützt und geschont werden sollen, als besonders Aargau es tat, und zwar langsamern, aber eben deswegen auch sichern Ganges würde vieles gutgemacht worden sein. Diese Ansicht ist nun aber

[1] 20. Juli 1835.

infolge dessen, was Rom gegen Solothurn, St. Gallen und Chur getan, zu einem frommen Wunsche geworden, und es kann solchen Vorgängen nach in das Tun unseres Bischofs gegen Aargau unmöglich mehr eingestimmt werden. Für ihn gibt es auch keine andere Wahl mehr, als ein rein nationaler Bischof oder ein vollkommen römischer Diener zu werden. Obgleich mit innerem Schmerz, so scheint er sich doch für letzteres entschieden zu haben. Ist es aber so, so wäre mir lieber, daß er ein Mann wäre, dessen Namen nie so guten Anklang im Vaterlande gefunden, als auf eine Zeit der seinige.» [1]

Am 29. Juli berichtete der erste Tagsatzungsgesandte, Dr. Kasimir Pfyffer: «Was die kirchlichen Angelegenheiten betrifft, so hat hier eine kurze Privatbesprechung zwischen dem Personale der Gesandtschaften von Aargau, St. Gallen, Solothurn, Basel-Landschaft und Luzern stattgehabt, ohne daß jedoch etwas ermittelt worden wäre, was man den respektiven Kantonsregierungen empfehlen könnte. Darüber war man so ziemlich einverstanden, daß die einzelnen Regierungen so wenig als möglich vereinzelt handeln, sondern eine Art Solidarität unter sich errichten sollten. Es wird inzwischen noch eine zweite Besprechung in weiterm Kreise stattfinden. — Bischof Joseph Anton ist so schwach und so unbedingt der Nuntiatur unterworfen, daß von ihm nichts gehofft werden darf. Seine Resignation dürfte kein Unglück sein. Entweder hätte er einen Nachfolger, der seine Rechte gegenüber der römischen Kurie behaupten oder einen solchen, der sich unbedingt von der letztern würde leiten lassen. Im erstern Falle würde man gewinnen, im letztern nichts verlieren. Nur der Unterschied könnte eintreffen, daß ein Kurialist aus System, anstatt ein Kurialist aus Schwäche Bischof würde. Allein die Resultate sind die gleichen, nur daß man mit der gutmütigen Schwäche Nachsicht hat, während man der bösen Gesinnung rücksichtslos entgegentritt.» [2]

Am 14. August erließ der katholische Vorort an die Basler Diözesanstände, an St. Gallen und Graubünden die Einladung zur Luzerner Konferenz auf den 7. September. Graubünden und Zug lehnten ab,

[1] 25. Juli 1835. — Amrhyn hatte gewünscht, es möchte die Luzerner Gesandtschaft den Bischof in Solothurn besuchen, um ihn aufzumuntern. Kopp erwiderte: «Was ein Besuch von mir fruchten würde, kann ich leicht denken. Er wird mir jammern und zusprechen, auf mich aber nicht hören. Wen[n] Sie solchen aber nur vom geringsten Nutzen glauben und ihn wünschen, so werde ich schon Ihres Wunsches wegen ihn machen. Pfyffer nimmt schwerlich Anteil daran. ...» Kopp machte dann den Höflichkeitsbesuch.

[2] F.-A. A. IV. D. 58.

die übrigen Stände sagten zu. Amrhyn wurde — wie wir gehört haben — am 13. August nach Solothurn abgeordnet. Und Schultheiß Schnyder mahnte in Aarau zur Mäßigung.[1]

Nach diesen einleitenden Schritten trat am 7. September die *Luzerner Konferenz* zusammen; sie dauerte bis zum 13. September. Schultheiß Franz Ludwig Schnyder und Statthalter Amrhyn vertraten den Stand Luzern.[2] Schnyder, der die Konferenz präsidierte, nannte als Hauptgegenstand der Beratung: die weitere Entwicklung der Badener Konferenzanträge, welche — obwohl von der kirchlichen Gewalt mißbilligt — dennoch in den allgemein anerkannten Kirchengesetzen, in den Gesetzen der meisten katholischen Länder und in dem Herkommen der Eidgenossen begründet, weder unzeitig noch voreilig seien, weder den Frieden des Volkes stören noch das Vertrauen desselben zu den Regierungen schwächen, gegenteils durch den Langenthaler Grundvertrag zwischen den baselschen Bistumskantonen vom Jahre 1828 und durch die Eingriffe der kirchlichen Gewalt in die Rechte des Staates in neuester Zeit und in verschiedenen Gebieten des Vaterlandes als hinreichend gerechtfertigt erscheinen.» Bern und Solothurn waren nur zum Anhören und Berichterstatten erschienen. — In scharfem Votum legte der Aargauer Fetzer den Standpunkt seines Standes dar: «Der Bischof von Basel habe sich solche Eingriffe in die Rechte des Staats erlaubt, daß Aargau gezwungen sei, falls es in den baselschen Bistumskantonen keine Gewährleistung für dieselben finde, sich vom Bistumsverbande förmlich loszusagen. Aargau habe

[1] An Amrhyn, 1. Sept. 1835: «Letzten Samstag war ich in Aarau und sprach dort sehr lange und ernstlich — zur Mäßigung und Besonnenheit, vereint mit Ernst und Entschiedenheit mahnend — mit den Herren Landammann Lüscher, Regierungsräten Dorer und Wey, Obergerichtspräsident Tanner und Seminardirektor Keller usw. Ich hoffe nun, daß die Instruktionen, welche die Abgeordneten von Aargau mitbringen werden, sich innert Ziel und Maß halten werden. ...» — Prof. Christoph Fuchs schrieb am 12. Sept. an Amrhyn: «Überall ist man gespannt auf die Resultate der Luzerner Konferenz. Nur vorwärts, wenn auch langsam; nur nichts Halbes! In den meisten Teilen des Kantons St. Gallen hat, wie ich aus den sichersten Quellen weiß, das fanatische Fieber bedeutend abgenommen und ist im täglichen Verkühlen; was jetzt noch aufgeregt wird, geschieht von außen durch die bekannten Organe. ...» Zugleich verdankte er Amrhyns Verteidigung der Badener Artikel: «Eben, weil die Haltung dieser Schrift ebensofern von Übermut und Roheit als von Kriecherei und dem Lavierungssystem ist, hat sie innern Wert. ...» — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 13.

[2] Ernennungsakt und Instruktion vom 5. Sept. — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21. — Vgl. den Artikel im «Eidgenosse» (Nr. 69): «Was hat die Konferenz von Luzern für eine Aufgabe?» Über die Konferenz Nr. 77 ff. — «Allg. Kirchenztg.», Nr. 53, 54 (Beschlüsse).

im Laufe dieser Verwickelungen erfahren, daß der Bischof die wichtigsten Angelegenheiten für sich allein behandle, ohne den bischöflichen Senat zu Rate zu ziehen. Es werde daher darauf dringen, daß die Vorlegung von Kapitelsstatuten nach Inhalt der Unterhandlungen von 1830 stattfinde.» Der zweite Aargauer Gesandte sagte, der neueste Kampf habe die «Sehnsucht nach einer Nationalkirche» geweckt. Amrhyn bemerkte, das Volk müsse «der Verführung in kirchlichen Dingen entrissen werden». St. Gallen und Baselland hatten bestimmte Instruktionen; Thurgau äußerte sich vorsichtig.[1] In der zweiten und dritten Sitzung wurde die Durchführung der Badener Artikel im einzelnen besprochen. In der vierten und fünften Sitzung kamen die Anstände des Aargaus mit dem Bischof zur Sprache. Fetzer referierte: Während Bischof Salzmann, den der Solothurner Vertreter Dürholz einen «Schattenkönig» nannte, sich 1831 gegenüber der Freiämter Geistlichkeit sehr gut verhalten und mit dem Katholischen Verein nicht in Verbindung gestanden habe, sei sein Brief vom 10. April 1835 eine Brandfackel geworden; Grundstein des staatsgefährlichen Treibens sei die längere Widersetzlichkeit des Bischofs. Die Aargauer Gesandtschaft verwahrte sich gegen eine Entscheidung durch die Stände: Der Aargau wolle eine Vermittlung nicht hindern; er werde sich aber keine Zumutungen gefallen lassen, die seinen Hoheitsrechten Eintrag tun könnten. Amrhyn und von Roll wurden dann als Vermittler bestimmt. In der sechsten Sitzung wurde namentlich der Solothurner Propststreit behandelt, den — wie die andern Angelegenheiten — eine eigene Kommission vorbesprochen hatte. Nach dem Antrag dieser Kommission wurde der Streit als eine Angelegenheit sämtlicher Bistumskantone bezeichnet. Solothurn verwahrte ebenfalls seine Hoheitsrechte.[2] — Der Große Rat von Luzern ratifizierte schon am 7. Oktober auch diese Abmachungen. In den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern aber erhoben sich neue Schwierigkeiten. *(Fortsetzung folgt.)*

[1] Konferenzprotokoll. (Sekretär: Siegwart-Müller.) — F.-A. A. I. 237. Notizen Amrhyns über die Verhandlungen; *Henne*, S. 189 ff.; «Schweiz. Kirchenztg.», 1835, Nr. 39 ff.; «Luzerner Ztg.», Nr. 74 ff.; «Waldstätterbote», Nr. 79 ff.

[2] Am 6. Juni 1836 teilte der Nuntius der Solothurner Regierung mit, der Papst sei bereit, Kaiser als Propst zu bestätigen, wenn das Stift wieder in seine Rechte eingesetzt und Prof. Weißenbach als Kapitular des Stifts anerkannt werde. Als dann das Stift Weißenbach in das Kapitel aufnahm, erklärte die Regierung die Wahl als ungültig. Die Stelle des Dompropstes blieb unbesetzt. 1849 starb Kaiser; doch erst 1862 wurde ein neuer Propst gewählt, der 1865 installiert wurde (Ludw. v. Vivis).

Das Collegium Pontificium Papio in Ascona.

Von P. Fridolin SEGMÜLLER O. S. B.

VORBEMERKUNG

Urkundliche und aktenmäßige Quellen für die folgende Darstellung waren früher bis zur französischen Revolution und teilweise selbst bis zur Säkularisation 1852 zahlreich und wohl verhältnismäßig vollständig vorhanden. Infolge dieser beiden Katastrophen und der wechselvollen Geschicke des Kollegs im XIX. Jahrhundert und darüber hinaus wurden die Quellen aber vielfach verschleppt und vernichtet. Die vorhandenen werden folgendermaßen zitiert:

Arch. Coll. Archiv des Kollegs, war in den letzten Jahrzehnten im bischöflichen Archiv verwahrt; einige Bruchstücke wurden im Plunder und Gerümpel des Kollegs gefunden.

Arch. arciv. Erzbischöfliches Archiv in Mailand.

Arch. S. Sepolcro, Archiv der alten Oblatenpropstei zum Heiligen Grabe in Mailand, jetzt in Casa S. Carlo.

Arch. Patriz. Patriziatsarchiv von Ascona, auch unter den Titeln: Protocollo Vicinanza, Atti comunitativi (gemeindliche Akten).

Arch. cant. Kantonalarchiv in Bellinzona.

Carte Borrani. Akten, die von Amtspersonen in den Privatwohnungen aufbewahrt worden und nach deren Abgang dort liegen blieben und zerstreut wurden. Der rührige Geschichtschreiber Siro Borrani hat eine schöne Anzahl derselben gesammelt.

Sehr viele jetzt verschwundene Akten sind in den beiden Streitschriften: Lettera di ragguaglia di un Asconese 1777, und der Gegenschrift: Apologia in risposta a una Lettera di ragguaglio 1778, zitiert und exzerpiert. — Leider sind sämtliche Rechnungsbücher und Schulprotokolle, die 1852 staatlich konfisziert wurden, verschwunden.

Für diejenigen, die mit den Verhältnissen nicht vertraut sind, sei hier bemerkt, daß der hohe Titel « *Patriziat, Patrizier* », so viel bedeutet, wie Ortsgemeinde, Ortsbürger, in älterer Zeit *Vicinia, vicinitas* und *vicini* geheißen. *Console* ist der Gemeindevorsteher. *Palazzo* heißt gewöhnlich jedes Gemeinde- und Schulhaus.

1. Ascona.

Im Gebiete der alten Lepontier, deren Rasse im Laufe der Jahrhunderte sich mit Etruskern, Galliern, Römern, Goten und Langobarden mischte, liegt am nördlichen Westufer des Lacus Verbanus, mit Recht Langensee geheißen, der Borgo (Marktflecken) *Ascona*.[1] Durch den reißenden Maggiafluß und die aus seinen Anschwemmungen gebildete Halbinsel Saleggio von Locarno getrennt, mochte der Ort Jahrhunderte lang sein träumerisches Dasein gelebt haben. Obwohl er Marktrecht besaß, mußte er neben dem benachbarten aufstrebenden Locarno zurückbleiben.

Unverbürgte Sagen berichten, daß schon in den Apostelzeiten das Christentum in der Gegend Eingang gefunden habe.[2] Der hl. Barnabas[3] und der Petrusschüler Hermagoras hätten es in die Täler bis zu den Alpen getragen.[4] Man erzählt, bald darnach habe der heilige Apollinarius den Bewohnern von Brissago das Evangelium verkündet ; von den Heiden verfolgt, habe er sich auf den Inseln von Brissago, in der Nähe Asconas niedergelassen und eine Gemeinde von Neubekehrten um sich versammelt.[5] Daß die Gegend des heutigen Kantons Tessin schon frühe christianisiert war, scheint auch daraus

[1] In ältern Zeiten auch Scona geheißen ; der Name soll sich von scanum (= sandige Ablagerung) ableiten. Andere denken an absconditus (verborgen), vom dichten Uferwald, der vormals den Ort verbarg. Gleicher Abstammung ist Scona, Sommascona bei Olivone. Vergl. *Gualzata*, « Di alcuni nomi del Bellizonese e Locarnese », Genève 1924.

[2] *Siro Borrani*, « Il Ticino Sacro », Lugano 1896, p. 13.

[3] Daher der andere Name für den Lukmanier : Monte S. Barnaba, ähnlich wie der Vogelsberg im XV. Jahrhundert den Namen St. Bernhardin annahm.

[4] *Tatti*, « Annali di Como » I, 1663, p. 20 ; *Cattaneo*, « I Leponti » I, 1874, p. 40. Dagegen *Duchesne*, « Mélanges de G. B. de Rossi », 1892.

[5] *Borrani Giov.*, in « Bolletino storico della Svizzera Italiana », 1886, p. 113 ; *Borrani Siro*, « Ticino Sacro », p. 19. Auf der größeren Insel entstand schon im XII. oder XIII. Jahrhundert das Humiliatenkloster S. Pancrazio und bestand bis zur Aufhebung des Ordens 1571.

hervorzugehen, daß der zehnte Nachfolger des hl. Petrus, Papst Anicet (167–175), nach der Überlieferung aus Vico Morcote stammte.[1] Glaubwürdiger erscheint die Nachricht, daß der erste Bischof von Pavia, der hl. Syrus, im III. Jahrhundert und der fünfte Bischof von Mailand, der hl. Monas († 251), sich mit der Christianisierung der Täler bei und über den Seen befaßt haben.[2]

Die Völkerwanderung brachte die Stämme der Heruler, Goten und Langobarden in diese Gegenden und zerstörte wohl die christlichen Gemeinden. An der Wiederausbreitung des Glaubens haben die heiligen Bischöfe von Como, Felix, † 391, Provinus, † 420, und Abundius, † 489, sowie das Metropolitankapitel von Mailand, dessen Mitglieder als «Grafen der drei Täler» (Livinen, Blegno und Riviera) dort die geistliche und weltliche Jurisdiktion besaßen, das Hauptverdienst, weshalb das Gebiet des heutigen Kantons Tessin bis in die neueste Zeit (1885) den Bistümern Como und Mailand zugeteilt war.[3] Vielleicht haben auch die Abteien St. Gallen und Disentis Anteil am Bekehrungswerk.

Im VIII. Jahrhundert, um 754, soll ein Graf Guido von Lomello und Sparaveira nach Disentis gekommen, dort erkrankt und durch das Gebet des heiligen Abtes Ursicinus († 760) am Grab der heiligen Stifter Plazidus und Sigisbert geheilt worden sein, worauf er zum Danke dem Kloster verschiedene Güter in Insubria schenkte. Eine Stiftungsurkunde ist zwar nicht vorhanden, wohl aber Bestätigungen durch Friedrich Barbarossa, ausgestellt zu Roncaglia 1154, durch Papst Lucius III. 1185, und Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand 1404.

Darnach wurden dem Kloster Güter vom Fluß Dagunda bis Gugivum, bis Vareia, bis Centum Valle, geschenkt. Darunter finden sich die Namen mehrerer Örtlichkeiten im heutigen Tessin und im benachbarten italienischen Gebiete, darunter auch Auesona oder Auchsona oder Authosona. Ob aber darunter Ossone in Piemont,

[1] «Martyrologium Novocomense», 17. Apr., *Tatti*, «Annali di Como» I, p. 82. *Oldelli*, «Due ragionamenti sacri», Lug. 1804. Id. «Dizionario degli uomini illustri» 1807. — *Franscini*, «La Svizzera Italiana» 1837, II. p. 388.

[2] *Tatti*, «Annali di Como» I, p. 29; *Oldelli*, «Due ragionamenti», p. 7, und Dizionario. — *Picinelli*, «Zodiaco della chiesa Milanese»; *Rigolo*, «Scandaglio istorico», Bellinzona 1886.

[3] Das mit dem Ossolatal einigermaßen zusammenhängende Bedretto- und Livinental (nebst Blenio und Riviera) gehörte ursprünglich zu Vercelli und wurde von Bischof Atto 954 testamentarisch an das Mailänder Kapitel abgetreten. *Ceruti*, Il Contado delle Tre Valli Elvetiche, «Boll. storico», 1898; *Boroffio*, «Dei paesi e delle terre del Ticino», 1879.

oder Osogna in der Riviera, oder unser Ascona zu verstehen sei, ist ungewiß. Viel eher dürfte es Personenname sein, was sich mit dem Kontext wohl vereinen läßt. [1]

Vom Besitze gewisser Güter aber auf eine klösterliche Niederlassung zu schließen, ist zu gewagt. Die in der Urkunde niedergelegte Aufgabe oder Vollmacht seelsorgerlicher Verrichtungen machen eine angebliche Schenkungsurkunde aus dem Jahr 754 außerdem sehr verdächtig (P. Notker Curti a. a. O.).

Kanonikus Philipp Vacchini von Locarno findet den Namen Ascona in einer andern durch die gleiche Urkunde angeführte Besitzung Aguna oder Agona. Und weil St. Gallen von den Karolingern nebst verschiedenen Besitzungen, z. B. Massin bei Arona, auch die Vollmacht, Klöster zu gründen erhielt, baut er darauf den kühnen Schluß: Die Kollegiumskirche (von Ascona) war von 990 bis 1250 im Besitz der Benediktiner von Disentis, nachher bis 1580 in demjenigen der Dominikaner. [2]

Daß eine alte Tradition für die Existenz eines Benediktinerklosters in Ascona bestehe, ist wohl behauptet, aber nicht bewiesen worden.

[1] Die Urkunden gingen im Brand von 1799 zugrunde. « Germania Sacra, Episcopatus Curiensis », opera et studio P. *Ambrosii Eichhorn*, 1797, p. 218 s.; 230, 248, 259, 265. Lib. probationum, p. 51. *Mohr*, « Codex dipl. » I, Nr. 129 und 150 Id. « Regesta Disert. », Nr. 40; *Brackmann*, « Germania Pontificia » II, 2, S. 107; *Thommen*, « Dokumente zur Schweizergeschichte » I, Nr. 12, 20; *Curti, P. Notker*, « Die ältesten Eigenkirchen von Disentis », in Zeitschrift für « Schweiz. Kirchengeschichte » VII, 1914, wo die Glaubwürdigkeit auf das richtige Maß zurückgeführt wird. Hier der Wortlaut aus der Urkunde Barbarossas:

Notum sit omnibus tam posteris quam praesentibus, quod comes Wydo de Lomello et Sparawaira tale praedium, quale habuit *Anthosona* (a. Lesart: Auchsona Anchsona, Aichsona), quod situm est juxta Vareia, dedit libera et potestativa manu ... s. Martino, Placido, Sigisberto, patronis Disertinae, cum omnibus pertinentiis ejusdem praedii, cum duabus capellis S. Blasii et S. Galli ... a fluvio Dagonda usque ad Gugivum (Gugirum) et usque Vareia, ea conditione, ut capella S. Blasii semper munita monachis esset Disertinensis coenobii et iidem monachi ibidem victitarent, praedicarent ... docerent, communicarent, absolverent poenitentes, baptizarent, sepelirent omnes de earum familia et omnes christianos, qui eadem sacramenta inibi quaererent. ... Multa alia praedia coenobio dedit, Armo rirum Assissum, ad *Aguna*, ad Centum Valle, ad Lucarne etc. Sollte Auchsona wirklich gleichbedeutend mit Ascona sein, so läge es näher, an Scona oder Sommascona bei Olivone, am Südabhang des Lukmanier zu denken, wo Disentis nachweisbar reich begütert war.

[2] *Ildefons v. Arx*, « Geschichte von St. Gallen » I, 105, 291; II, 468. *Pometta*, « Sunto di Storia Ticinese », 1913. Abhandlung von Vacchini vom 1. Sept. 1893 im Stiftsarchiv Disentis. S. Borrani bezeichnete Vacchini als höchst unzuverlässig, der nicht ernst zu nehmen sei.

Die zahlreichen alten Urkunden und Akten über Ascona machen nicht die leiseste Andeutung darüber. Erst mit dem Bekanntwerden der Bestätigungsurkunden des Kaisers Friedrich und des Papstes Lucius III. tauchte die Vermutung auf, für welche bloß eine gewisse Möglichkeit, aber höchst geringe Wahrscheinlichkeit spricht. Ascona war niemals ein Kloster, wie es auch jetzt kein solches ist. [1]

Seit dem Verfall des Karolingerreiches unterstand Ascona den verschiedenen Herren, welche Locarno beherrschten. So gehörte im X. und XI. Jahrhundert das Gebiet zur Grafschaft Stazzona, einer 1208 zerstörten Stadt bei Arona. Später, 1311, bestätigte Kaiser Heinrich VII. den Bischöfen von Como den Besitz von Bellinzona, Locarno und Scona mit allen Grund- und Herrschaftsrechten, die sie schon 712 von König Luitprand wollten erhalten haben. Nach kurzer Zwischenregierung der Grafen von Angera gegenüber Arona gelangte das Gebiet unter die Herzoge von Mailand, von welchen es die Rusca und Orelli zu Lehen erhielten. Doch bald, 1512, nahmen es ihnen die sieben alten Orte der Eidgenossen ab, unter deren Herrschaft es verblieb bis 1798. Das südlich gelegene Brissago war lange eine Miniaturrepublik gleich Gersau und stellte sich 1510 freiwillig unter den Schutz der Eidgenossen. [2]

Für die Bedeutung Asconas spricht der Umstand, daß vier zum Teil recht bedeutende Schlösser vornehmer Familien (der Grilioni, Carcani, Duni), sowie der Bischöfe von Mailand in seiner Gemarkung lagen, und daß es von Herzog Filippo Maria Visconti 1428 das Marktrecht erhielt, das 1513 und 1720 von den Eidgenossen bestätigt wurde.

Bekannter aber sollte Ascona durch seine Heiligtümer und seine Schule werden. Ursprünglich von Locarno abhängig, war es wenigstens von 1322 an eine eigene Pfarrei. Die Pfarrkirche S. Pietro ist vom Jahr 1530; älter sind die Kirchen S. Sebastiano und S. Giorgio. [3] Neben

[1] *S. Borrani*, « Gli antichi Benedettini nel Cantone Ticini » 1927. Auch der Umstand, daß der Titel der Kollegiumskirche, Madonna della Misericordia, der gleiche ist wie in Disentis, und daß in den Altären nebst vielen andern auch Reliquien des hl. Benedikt eingeschlossen wurden, ist kein Beweis, daß dieses Gotteshaus von Disentis direkt oder indirekt auf dem Wege über St. Blasius (S. Biagio) in Bellinzona gegründet worden sei.

[2] Näheres bei *Baroffio*, « Dei paesi e delle terre costituenti il Ct^o Ticino », 1879, und « Storia del Ct^o Ticino », Lug. 1882 ; *Franscini*, « La Svizzera Italiana I, », Lug. 1837.

[3] S. Sebastiano war ursprünglich Pfarrkirche. Drei Parochi Portionarii besorgten abwechselnd die Seelsorge. *Rahn*, « Monumenti artistici », 1894.

der Pfarrkirche bestand seit alten Zeiten eine größere Wallfahrtskirche, geweiht der Mutter der Barmherzigkeit, S. Maria della Misericordia. Die ältere Kirche war entweder baufällig oder wurde aus andern Gründen niedergerissen und durch Behörden und Volk 1399 ein neuer großer Bau begonnen, der laut einer Inschrift im Chor am 23. Oktober 1442 eingeweiht wurde.[1] An der Basis zeigt der schlanke Turm die Jahrzahl 1488 eingemeißelt; unter dem Krönungsfries liest man: De coelo tacta renovatur (Blitzschlag).

Die Kirche im spätromanischen Stil mit gotischen Zutaten und spätern Ergänzungen und Umbauten, erhielt einen überaus reichen Bilderschmuck. Der Chor wurde während oder gleich nach der Erbauung mit einem großen Bilderzyklus aus dem Alten und Neuen Testament und andern Darstellungen ausgemalt. Die Wände des Langschiffes tragen zahlreiche Votivbilder aus der Zeit von 1455 bis 1516. Sie hatten schon zur Zeit des Kardinals Friedrich Borromeo durch den Zahn der Zeit und noch mehr durch Feuchtigkeit sehr gelitten, und er meinte 1619, man sollte sie durch eine geschickte Hand renovieren lassen.[2] Ein anderer subalterner Visitator gab den Rat, «diese alten schlechten Bilder ohne Wert» zu übertünchen, was dann in einer Zeit, wo man für die alte Kunst kein Verständnis mehr hatte, wirklich geschah. Erst im XIX. Jahrhundert wieder entdeckt, wurden sie durch die Bemühungen des Propstes Siro Borrani und des Rektors Joh. Mercolli bloßgelegt.[3]

Das wertvolle Hochaltargemälde, auf dem der Künstler sich verewigt: «De la Gaia de Scona pinsit 1519», zeigt die Mutter der Barmherzigkeit als Schützerin der Gläubigen, nebst Heiligenszenen in

[1] Arch. Patriz., 28. Okt. 1510: Quam quidem ecclesiam praedicti consul et vicini propriis pecuniis et expensis construxerunt, aedificaverunt et fabricare fecerunt propter demolitionem Sanctae Mariae de la Misericordia.

Die Inschrift im Chor auf einer Marmortafel lautet: 1399 die 15. novembris fondatus fuit primus lapis ecclesiae S. Mariae de la misericordia ... de Scona. Hae sunt indulgentiae etc. Item pro consecratione praedictae ecclesiae dies quadraginta, quae consecrata fuit 1442 (die röm. Ziffern undeutlich, wurden fälschlich gelesen 1413) die martis 23. mensis octobris. ... Dodexe contrariata che guasta la religione: El prelato negligenti; el discipolo inobedienti; el zovene oxioxo (zwölf widrige Dinge, welche die Religion verderben: Der lässige Prälat, der ungehorsame Schüler, der faule Jüngling).

[2] Visita di Federigo Borromeo anno 1619 in Arch. arcivesc. 1619.

[3] *Rahn*, «Wanderungen im Tessin», 1881, S. 169 ff. Ebend. «Anzeiger für schweiz. Altertumskunde», 1881, S. 107; 1882, S. 267; 1888, S. 109; 1890, S. 397; 1892, S. 102 ff. *Rahn*, «Monumenti artistici del medio evo nel Ticino», (*Pometta*) 1894.

Nebenfeldern. Die Madonna als Rosenkranzkönigin, sowie die Madonna della Quercia (Viterbo) und das Bild des hl. Karl, erblicken wir auf den Seitenaltären. Daß Maria unter dem Titel «Mutter der Barmherzigkeit» viel verehrt wurde, ersehen wir aus den häufig wiederkehrenden Darstellungen der Madonna della Misericordia inner- und außerhalb der Kirche.

Zur Bedienung der Kirche und der Wallfahrt waren Weltgeistliche bestimmt. Erst 1510 wurde mit den Dominikanern ein Abkommen getroffen, wonach einige Priester ihres Ordens sich bei der Kirche niederließen. Die Dominikaner hatten nur eine kleine Wohnung von wenigen Zimmerchen an den Chor der Kirche angebaut, wo sich seit 1514 höchstens vier aufhielten; 1580 war nur mehr ein einziger dort. Ein Kloster war die Niederlassung nie, sondern ein bloßes Hospiz, oder wie man es nannte, eine Kustodie. [1]

Als 1584 das Kollegium an die Kirche angebaut wurde, übergab der hl. Karl die Kirche, die, weil ohne kirchliche Genehmigung, unrechtmäßig in den Besitz der Dominikaner gekommen war, dem Kollegium mit der Bedingung, daß sie immer den Wallfahrern offen bleiben solle. Seitdem die Wallfahrtsstätte Madonna del Sasso im nahen Locarno, gegründet 1480, immer mehr aufkam, ging die Wallfahrt zur Madonna della Misericordia zurück, obwohl Gregor XIII. allen frommen Besuchern am Fest Mariä Verkündigung einen vollkommenen Ablaß verlieh. [2]

Noch sei erwähnt, daß Ascona auch eine Zufluchtsstätte für Religionsneuerer wurde. Als die durch Johann Beccaria aus Mailand und den Arzt Taddeo Duni aus Ascona verbreitete Reformation in Locarno immer größern Widerstand fand, suchte sie sich in einem

[1] Summarium et Index scripturarum collegii S. Mariae Misericordiae. Arch. Coll. u. Carte Borr.: Donatio gratis facta a Communi hominum Vicinantiae oppidi Asconae seu Sconae Ordini Patrum Praedicatorum S. Dominici, qui dictae ecclesiae cultui deservirent, 28. Oct. 1510. Ratificatio donationis dictae ecclesiae 8. Maji 1514. Admissio Antonii Bussolae ad custodiam et cultum 1528, 23. Febr. in Arch. Vicin. — Die Bezeichnung als «ältestes Kloster im Tessin», im «Hist.-geographischen und im Hist.-biographischen Lexikon der Schweiz» und anderwärts ist somit zu berichtigen.

[2] Breve Greg. XIII., 26. Aug. 1583 in «Constitut. et Reg.», p. 8, *P. Leone da Lavertezza*, La Madonna del Sasso, 1914. — Ein überaus idyllisches Heiligtum ist die Madonna della Fontana auf dem Hügel von Ascona, wo nach einer lieblichen Legende 1428 in einer furchtbaren Trockenheit eine Quelle entsprang, Heilung eines taubstummen Kindes bewirkte, worauf eine Kapelle und 1617 eine schöne geräumige Kirche mit Einsiedelei erbaut wurde. *S. Borrani*, «La Madonna della Fontana», 1913.

großen festungsartigen Landhaus mit Schießscharten im Saleggio (im damaligen Delta der Maggia) ein Rochelle zu errichten. Doch mußten die Protestanten laut Schiedspruch von Glarus und Appenzell 1555 aus den ennetbirgischen Vogteien weichen. [1]

Als Heimat bedeutender Künstler hatte sich Ascona weitum berühmt gemacht. Die Maler La Gaia, Abondio und Pancaldi-Mola, die Maler, Bildhauer und Baumeister Serodino, die Erbauer der Kathedrale in Solothurn und Lüttich, Pisoni, sind Söhne Asconas. Ein besonderer Ruhm Asconas ist der sel. Petrus Berno, der 1553 dort geboren, in Rom seine Studien machte, als Missionär in Indien wirkte und dort 1583 mit mehreren Gefährten als Blutzeuge für den Glauben starb. Im Jahr 1893 wurde er selig gesprochen. [2] Sein Vaterhaus wird heute noch gezeigt, und die Straße, an der auch die Wohnung zweier Ehrwürdigen aus dem Geschlecht der Vacchini, sowie die Herberge des hl. Karl bei seinem Aufenthalt in Ascona liegt, trägt heute noch den Namen Via dei Beati (Straße der Heiligen).

2. Bartolomeo Papio und sein Testament.

Wenn hochherzige Stifter und Wohltäter verdienen, im Andenken der Nachwelt fortzuleben, so muß dies in vorzüglicher Weise vom Asconesen Bartolomeo Papio gelten. [3] Sein Vater Antonio, ein Patrizier, d. h. Ortsbürger von Ascona, war offenbar nicht vermöglich. Bartolomeo, geboren 1526, suchte schon in jungen Jahren sein Brot auswärts. Er wandte seine Schritte nach Rom. Bei der fürstlichen Familie der Orsini fand er eine Hausdienerstelle. Treue und Diensteifer erwarben ihm die Liebe und das Zutrauen seiner Herrschaft. Sein Lohn diente zur Unterstützung seiner Angehörigen in der Heimat ; was übrig blieb, wurde sparsam beiseite gelegt.

Ein glücklicher Zufall führte eine völlige Änderung seiner Lebensstellung herbei. Bei Grabarbeiten im Garten der Familie Orsini stieß

[1] *Duni*, « Esilio dei Locarnesi » ; *Franscini*, « La Svizzera Italiana » II, 2 ; *Ferd. Meyer*, « Die evangelische Gemeinde in Locarno und ihre Auswanderung nach Zürich ». 1836.

[2] *Siro Borrani*, « Vita del Beato Pietro Berno », 3. ed. 1919.

[3] Vergl. *Siro Borrani*, « B. Papio e il suo Testamento », Bellinzona 1913. — Ballerini, Cronache della Città e diocesi di Como, behauptet irrtümlich, Papio sei gebürtiger Römer. Wenn andere berichten, er stamme aus Como, so ist dies im gleichen Sinne zu fassen, wie wenn die Tessiner Künstler allgemein als Comaschi oder Comensi bezeichnet wurden, weil aus der Diözese Como stammend.

er auf einen reichen Schatz von Silber, Gold und Edelsteinen. Treu und redlich übergab er ihn seiner Herrschaft, die dem glücklichen Finder einen entsprechenden Anteil zukommen ließ. Jetzt gab er seinen Dienst auf und stellte sich auf eigene Füße. Er erwarb sich ein eigenes Heim und begann mit seinem unverhofft erworbenen Vermögen eine Pferde- und Viehzucht in den ausgedehnten Ebenen der Campagna und einen Großhandel. Auch heiratete er eine vornehme Römerin, Emilia, die ihm als Mitgift 1500 Goldscudi, nach heutigen Begriffen ein beträchtliches Vermögen, aber wenig Familienglück brachte.

Von seinem Reichtum ließ er auch den Dürftigen reichliche Wohltaten zufließen. So ermöglichte er das Studium dem unbemittelten Knaben Peter Berno, dessen Vater von Ascona nach Rom ausgewandert war und mit einem Gemüsehandel sein spärliches Auskommen fand. Peter trat in die Gesellschaft Jesu, zog nach Indien und starb, wie schon gemeldet, als Martyrer für den Glauben. Papio wurde ein reicher Mann. Aber noch mehr, seine Rechtlichkeit und Wohltätigkeit verschafften ihm Gunst und Ansehen in hohen Kreisen, sodaß er zum römischen Bürger erklärt und vom Papst mit dem Titel Eques Pontificius ausgezeichnet wurde. Doch vergaß der Kavalier seine alte Heimat nicht. Er gedachte, dort seine alten Tage in Ruhe zu verbringen. Im Jahr 1564 erwarb er von der Kirchgemeinde in Ascona einen Bauplatz, auf dem einige sehr baufällige Gebäude standen.[1] Dort ließ er einen Palast aufführen, groß und geräumig, mit Säulenportikus gegen den See. Doch er kam nicht dazu, ihn zu bewohnen. Erst 54 Jahre alt, wurde er durch den Tod seiner weitreichenden Tätigkeit entrissen, am 20. August 1580. In der Kirche S. Maria in Araceli fand er seine letzte Ruhestätte, wie er es in seinem Testament verordnet hatte.[2]

[1] Kaufvertrag, ausgefertigt vom Notar Matteo Botta, 25. Jan. 1564, « presente et stipulante B. Papio » für 40 Lire terzuole jährlichen Feudalzinses, unter Zustimmung der drei Pfarrer Pietro Grihoni, Lorenzo Pancaldi und Ambrogio Abondio. Zeuge war der Arciprete v. Locarno, Pietro Duni.

[2] Im Testament bestimmte er: Voluit sepeliri in ecclesia S. Bonaventurae, Fratrum de Capucinis. Doch waren an der Kirche in Araceli nie Kapuziner (die Kirche des hl. Bonaventura auf dem Palatin stand nicht vor 1625). In der Tat findet sich die Grabschrift noch in der Kapelle S. Diego in Araceli: D. O. M. Bartholomaeo Papio ex vico Ascona, Novocomen. viro summa industria et in rebus oeconomicis peragendis sollertissimo, qui in aedibus a se munifice constructis ad sustentationem Studiosor. Patriae suae Collegium impens. XXV millium aureorum ex suo labore partis, virtutis ergo institui jussit, Gotthardus Papio haeres. ... vixit annos LIIII, obiit 20. Aug. 1580. *Borrani S*, « Bart. Papio e il suo testamento », p. 10, nach *Oldelli*, Dizionario.

Zwei Tage vor seinem Tode hatte Papio sein Testament gemacht, das er am 19. August noch durch ein Kodizill ergänzte. Nachdem er seine Seele demütig Gott empfohlen und Anordnung für sein Begräbnis getroffen hatte, bedachte er seine Diener und Freunde mit recht ansehnlichen Legaten von vielen hundert Scudi. Dann erklärt er, daß seine Gattin ihm 1500 Scudi zugebracht, welche der Erbe ihr auszuzahlen habe. Dann stiftete er ihr ein wenig rühmliches Denkmal: Obwohl sie immer streitsüchtig gewesen und es noch sei (licet litigaverit et litiget de praesenti), soll sie von seinen Kleidern und seiner Hauseinrichtung auswählen, was ihr beliebe; und damit sie als Edelfrau standesgemäß (da Gentil Donna) leben könne, solle sie auf Lebenszeit ein Jahrgeld von 300 Scudi erhalten, die sein Erbe auszuzahlen habe.

Dann kommt die Hauptsache. Der Testator verfügte, daß in seinem Heimatort ein Seminar errichtet werde, wozu er seinen Palast bestimmt. Für Kleidung und Unterhalt der Schüler weist er 25,000 Scudi aus dem Verkauf seiner Güter an; das Kapital muß auf staatlichen, unveräußerlichen Titeln (super tot locis Montium non vacabilium) angelegt werden. Sollte sich aus den jährlichen Erträgnissen etwas erübrigen, so ist es gleicherweise anzulegen. Im übrigen bestimmt er als Universalerben der Güter, Mobilien und Immobilien, der Viehhaben, der Kapitalien und Guthaben seinen Neffen Gotthard Papio und dessen rechtmäßige Nachkommen. Doch sollten alle diese nur Nutznießer sein für ein Dritteil des Ertrages, das übrige sollte zum Kapital geschlagen werden, bis es auf 50,000 Scudi angewachsen sei.[1] Sollte die Familie aussterben, so gehe das Erbe, also ein richtiges Fideikommiß, ungeschmälert auf das Seminar über. Jede Veräußerung der unkündbaren Anlagen ist verboten und soll nur, wenn unabwendbar, mit Einwilligung des Testamentsvollstreckers erlaubt sein, wobei der Erlös gleicherweise wieder anzulegen ist. Als Testamentsvollstrecker wurde Kardinal Orsini bestimmt, der mit allen nötigen Vollmachten ausgestattet wurde. Ihm waren noch die in Rom niedergelassenen Asconesen Lorenzo Pancaldi und Pietro Valentini beigegeben, doch in völliger Unterordnung unter den Kardinal, ohne dessen Ermächtigung sie nichts vornehmen konnten. Das Kodizill vom folgenden Tag vermachte noch dem Kardinal 75 Kühe und 10 Pferde; dazu zwei Legate von

[1] Eine vorliegende, nicht beglaubigte Kopie — und laut Nachrichten auch ältere — haben statt: « ad summam *quinquaginta* milium » die Lesart: « *quingenta* milium ».

je 50 Scudi an Johann Bapt. und Jakob Pancaldi von Ascona. Testament und Kodizill waren vom Notar Curzio Saccocci de' Santi in aller Form vor sieben bezw. vier Zeugen abgefaßt und beglaubigt. [1]

Über die Ausführung des Testaments entstanden Streitigkeiten, indem Gotthard Papio die bestimmte Summe von 25,000 Scudi nicht ausfolgen wollte. Als Vorwand diente, sein Onkel habe verschiedene Verbindlichkeiten hinterlassen, die gedeckt werden müssen; die ausstehenden Guthaben seien nicht eingegangen, die Güter hätten nicht oder nur unter ihrem Wert veräußert werden können. Wahrscheinlich bestanden die Verbindlichkeiten nur in Ausrichtung der Legate. Gotthard zeigte sich seines großherzigen Onkels unwürdig; er veräußerte viele Vermögensstücke des Erbes zu seinen Gunsten. Nach dem Tode des Kardinals Flavio Orsini, am 30. Juli 1582, zeigte sich der weitere Testamentsvollstrecker Lorenz Pancaldi äußerst tätig für die Ausführung des letzten Willens Papios. Die Gemeinde Ascona wählte sieben Männer, welche gemeinschaftlich mit L. Pancaldi die Sache betreiben sollten. Da keine Aussicht bestand, die ganze testierte Summe zu erlangen, wurde zur Vermeidung von weitern Streitigkeiten ein Übereinkommen getroffen, daß Gotthard 5000 Scudi auszahlen sollte, und zwar 4000 Scudi jetzt, das übrige im Laufe von drei Jahren. [2]

Doch auch jetzt kam der Erbe seinen Verpflichtungen nicht nach. Er fuhr fort, lebendes und totes Inventar zu verkaufen und sein Vermögen zu verschwenden. Als später der vom neuen Administrator Karl Borromeo Bevollmächtigte, Kanonikus Francesco Cattaneo, gerichtliche Schritte zur Erwirkung der schuldigen Auszahlung tat, wußte Gotthard Papio einen Entscheid durch die Gerichte zu erwirken, er sei nicht pflichtig, das Mangelnde zur Austührung des Legates aus seinem Vermögen zu ersetzen. [3] Aber sein Vermögen bestand ja nur im Fideikommiß, aus dem die Legate sollten ausgerichtet werden.

[1] Das lateinische Original des Testaments verwahrt das städtische Archiv des Kapitols in Rom. Drei Kopien finden sich im Arch. Collegii, davon eine 1892 Wort für Wort kopiert und vom röm. Sopraintendente Cicchetti kollationiert. Arch. Coll. A 3, 4 u. 5. Lateinischer und italienischer Text bei *S. Borrani*, «B. Papio e il suo testamento».

[2] Konvention in Rom 2. Jan. 1582; in Ascona 4. März 1582, in Gegenwart des Pfarrers Ant. Vacchini, des Landvogts von Locarno, Sebastian Baldegger von Uri, des Konsuls Cerro v. Ascona und im Beisein der ganzen Vicinanz. Arch. Patriz. — Arch. arcivesc. «Apolog.», p. 27 ss., 143. «Lettera di ragg.», p. 9.

[3] Can. Cattaneo an Karl Borr., 19. Mai und 16. Juni 1584, in «Apol.», p. 6. nota.

Wieviel von den 25,000 Scudi an die Stiftung kamen, ist aus den noch vorhandenen Dokumenten und Akten nicht ersichtlich. Jedenfalls wurde nie die ganze Summe angelegt. Außerdem, daß nicht das ganze Legat ausbezahlt wurde, verschlang der Prozeß mit Gotthard und später mit seinem Nachkommen Francesco große Summen. Spätere Prozeßkosten sollten laut Sprüchen nicht mehr aus dem Stiftungsgute, sondern von den Widerparten vergütet werden, waren aber nicht immer einzutreiben. Die Häuser, welche zum Teil das Stiftungsvermögen bildeten, konnten nicht immer verpachtet werden; von Zeit zu Zeit verschlangen Reparaturen große Summen.[1] Bisweilen mochten auch ungetreue Agenten und Verwalter neue Verluste verursachen. So wollte, nach einem leider undatierten Aktenstück, die Gemeinde den Kardinal als päpstlichen Administrator des Kollegs für Unterschlagungen von Kollegiengeldern haftbar machen, welche sich der Agent Papirio Bartolo hatte zu schulden kommen lassen.[2]

Laut Testament sollten die Erträgnisse des Fideikommisses zu zwei Drittel zum Kapital geschlagen werden, bis dieses die Höhe von 50,000 Scudi erreichen würde. Statt aber den Grundstock zu mehren, wurde er stets vermindert. Nicht nur hatten Gotthard und seine Nachkommen alle Erträgnisse für sich beansprucht, sondern auch Kapitalien angebrochen, Güter des Fideikommisses veräußert oder mit Schulden belastet. Die Transaktion mit Gotthard, 1582, erforderte eine kostspielige Gesandtschaft nach Rom und Notariatskosten. Die noch vorhandenen Güter waren beim Tod des letzten Nachkommens, Francesco, 12. Januar 1646, in einem verwahrlosten Zustand. Ganz gegen alles Recht hatte Francesco das Fideikommiß den Augustinern an der Kirche Jesus und Maria vermacht, und diese hatten in guten Treuen das Erbe sogleich angetreten. Gerichtliche Entscheide vom 27. Mai 1647 und 18. März 1648 sprachen das Fideikommiß dem Seminar von Ascona zu, und die Augustiner hätten der Gegenpartei Prozeßkosten erstatten müssen, «welche den Wert des Erbes übersteigen». Doch diese waren nicht erhältlich, und so einigte man sich mit Gutheißung des Kardinals Monti dahin, daß alle noch vorhandenen Vermögensstücke, sowie das Anrecht auf Rückkauf der bereits veräußerten Güter dem Seminar übergeben werden sollte, wogegen auf

[1] «Apol.», p. 143 s.

[2] Arch. Coll. A 7 (zur Zeit des Kardinals Friedrich Borromeo † 1631, oder Monti, † 1652).

Erstattung der Prozeßkosten verzichtet wurde. Die herabgekommenen Güter wollte niemand kaufen; sie selbst bewirtschaften wollte man auch nicht, und so schlug man sie endlich für 2000 Scudi, mehr 210 Scudi für die stehenden Früchte, los. [1]

3. Das Kollegium.

Nachdem der erste Testamentsvollstrecker Papios, Kardinal Flavius Orsini, den 30. Juli 1581 das Zeitliche gesegnet, wäre vielleicht aus der Gründung des geplanten Seminars nichts geworden, hätte nicht damals die göttliche Vorsehung zwei große Förderer der kirchlichen Reform erweckt. Papst Gregor XIII. stiftete in verschiedenen Ländern dreiundzwanzig Seminarien zur Heranbildung der Kleriker mit dem Kostenaufwand von über einer Million Scudi, nach heutigem Geldwert 50 bis 60 Millionen Franken. In seinem großen Zeitgenossen, dem hl. Karl Borromäus, fand er den verständnisvollen Förderer und Vollstrecker seiner weitreichenden Ziele. Nicht weniger als sieben Priesterseminarien und fünf Kollegien gründete der hl. Karl, darunter das große Seminar in Mailand, diejenigen in Pavia und in Arona. Er trug eine große Vorliebe für die Schweiz, deren Fürsorge ihm vom Papst besonders ans Herz gelegt wurde. [2] Zeugen dafür sind seine Missionsreisen auch in die Gebiete der Schweiz, die nicht zu seiner Erzdiözese gehörten, Zeuge seine Bemühungen für die Schaffung der Nuntiatur, für die Einführung des Kapuzinerordens und besonders für die Errichtung von Pflanzschulen zur Heranbildung eines eifrigen Klerus. Schon 1570 hatte er die Gründung eines Kollegs in Locarno eingeleitet, ein Plan, der sich an der Kleinlichkeit und Uneinigkeit der Eidgenossen zerschlug; 1579 rief er das großartige Collegium Helveticum in Mailand und 1579 das Ambrosianische Seminar der drei tessinischen Täler Pollegio ins Leben. Er sollte auch der Gründer des Kollegiums in Ascona werden.

[1] Kaufvertrag 9. April 1659, in « Apol. », p. 145. Ein Gut, das Ritter Panthera von den Papio erworben, wurde 3. März 1651 gegen Rückgabe des Kaufpreises, 1716 Scudi, wieder dem Seminar übergeben (Carte *Borr.*).

[2] Ego singulari quadam animi propensione Helveticam gentem semper mirifice dilexi. Vita S. Caroli, col. 466, nota 6. Vgl. *Wymann*, Aus der schweiz. Korrespondenz mit Kard. Karl Borromeo. Einl. « Geschichtsfreund », Bd. 52. *Reinhard* und *Steffens*, « Nuntiaturberichte » I, Einl. 2 a; « Apol. », p. 58; *D'Alessandri*, « Atti di S. Carlo riguardanti la Svizzera », Locarno 1909, p. 410.

Von den zwei noch überlebenden Vollstreckern des Testaments Papios zeigte Lorenz Pancaldi großen Eifer für die Errichtung des Seminars. Von den Bewohnern Asconas beauftragt, legte er dem Papst Gregor XIII. die Sache dar, der in zwei Breven vom 22. Dezember 1582 und 26. August 1583 den Kardinal Karl mit der Errichtung des Seminars und der Ausführung des letzten Willens des Stifters betraute und ihn zum lebenslänglichen Protektor und Administrator der Anstalt mit den ausgedehntesten Vollmachten ernannte ; zugleich bestimmte er, daß sie, obwohl im Gebiete der Diözese Como gelegen, doch ganz der Jurisdiktion des Erzbischofs von Mailand unterstehen sollte.[1] Mit Lorenz Pancaldi kam Karl den 15. Juni 1583 nach Ascona. Zugleich brachte er den erfahrenen Architekten Pellegrino Pellegrini mit. Man fand den Palast Papios, wofür man bereits 200 Scudi für Reparaturen ausgegeben hatte und seine Umgebung (es ist das heutige Gemeindeschulgebäude) für ein Seminar ungeeignet. Mit der Gemeinde wurde ein Tausch abgeschlossen : Karl überließ ihr den Palast ; dafür trat ihm die Gemeinde die Kirche der Madonna della Misericordia samt dem Umgelände ab, was der Papst gerne bestätigte, zumal die Übergabe an die Dominikaner von 1510, weil ohne kirchliche Erlaubnis vorgenommen, ungültig war. Die Leute der Gemeinde von Ascona (mit Ronco) machten sich noch anheischig, eine Summe von 3000 Scudi, in jährlichen Raten von 250 Scudi, an den Bau des Kollegiums beizutragen, wovon ein Drittel von der Fraktion Ronco geleistet werden mußte.[2]

Die Heiligkeit des Purpurträgers weckte eben überall die höchste Begeisterung für seine Person und seine Unternehmungen. Bei seiner Anwesenheit in Ascona hatte er an das versammelte Volk eine Ansprache gehalten, wo er die Wohltat, deren Ascona teilhaftig wurde, mit hohen Tönen pries. « Euch, Bewohner von Ascona, hat der Herr in ganz besonderer Weise seine Vaterliebe erwiesen, indem er euern seligen Mitbürger zu solcher freigebigen Spende bewog. Wie viele eurer Söhne werden aus dieser Schule als Diener Gottes hervorgehen, das Gesetz des Herrn zu verkünden und die Seelen zu leiten. Wie viele reiche

[1] Arch. Coll. A 6. « Apol. », p. 8 ; *D' Alessandri*, « Atti di S. Carlo », p. 321. Der Papst konnte diese Verfügungen treffen, da nach dem Kirchenrecht fromme Stiftungen unter die Jurisdiktion des Papstes fallen, und weil ihm als Landesherr die Gesetzgebung über Testierungen zustand, auch wenn er nicht von überlebenden Exekutoren angerufen worden wäre.

[2] Costituzioni e Regole del Collegio et Seminario di Ascona, 1620. gedr. 1648. *D' Alessandri*, « Atti di S. Carlo », p. 321 ss.

Vorteile werden eure Familien, eure Gemeinde, die ganze Umgegend daraus ziehen. Deshalb erwidert die väterliche Liebe Gottes mit steter Liebe und Dankbarkeit.»[1]

Der Architekt mußte die Pläne für das Kolleg im Anschluß an die Wallfahrtskirche ausfertigen. Während der hl. Karl die Visitation im Tessin fortsetzte, reiste Pancaldi, der für den Neubau bereits 2000 Goldscudi geschenkt hatte, nach Rom zurück, wo er schon am 2. September starb. Er wollte sein ganzes Vermögen dem Kolleg vermachen; seine Umgebung verhinderte es.[2]

Zum letzten Male kam Karl nach Ascona am 30. Oktober 1584. Er hatte auf der Passionswallfahrt auf Berg Varallo seine Vorbereitung zum Tode gemacht, besuchte und tröstete auf der Herreise in Arona und Canobbio die Pestkranken, obwohl selber fieberkrank. Es galt nun, das Seminar zu errichten, wozu ihn die Bewohner dringend eingeladen, um die Schenkung Pancaldis nicht zu verlieren.[3] Am 30. Oktober 1584 stellte er in der Kirche der Madonna della Misericordia vor dem versammelten Rat und Volk die Errichtungsurkunde des Seminars aus. Nach wörtlicher Anführung der beiden Breven, womit der Papst ihm alle Vollmacht verliehen, trifft der Kardinal u. a. folgende Bestimmungen: Die Schüler, in Klerikalkleidung, sollten sich auf ihren künftigen Beruf vorbereiten durch ernste Studien, unter der Leitung und Disziplin, wie sie die Vertreter des Heiligen Stuhles vorschreiben würden. Dem Seminar werden alle Güter und Rechte, wie sie die Kirche der Madonna besaß, zugeteilt, ferner die sämtlichen Vermögensobjekte, die B. Papio und Lorenzo Pancaldi dem Seminar vergabt und alle Güter, Einkünfte und Rechte, die später noch an dasselbe vergabt werden, worüber dasselbe selbsteigene Verfügung und

[1] S. *Caroli Borromaei* ... «Homiliae Mediolani», 1747, I. hom. 29.

[2] Seine Donatio inter vivos wurde von Pancaldi unter der Bedingung gemacht, daß mit dem Bau des Seminars *für Kleriker* innerhalb *zwei Jahren* in *Ascona* begonnen werde; videlicet si et quatenus dictum *collegium pro clericis regularibus et saecularibus* infra tempus duorum annorum in dicto loco et situ ecclesiae S. Mariae Misericordiae Ascona et non alibi incipiat construi et aedificari. Notarieller Akt vom 8. Januar 1883. Arch. arcivesc. Como VIII. Quat. 9. — Bibl. Ambros. Minute 16. *D'Alessandri*, «Atti», p. 324; *Speciani* an den hl. Karl, 29. Okt. 1583, «Apol.», p. 88, nota. — Im historisch-biographischen Lexikon der Schweiz, Art. «Pancaldi» wird irrtümlich der Donator Lorenz Pancaldi als Pfarrer von Ascona bezeichnet. Pfarrer Lorenz Pancaldi pastorierte in Ascona von 1537 bis 1588. Sein Neffe, Lorenz, war Kaufmann in Rom, schenkte die 2000 Zechinen ans Kolleg und starb 1582.

[3] Brief an hl. Karl, 12. Juli 1584, «Apol.», p. 91.

Verwaltung habe und aller Privilegien und Vergünstigungen teilhaft werde, wie sie der Apostolische Stuhl ähnlichen Anstalten gewähre. Zuletzt bezeichnete er den Pfarrer Anton Vacchini als ersten Leiter der Anstalt, nimmt die ersten drei Schüler auf und gibt seinem derzeitigen Stellvertreter, Kanonikus Ottaviano Abbiate de' Forieri, die Vollmacht, andere aufzunehmen.[1] Das Seminar, wie das Legat Papio, war somit nicht eine Schenkung an die Gemeinde Ascona, sondern eine Stiftung für sich, eine juridische Person.

Todkrank wurde der Kardinal noch am gleichen Tag aufs Schiff getragen; mit aller Mühe konnte er am 1. November in Arona die heilige Messe feiern; am 2., nachts, langte die Barke mit dem Sterbenden in Mailand an, am 3., abends spät, vollendete er sein heiliges tatenreiches Leben.[2]

* * *

Bei Eröffnung des Seminars war das Kolleg noch nicht erbaut. Die wenigen Schüler wurden wahrscheinlich in den 5 oder 6 Zimmern der Dominikaner, vielleicht auch in einem Gartenhaus untergebracht. Mit der Erstellung des Kollegs wurde rüstig begonnen. Schon vor dem Tode des hl. Karl hatte der vom hl. Karl damit beauftragte Kanonikus Stefano Lonato teils Gelände gekauft, teils abgetauscht, um den Bau günstig stellen zu können, wozu die nötigen Summen dem Legat Pancaldis entnommen wurden.[3] Der gleichgesinnte eifrige Bischof von Novara, Cesare Speciano, wurde vom Papst mit der Nachfolge Karls als Administrator des Kollegs bestimmt; sein Stellvertreter in Ascona war der Domherr Giuseppe Cattaneo, der mit Eifer und Sachkenntnis die Weiterführung des Baues und die Erstellung der einzelnen Teile betrieb.[4] Der erste Übernehmer, Alois Creva, arbeitete nicht zufriedenstellend; er mußte zurücktreten und erhielt für seine Arbeit

[1] Arch. Arciv. Istromento rogato da Marc' Antonio Bellini. Cf. « Regole », p. 9 (11); « Apol. », p. 87: ... Collegium ecclesiasticum puerorum in habitu ecclesiastico incedentium instituitur, quod sub regulis, institutis atque ordinationibus a praefato Cardinali vel ab alio Delegato praescribendis in Domino regatur et gubernetur. Arch. Coll. A 10 v.

[2] S. *D'Alessandri*, « Atti », p. 402 ff. Karl war hochgeachtet auch von Nichtkatholiken in welschen und deutschen Landen (z. B. einem Sismondo Curcio-Curti? — v. St. Gallen); Zeugnis « Forneros », S. 405, 410.

[3] « Costituzioni », l. c. 1, p. 91, Carte *Borrani*.

[4] Der dritte Exekutor des Testaments, Pietro Valentini, war wegen einiger willkürlicher Akte, die er sich nach dem Tode Pancaldis erlaubte, vom Papst seiner Vollmachten beraubt worden. « Apol. », p. 25, nota.

2428 Lire ausbezahlt. Tüchtige Arbeit leistete der Baumeister Giovanni Angiolo Crenna aus Macagno am Langensee, Herzogtum Mailand. Ihm zahlte im Auftrag Cattaneos der tesoriere (Zahlmeister) Cristoforo Vacchini von 1588 bis 1590 Beträge von 7133, 6980, 1680 und 891 Lire aus. Andere Rechnungen begegnen uns wieder, und zwar bis 1597 für 5140 Lire, später für 9666 Lire. Doch die Rechnungen sind nicht vollständig erhalten und scheinen sich hauptsächlich nur auf die Maurerarbeiten zu beziehen.[1] Die Lieferung der Säulen im Kreuzgang erhielten 1588 Giov. Antonio und Tommaso de' Brocchi von Montagnola im Val Lugano. Gian Pietro Zanettini hatte 1593 die Altarstufen, die Balaustra (Kommunionbank) und einige noch restierende Säulen übernommen. Das Portal mit dem Wappen des Kardinals, an dessen Stelle das Bild der Madonna della Misericordia plastisch ausgeführt wurde, sowie die Treppe zum Eingang und den Bodenbelag der Kirche besorgte Pietro Baretta von Brissago.[2]

Laut Inschrift und Datierung über dem Haupteingang war der Kollegiumsbau 1602 in der Hauptsache vollendet. Der volle Ausbau und die Einrichtung zogen sich bis 1616 hin. Die vom Erzbischof bestellten Visitatoren nahmen den Bau entgegen und verordneten, es sollte dem Stifter ein Denkmal errichtet werden. Es ist eine Büste Papios, sowie sein Wappen, eine auf dem Glücksrad stehende Fortuna mit Inschrift.[3] Neben der Büste und dem Wappen Papios ist auch das Wappen Lorenzo Pancaldis, ein Dreizack auf schwarzem Grund, angebracht. Noch mehr stand der hl. Karl in hoher Verehrung. Nach seiner Kanonisation, 1610, wurde in der Kirche eine besondere Altarnische mit dem Bild des Heiligen errichtet. Später beschloß die Vicinanz, sein Fest alljährlich mit Prozession feierlich zu begehen.[4]

Das im Auftrag des hl. Karl nach den Plänen des mailändischen Architekten Pellegrino Pellegrini errichtete Kolleg ist ein stattlicher, solider Bau. Macht das Äußere mit der langgestreckten Südfassade,

[1] Arch. arc. Como VIII, lib. 20. Carte *Borrani*.

[2] Arch. Patriz. 1587–1602.

[3] Bartholomaeo Papio Ascon. qui Romae degens Collegium hoc suis fortunae bonis honeste auctis aedificandum testamento mandavit annuoque proventu ad studiosam juventutem alendam et instituendam locupletavit, ad beneficentiss. viri memoriam sempiternam. Praefecti collegii. Anno MDCIII. Das ursprüngliche Wappen Papios soll ein Kind auf dem Glücksrad gewesen sein, das jedenfalls auch die Fortuna symbolisierte. «Hist.-biogr. Lexikon, Art. Papio». Private Mitteilung des Herrn Lienhardt-Riva, in Bellinzona.

[4] Arch. Patriz. 21. Febr. 1644.

die zur Höhe nicht ganz im richtigen Verhältnis steht, auch keinen günstigen Eindruck, so überrascht gleich beim Eintritt der schöne quadratische Hof, der von einem prächtigen Kreuzgang, zweistöckigen Säulenhallen, im Ausmaß von je 110 braccia (à 67 cm) eingerahmt ist. In den Lunetten des untern Ganges erblickt man die in Marmor gemeißelten Wappen und Namen der Protektoren des Kollegs, angefangen von Gregor XIII. und dem hl. Karl bis auf die neueste Zeit. In der Mitte des Hofes steht freilich nicht mehr der malerische Brunnen mit drei Marmorstufen ringsum, oben eine Plattform, getragen von vier Säulen, mit Architrav und Karnies gekrönt, wie ihn Meister Pietro Baretta aus Brissago für 120 gute Dukaten ausgeführt hatte; der malerische Pozzo wurde offenbar in der herrenlosen Zeit zerstört und ist jetzt durch einen viel bescheideneren Nachfolger ersetzt. [1]

Wohl fällt dem praktischen Schulmann die Einteilung der weiten Räume etwas auf. Wo waren die Studiensäle, wo die Schulzimmer? Wir dürfen nicht vergessen, daß in den alten italienischen Schulen der Schlafsaal zugleich Studiersaal war. Ein Schragen oder Brett neben dem Bett diente als Schreibtisch, eine Lade über demselben als Bücherregal. Die kleinen Klassen fanden in einem engen Zimmer Raum, oft versammelten sie sich im Wohnzimmer des Professors, wo sie um den Tisch herum saßen und der Weisheit des Lehrers lauschten. [2]

Der äußere Bau ist seit mehr als drei Jahrhunderten sich gleichgeblieben; neuere Zutaten, wie z. B. der Theaterbau von 1898, verraten nicht immer eine glückliche Hand. Die allfällig notwendige Vergrößerung wird stilistisch streng dem alten Bau angepaßt werden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Weitläufige Beschreibung des Kollegs von Vagliano, « Le Rive del Lago Verbano », Milano 1710. — Arch. Patriz. 1602; *Rahn*, « Kunst- und Wanderstudien », 1882 und 1892; ders. « Monumenti artistici », 1894.

[2] Vgl. auch *Wymann*, Die schweizerischen Freiplätze in den Seminarien Mailands, 1900.

Un projet de la France de transférer à Soleure le siège épiscopal de Lausanne.

L'évêque de Lausanne, contraint par la Réforme de quitter sa ville épiscopale, resta pendant près d'un siècle sans résidence fixe. On ne réussit pas à le suivre dans tous ses déplacements ; on le trouve du moins successivement dans le Midi, dans le diocèse de Belley, en Savoie, à Besançon, ailleurs encore.

A Rome, on ne comprenait pas cette situation et l'on s'en offusquait. On faisait même à notre évêque le reproche de ne pas garder la résidence. Bien à tort, car le pauvre lui n'en pouvait rien. Il n'aurait pas demandé mieux que de voir régler une bonne fois la question de son siège épiscopal. Une ville lui semblait toute désignée à cet effet : celle de Fribourg, demeurée catholique, et placée au centre de la portion principale qui lui restait de son ancien diocèse ; mais, si extraordinaire que cela puisse paraître à première vue, c'était le gouvernement de Fribourg, ce gouvernement dont l'énergique attitude avait maintenu chez nous la foi catholique, qui n'en voulait pas [1].

Il y avait à cette attitude plusieurs motifs. Leurs Excellences de Fribourg s'étaient, de tout temps, immiscées dans les questions d'ordre ecclésiastique. Cela s'était vu ailleurs ; mais cette ingérence s'était, chez nous, peut-être accentuée encore depuis que l'Evêque avait quitté le pays. Or, il faudrait renoncer, quand il serait sur place, à cet état

[1] Il était disposé à céder — le fait est à relever vu le sujet de la présente étude — alors qu'il fut assez sérieusement question de fixer à Soleure (qui appartenait au diocèse de Lausanne) la résidence épiscopale. Leurs Excellences, en d'autres termes, souhaitaient que l'Evêque continuât à séjourner à l'étranger ; si toutefois il revenait dans le diocèse, Fribourg était, à leurs yeux, la seule ville qui dût entrer en ligne de compte et bénéficier de l'accroissement d'influence que lui vaudrait l'honneur de posséder dans ses murs le Chef du diocèse.

de choses auquel nos magistrats avaient pris goût, se rendant bien compte qu'il n'était pas sans avantages pour l'Etat, et persuadés d'ailleurs qu'il n'était pas non plus sans utilité pour la Religion.

Il y avait une autre raison au peu d'empressement que mettait Fribourg a accueillir dans ses murs l'évêque de Lausanne. Lors de l'invasion du Pays de Vaud par les Bernois, notre gouvernement n'avait pu rester indifférent. Il n'avait certes pas appuyé cette campagne ; il avait même essayé de l'empêcher, car on pouvait prévoir quelles en seraient les conséquences au point de vue religieux ; mais quand il vit qu'elle devenait inévitable, se basant sur les droits que lui avaient conférés jadis les guerres de Bourgogne, et, plus récemment, le traité de Saint-Julien, dans l'hypothèse, qui venait de se vérifier, que le duc Charles continuerait à inquiéter Genève, Fribourg revendiqua pour lui celles des possessions de la Savoie qui touchaient à ses frontières, s'engageant tacitement, par le fait même, à ne pas inquiéter les opérations de Berne. Sa rivale ne serait ainsi pas seule à s'agrandir du côté de l'ouest ; en outre — et ce fut cette considération qui entra principalement en ligne de compte — le maintien de la foi catholique serait, de la sorte, assuré dans ces terres nouvellement annexées, et qui avaient elles-mêmes déclaré que, pour ce même motif, elles préféraient la suzeraineté de Fribourg à celle de Berne.

C'était un calcul analogue qui avait déterminé notre gouvernement à prendre encore sous sa protection la ville de Bulle ainsi que les localités de La Roche et d'Albeuve, qui appartenaient à l'évêque de Lausanne. Or celui-ci, depuis que les Bernois l'avaient dépouillé de toutes ses possessions en Pays de Vaud, désirait vivement que lui soient rendus les trois fiefs que détenait Fribourg. Déjà Mgr Sébastien de Montfaucon les avait réclamés, mais sans résultat, et ses successeurs avaient renouvelé, tout aussi inutilement, la même démarche. Leurs Excellences renvoyaient à plus tard le règlement de cette affaire, faisant étalage des dépenses que leur avait occasionnées cette occupation, et ajoutant même que, sans leur initiative, ces terres auraient passé entre les mains des Bernois et eussent donc été, comme les autres, perdues pour l'évêque de Lausanne.

A force d'instances cependant de la part de Rome, des Nonces et des personnages les plus en vue du chapitre de Saint-Nicolas, les choses finirent par s'arranger. Une convention fut passée, au début du XVII^me^ siècle : l'Evêque recevrait de l'Etat, en échange de Bulle, de La Roche et d'Albeuve, une rente annuelle ; il établirait sa résidence

sur les bords de la Sarine et l'on incorporerait à la mense épiscopale la chartreuse de la Part-Dieu [1].

Le Chef du diocèse fit son entrée solennelle à Fribourg en 1613. Il ne s'y fixa cependant pas encore d'une façon définitive. Pendant un demi-siècle, il n'y séjourna que par intermittence.

Le premier évêque qui s'y établit d'une manière à peu près permanente fut Mgr Strambino. C'était un religieux d'origine piémontaise, peu au courant par conséquent des circonstances ayant amené la situation qu'il trouvait chez nous et qui l'étonnait si fort : un gouvernement prétendant avoir son mot à dire dans nombre de questions religieuses ; l'église principale de la ville, la collégiale de Saint-Nicolas, abritant un chapitre faisant sonner très haut l'exemption dont il se prévalait ; pas de palais épiscopal, pas de séminaire diocésain, presque pas de revenus ; les nominations ecclésiastiques se faisant toutes, ou à peu près, sans intervention de l'Evêque, la plupart des curés étant désignés par le gouvernement, et les autres par l'un ou l'autre des anciens monastères du pays ou par le chapitre de Saint Nicolas. D'un caractère assez entier et d'un tempérament combattif, Mgr Strambino se proposa, dès son arrivée à Fribourg (1663), de mettre ordre à cette situation ; mais il se heurta à une résistance très vive de la part du Chapitre et du Gouvernement, qui firent cause commune et se montrèrent résolus à ne pas abandonner ce qu'ils estimaient être leurs droits. Le conflit fut, à certains moments, particulièrement violent et donna lieu à des scènes regrettables. L'Evêque se vit même, en fin de compte, fermer les portes de sa ville épiscopale, et il mourut, en 1684, près de Jougne, dans l'une des quelques paroisses de Bourgogne qui, à cette date, faisaient encore partie de son diocèse.

Après un intérim de quatre ans [2], ce fut le prévôt de Saint-Nicolas, Pierre de Montenach, qui, tout en conservant ses fonctions de premier dignitaire du Chapitre, fut élu évêque de Lausanne [3]. C'était là une solution que Rome avait évidemment adoptée en vue de rétablir

[1] Il fallut renoncer à cette partie de la convention, à la suite de l'opposition que les Chartreux, soutenus par la France, firent à ce projet.

[2] La vacance était généralement assez longue, par suite de la prétention de désigner l'Evêque, que formulait, presque régulièrement, le Duc de Savoie.

[3] Il avait été nommé prévôt en 1679, par le Conseil des Deux-Cents, qui l'avait choisi, contrairement à l'usage, en dehors du corps capitulaire. Il était alors recteur de l'église de Notre-Dame et official du diocèse ; mais le Gouvernement exigea que, du moins tant que dureraient les difficultés entre le Chapitre et Mgr Strambino, Pierre de Montenach renoncerait à son emploi à l'Evêché.

la paix, et elle arriva à peu près à ses fins. A la mort de Mgr de Montenach (1707), ce fut le doyen du Chapitre, Antoine d'Alt, qui fut élu prévôt [1], tandis qu'un nouvel évêque était nommé par le Pape dans la personne de Jacques Duding, religieux de l'Ordre de Malte [2].

Mgr Jacques Duding était un homme très pacifique. Les dissentiments qui avaient éclaté naguère entre Mgr Strambino et le Chapitre ne semblaient donc pas devoir recommencer sous son épiscopat. Malgré tout, la situation de l'Evêque n'était pas régulière. Aussi, pour la rendre normale, un projet fut repris, en 1714, qui l'avait aussi été en 1699, après avoir été formulé déjà un siècle plus tôt : celui d'ériger en cathédrale la collégiale de Saint-Nicolas [3].

On y avait vu naguère le moyen de hâter la solution, si longue à venir, du problème de la résidence épiscopale, ou encore de couper court aux revendications du duc de Savoie, en attribuant désormais la nomination de l'évêque aux chanoines de la nouvelle cathédrale. Quand le premier problème eut été résolu par l'arrivée à Fribourg du Chef du diocèse, mais que sa présence dans nos murs eut allumé les conflits que nous avons rappelés, on envisagea cette transformation du Chapitre comme un moyen de couper court, à l'avenir, à ces con-

[1] Il avait été nommé chanoine, le 21 novembre 1684, par le Petit-Conseil, qui avait fixé son choix sur le premier des trois candidats présentés par le Chapitre. Le 11 mars 1689, il fut nommé doyen, et enfin prévôt, le 30 août 1707. Il était alors protonotaire apostolique, archidiacre de Lausanne, et, depuis la vacance, administrateur du diocèse. Le duc de Savoie chercha même à le faire monter sur le siège épiscopal, mais le Souverain Pontife n'agréa point cette présentation : le doyen d'Alt dut se contenter de succéder à Pierre de Montenach comme prévôt de Saint-Nicolas. Il se rendit à Lucerne, auprès du Nonce, Mgr Bichi, afin d'obtenir la confirmation de son élection. (Le droit d'instituer le prévôt, que la bulle de fondation du Chapitre réservait au Saint-Siège, avait été, par bref de Sixte-Quint, du 11 février 1589, transféré au Nonce.) Mgr Bichi lui conféra la bénédiction des Abbés, le 26 septembre 1707, au couvent des Cisterciennes de Rathausen, près de Lucerne, et il chargea l'abbé d'Hauterive, Dom Clément Morat, de présider la cérémonie de l'installation du nouveau prévôt. Celle-ci eut lieu, à la collégiale de Saint-Nicolas, le 23 octobre de la même année.

[2] Il était né à Riaz, en 1643. Il était entré tout jeune dans l'Ordre des Hospitaliers de Saint-Jean et demeura depuis lors, soit pendant un demi-siècle, à Malte, où il se distingua en particulier lors de la peste de 1676. Nommé évêque de Lausanne par Clément XI, le 1er août 1707, il prit, quelques mois plus tard, le chemin de sa ville épiscopale. Il reçut, le 4 novembre 1708, au cours de son voyage, la consécration épiscopale, à Vienne en Dauphiné, et fit son entrée solennelle à Fribourg le 25 novembre.

[3] Nous avons étudié ces diverses tentatives dans une série d'articles parus dans la *Semaine catholique de la Suisse française* (1924 et sq.). On sait que l'érection de la cathédrale a enfin abouti, en 1924.

testations. C'est dire que, suivant le but poursuivi, le projet était parti soit de l'Evêque, soit du Chapitre lui-même ou du Gouvernement, soit enfin du Nonce.

Lorsque, vers la fin de 1699, Mgr Pierre de Montenach — tout à la fois, nous le rappelons, prévôt de Saint-Nicolas et évêque de Lausanne — proposa de faire auprès du Saint-Siège des démarches en vue de la transformation du Chapitre, ce fut le doyen d'Alt qui fut envoyé à Rome pour négocier cette affaire. Il savait l'italien ; il avait déjà séjourné dans la Ville éternelle. Il y connaissait le cardinal Cenci et il était l'ami du Nonce, qui lui avait promis son concours. Malheureusement, le pape Innocent XII était tombé malade ; sa fin était même envisagée comme prochaine. Le doyen laissait entendre dans ses lettres que les négociations seraient longues et qu'elles se heurteraient à de graves difficultés. Il suggéra l'idée de demander l'appui du Gouvernement. C'était aussi l'avis de Mgr de Montenach ; mais, après des sondages pratiqués auprès de quelques membres de la famille du doyen, les chanoines se prononcèrent dans le sens opposé : de l'aveu même des personnes consultées, c'était à peine si l'on trouverait un conseiller qui fût un partisan sincère de la transformation envisagée ; les autres, loin de l'appuyer, y feraient plutôt obstacle. La démarche n'eut donc pas lieu, les négociations à Rome furent interrompues, et, au début du mois de mai 1700, le doyen d'Alt était de retour à Fribourg.

Devenu prévôt, il eut à s'occuper, quelques années plus tard, d'une nouvelle tentative d'ériger une cathédrale à Fribourg [1]. En séance du Petit Conseil du 12 avril 1714, donnant suite, d'une part, à une proposition que l'auditeur de la Nonciature [2] avait faite aux délégués fribourgeois, lors de la diète catholique à Lucerne, en décembre de l'année précédente, et, de l'autre, à un désir manifesté depuis par le clergé [3], l'avoyer en charge, Pierre Emmanuel de Fégely, souleva de

[1] Tous les renseignements concernant cette affaire se trouvent au Manual du Conseil (*Ratsmanual*, t. CCLXV, pages 215 et 223 ; archives de l'Etat de Fribourg) et au *Manuale Capituli* (procès-verbal des séances capitulaires), t. VI, pages 251 et 252 (archives du Chapitre).

[2] Le Nonce, Mgr Caraccioli, depuis l'issue, fatale aux catholiques, de la deuxième guerre de Vilmergen, avait dû quitter Lucerne, où l'opinion était très surexcitée et reprochait vivement au représentant du Saint-Siège d'avoir poussé à cette campagne. Le Nonce résidait, depuis lors, à Lugano, et c'était son auditeur qui l'avait remplacé à la diète de Lucerne de 1713.

[3] Sans doute le Chapitre, et notamment le prévôt. C'est du moins ce qu'affirme expressément la lettre du trésorier Fégely dont il va être question tout à l'heure.

nouveau le problème de l'érection de Saint-Nicolas en cathédrale. Ou plutôt, selon la singulière formule dont se sert le Manual du Conseil, le projet était « d'incorporer l'Evêché de Lausanne à la Prévôté de Saint-Nicolas et d'en transférer la cathédrale à la collégiale de Fribourg ». Ce serait, expliqua l'avoyer, un moyen de prévenir le retour des difficultés qui avaient surgi entre l'Evêché et le Chapitre. Il ajoutait que le Gouvernement se réserverait le droit de nommer désormais l'évêque, comme il avait eu, jusqu'alors, celui de désigner le prévôt.

Le chapitre de Saint-Nicolas serait devenu, d'après cette proposition, un chapitre cathédral, mais avec suppression de la prévôté. C'était, en d'autres termes, à l'état de choses qui avait existé sous le prévôt précédent, depuis que celui-ci était devenu simultanément évêque de Lausanne, que l'on voulait revenir.

Messeigneurs nommèrent une commission qui devait examiner « cette importante affaire », et voir comment on pourrait en entreprendre la réalisation [1]. Elle s'entendrait, en outre, selon qu'il lui semblerait bon, et en y mettant la prudence et les précautions nécessaires, avec l'évêque ainsi qu'avec le prévôt et les chanoines, et présenterait ses conclusions au Conseil, le lundi suivant.

Le même jour déjà, le prévôt annonça aux chanoines le projet qui venait d'être formulé au Conseil « d'obtenir, pour la gloire de Dieu, le bien du Chapitre et l'honneur de notre ville, le transfert à Fribourg de la cathédrale de Lausanne ». La commission nommée par le Conseil tint une première séance. Elle y avait convoqué le prévôt d'Alt, pour avoir son avis ; mais ce dernier déclara qu'il ne le donnerait pas devant les membres de la commission. Ceux-ci, après avoir entendu différentes opinions, se retirèrent sans avoir rien décidé. Une nouvelle conférence aurait lieu plus tard, à laquelle l'évêque serait également invité. Le prévôt fut prié de parler, en attendant, du projet aux chanoines, afin que leur manière de voir pût être communiquée à la prochaine réunion.

Le Chapitre aborda, le 14 avril, la discussion de ce problème. Malheureusement, le secrétaire n'a pas jugé opportun de résumer les délibérations dans le protocole, ni même d'y insérer la décision prise. On y lit simplement que le doyen accompagnera le prévôt à la conférence qui allait avoir lieu, afin d'y exposer l'avis des chanoines.

[1] Faisaient partie de cette commission : l'ancien avoyer Jean-Pierre de Boccard de Grangettes, les Conseillers François-Nicolas Vonderweid et Nicolas-Joseph Gottrau de Billens, le major de ville Pancrace Buman, le trésorier François-Nicolas Fégely de Seedorf, un banneret et le chancelier Nicolas Vonderweid.

Enfin, le 16 avril, ainsi qu'il avait été prévu, la commission fit son rapport en séance du Petit Conseil. Elle avait conféré, disait-elle, avec l'évêque, le prévôt et les chanoines, et elle formula ses conclusions. Toutefois, ici encore, celles-ci ne sont pas reproduites au manual. Elles devaient cependant n'être pas négatives, car le Conseil estima que le projet qu'on venait de lui présenter méritait d'être pris en considération et qu'il aurait une répercussion lointaine. Il chargea la commission de continuer à examiner le problème et, du moment que l'érection d'une cathédrale à Fribourg avait déjà été envisagée autrefois, de prendre des informations pour savoir l'avis qui avait été émis naguère, et d'en référer ensuite en haut-lieu, afin qu'une décision définitive pût être adoptée.

La commission entreprit donc les recherches demandées. On est du moins en droit de le supposer et, conformément à ce qui avait été décidé, la question aurait dû être reprise plus tard en séance du Petit Conseil. On l'y cherche cependant en vain : le Manual de 1714 ne souffle plus mot de cette affaire. En soi, cette constatation toutefois n'aurait pas lieu de nous surprendre, car le fait est loin d'être rare, et, l'on pourrait tout simplement déduire de ce silence que, comme dans le passé déjà, et ainsi que cela devait se reproduire encore souvent dans la suite, le projet d'ériger une cathédrale s'était heurté à des difficultés qui l'avaient fait abandonner.

En réalité, bien qu'il n'ait plus été question de cette affaire à Fribourg et que, aujourd'hui encore, on ne trouve aucun renseignement à ce sujet dans les archives de l'État, de l'Evêché et du Chapitre elle a eu néanmoins, sous une forme assez inattendue et diamétralement opposée à celle que l'on poursuivait chez nous, un épilogue qui fera l'objet de cette étude [1].

[1] C'est M. Léon Kern, adjoint aux Archives fédérales, qui nous a rendu attentif à toute cette affaire, nous signalant les pièces qui s'y rapportent et dont les copies étaient tombées sous sa main. Nous tenons à le remercier vivement pour sa grande obligeance et à exprimer également notre reconnaissance à la Direction des Archives fédérales, qui a bien voulu faire relever à Paris quelques lettres de la correspondance échangée entre Louis XIV et son ambassadeur à Rome, le cardinal de La Trémoille. Toutes les pièces utilisées dans la suite de ce travail se trouvent aux Affaires étrangères à Paris, soit dans le fonds Suisse (correspondance de l'ambassadeur à Soleure avec la Cour), soit dans celui de Rome (correspondance du cardinal de La Trémoille avec le Roi). Nous nous contenterons d'indiquer nos références (fonds, numéro du dossier et folio) pour les lettres qui auront été plus longuement utilisées. Nous prévenons, une fois pour toutes, que nous nous servons des copies conservées aux Archives fédérales à Berne.

Le 17 avril, soit le lendemain de la deuxième et dernière séance où le Petit Conseil s'était occupé de l'affaire de la cathédrale, le trésorier Fégely avisa le Comte Du Luc, ambassadeur de France à Soleure, du projet qui se discutait à Fribourg. Pour le faire aboutir, lui écrivait-il, le Gouvernement estime qu'il n'a qu'à s'adresser au Nonce et que le prévôt d'Alt « s'assureroit par là la dignitez d'Evesque après la mort du présent. Cependant Mes Seigneurs n'ont pas crû debvoir faire la moindre démarche en ce fait, qu'auparavant la chose n'eut esté examinée de plus près par une commission de laquelle j'ay l'honneur d'estre Je prévois bien que la chose estant aussy délicate qu'elle me le paroist pour bien des égards, Mes Seigneurs ne pourront pas prendre leur résolution aussy pressament que M. le Prevost le souhaiteroit ; c'est pourquoy, si la part que j'ay l'honneur d'en donner à Votre Excellence méritoit ses reflexions par raport au bien du service de Sa Majesté et que j'en pû estre informé, j'en feré certainement un très bon usage » [1].

Le besoin éprouvé par notre trésorier de mettre le Comte Du Luc au courant du problème dont l'examen avait été confié à la commission dont il faisait partie, prouve tout au moins qu'il était, chez nous, du nombre des partisans de la France [2] et qu'il avait peut-être, en outre,

[1] Suisse, 258 f. 132.

[2] Ils étaient plutôt rares, à cette date, à Fribourg. Il ne faut pas oublier que, depuis la seconde guerre de Vilmergen, la France s'efforçait de conclure une alliance avec les cantons catholiques. C'est cette question qui avait fait précisément l'objet de la conférence de Lucerne, en décembre 1713. Or Fribourg, qui, tout en ménageant le Roi Très Chrétien, ne désirait cependant pas lui voir prendre une influence trop prépondérante, ne voulait pas entrer dans cette ligue. Son attitude lui était dictée, il faut le reconnaître, par une politique intéressée. Du Luc s'en montrait très irrité. Il écrivait, le 14 mars 1714, à un Castella de notre ville : « Pour le Roy, traitter avec les membres catholiques, c'est s'assseurer beaucoup de peine et de despense, et nul profit pour la couronne, puisque la Catholicité n'est pas aujourd'huy en estat de faire ni bien ni mal à personne. La seule piété de Sa Majesté l'a déterminée à exécuter les propositions. Touts les Cantons et la République de Valais m'ont escrit d'une manière convenable et les choses sont sur un pied que j'ay lieu d'espérer que ces Estats auront incessament la consolation qu'ils désirent. Le vostre pense différemment ; je n'en suis ni surpris ni faché, mais je puis bien vous asseurer que je suis très propre à faire revenir le Roy mon maistre de certaines préventions, parce que Sa Majesté connoist ma droiture et que jamais la passion n'entre dans mes discours ni dans mes actions... Il ne faut point aller au Devin pour sçavoir pourquoy on est si difficile à Fribourg. Je vous jure encore une fois que j'aurois grand regret à une seule lettre que je me serois donné la peine d'escrire sur pareille matière. Je vous ay marqué, par une de mes précédentes, Monsieur, que faute d'un moine on ne laisse pas de chanter matines... Si vostre Canton fait quelque fausse démarche, qui l'éloigne

des raisons personnelles de se montrer reconnaissant à l'ambassadeur ou de se recommander à ses bonnes grâces. Malgré tout, si elle était demeurée seule, on ne voit pas très bien en quoi sa lettre eût été de nature à intéresser le ministre du Roi Très Chrétien.

Par contre, presque en même temps, un mémoire fut adressé, de Fribourg également, au Comte Du Luc de la part d'un « Sieur Frémiot » [1]. « Je suis persuadé, lui écrivait ce dernier, que S. E. ne sera pas fachée de savoir qu'on travaille icy pour faire de l'Esglise collégiale de cette ville une Cathédrale, y transportant celle de Lausanne et annexant la dignité Episcopale à celle du Prévost, qui seroit tousjours Evesque de Lausanne, en sorte que Messieurs du Chapitre de SS. Urs et Victor de Soleure et autres seroient exclus pour tousjours de pouvoir estre Evesques de Lausanne, quoy qu'ils auroient plus de raison de rechercher cela que ceux de Fribourg, qui n'ont pas des rentes suffisantes ; les personnes qui se meslent de cette affaire sont le Prévost d'Alt, l'Avoyer de Grangettes et quelques autres Conseillers ; l'auditeur de la Nonciature s'est chargé du fait, et y travaille de tout son possible ; le fait doit estre demandé à Rome par le Nonce, et pour interrompre cette prétention, ceux de Soleure n'auroient qu'à demander la mesme chose. J'ay crû ne devoir pas laisser ignorer ce fait à S. E., vû que le Prévost d'Alt, qui, poussé par son ambition, sollicite cette affaire en sa faveur, cet homme est tellement opposé aux intérests de Sa Majesté, qu'un jour, estant en compagnie, il dit à Mr le boursier de Seedorff [2] : Monsieur, croyez-moy, quittez ce parti de France ; vous ne sauriez mieux faire et vous vous en trouverez mieux [3]. »

du Roy et le sépare des autres membres catholiques, on me l'imputera sans aucun fondement, et comme les veues sont de rendre cette alliance générale..., il s'agira de sçavoir si Fribourg devra estre comptée parmy les Protestants, puisque sa Religion n'entre pour rien dans ses délibérations. C'est sur quoy le temps nous instruira. » (Suisse, 248 f. 111 v.) Il faut avoir bien présents à l'esprit les sentiments que Du Luc nourrissait à notre égard, pour comprendre toute l'activité déployée par l'ambassadeur de France afin de favoriser Soleure au détriment de Fribourg, dans le projet de transfert de l'Evêché que nous allons raconter.

[1] Les Frémiot étaient une famille française, mais dont une branche s'était établie chez nous et avait reçu la nationalité fribourgeoise. A cette date, un Pierre-Simon Frémiot était chancelier épiscopal. On aimerait savoir si c'est lui qui a envoyé à Du Luc le mémoire dont il est ici question. Malheureusement, le prénom de l'auteur n'est pas indiqué ; et il n'y a pas d'argument à tirer de la confrontation des écritures, car ce n'est qu'une copie de la lettre de Frémiot qui est conservée à Paris.

[2] C'est notre trésorier, François-Nicolas Fégely.

[3] Suisse, 258 f. 131.

Nous ne savons jusqu'à quel point le Comte Du Luc avait besoin des suggestions de son correspondant de Fribourg pour établir son plan. Le fait est qu'il se mit immédiatement à l'œuvre et qu'il déploya, comme on le verra, une activité extraordinaire à faire triompher son point de vue dans cette affaire. Déjà le 20 avril, il envoyait à Louis XIV le mémoire suivant :

« Le Comte Du Luc a pris la liberté d'escrire plusieurs fois au Roy par rapport à l'Evêque et à l'Evêché de Lausanne [1]. Il a aussy escrit au Père Le Tellier [2] qui, sans doute, n'a pas laissé ignorer à Sa Majesté le contenu des lettres qu'il a receues sur ce sujet. Il n'auroit garde de reparler de cette matière, si un nouveau cas qui demande attention ne l'y obligeoit. Avant que de l'exposer, il croit devoir abréger les raisons qu'il a desja déduites amplement. — L'Evêque de Lausanne chassé de son Siège par les Bernois qui l'ont dépouillé de tout son Revenu qu'on faisoit monter à plus de cent mille escus, réside ordinairement à Fribourg en Suisse. Il ne vit que d'une pension que le Roy luy donne [3] estant privé de celle qu'il recevoit de Neufchastel quand ce pays appartenoit à la maison de Longueville [4]. Fribourg, la ville de Soleure, avec une partie de ce canton, deux ou trois paroisses catholiques dans le pays de Neufchastel et quelques autres dans la Comté de Bourgogne, composent son Diocèse. Il est suffragant de Besançon.

On avoit imaginé que le Roy pourroit nommer l'Evêque d'aujourd'huy à quelque abbaye monacale des provinces voisines et que le Pape n'y feroit point de difficulté connoissant l'extrême misère du Prélat.

Qu'aprez cette nomination l'Evêque proposeroit un coadjuteur

[1] Il s'agit de démarches faites — il y en avait eu plusieurs déjà depuis la Réforme, et il s'en produira encore d'autres pendant le XVIII^me^ siècle, sans parler de celle que nous rencontrerons au cours de cette étude — en vue d'obtenir de la France une pension ou les revenus d'une abbaye en faveur de l'évêque de Lausanne.

[2] Le confesseur de Louis XIV.

[3] Du Luc exagère. En plus de la pension du roi de France, notre évêque jouissait des revenus de la dîme de Sévaz (qui lui appartenait déjà avant la Réforme, et que le Gouvernement lui avait rendue en 1615), ainsi que d'une rente annuelle de 200 écus que lui versait l'Etat (150 comme compensation pour les terres de l'Evêché de Lausanne que Fribourg avait gardées, et 50 en lieu et place de la maison et du verger que le Gouvernement, d'après la première convention, celle de 1603, devait fournir au Chef du diocèse).

[4] La principauté de Neuchâtel, après avoir appartenu pendant deux siècles aux d'Orléans-Longueville, avait passé, en 1707, à la mort de la duchesse de Nemours, dernière princesse de cette famille, à Frédéric I^er^, roi de Prusse.

Suisse ; mais tel qu'il luy seroit inspiré par Sa Majesté, et que la paix estant faitte on pourroit obtenir de la Cour de Rome que l'abbaye desja donnée à l'Evêque fust unie à perpétuité à l'Evesché, à condition que le Roy en auroit la présentation, choisissant toujours un originaire Suisse. On présuposoit que la Cour de Rome y feroit d'autant moins de difficultés que le Pape nommant aujourd'huy à Lausanne, nomme à un Evêché *in partibus* [1] ; et qu'outre cette raison il y en a une autre qui auroit facilité la chose. Le Duc de Savoye se prétend en droit de nommer. Il naist, à toutes les vacances, de grandes contentions entre le Pape et ce Prince ; mais Rome s'est toujours maintenu, et le Duc de Savoye n'est pas plus en possession sur cet article qu'à l'esgard du pays de Vaud, que les Bernois luy détiennent depuis si longtemps, et où Lausanne est scitué. On a demontré les avantages qui résulteroient pour l'Eglise et même pour le service du Roy, si Sa Majesté avoit cette nomination ; un Evêque mis de sa main la serviroit avec zèle, et touttes les familles de considération, en veüe de procurer cette place à leurs parens, s'attacheroient plus fortement à la France. On scait ce qu'a pû un Evêque de Sion [2] du temps de François premier, et c'est l'ordinaire de régler sa conduite sur l'expérience passée.

Il y a dans la ville de Fribourg une Eglise collégiale. Le Prevost nommé Alt, homme ambitieux a trouvé grâce auprez de M. Carraccioli Nonce du Pape parce qu'il est, aussi bien que toutte sa famille, ennemi declaré de la France. On joint icy en original la lettre du Sr de Seedorff et le mémoire du Sr Frémiot. Il n'y a pas à douter que le conseil de Fribourg n'accepte la proposition puis qu'il luy sera bien plus avan-

[1] Du Luc s'imaginait, il voulait du moins faire entendre que, depuis le départ de l'évêque de Lausanne de son ancienne résidence, il n'y avait plus de hiérarchie régulièrement établie chez nous. Nous étions réduits, selon lui, à ce que l'on appellerait aujourd'hui un vicariat apostolique ; notre évêque n'était plus qu'un évêque *in partibus infidelium*. Il écrit, le 23 juillet 1714, au cardinal de La Trémoille, que le Pape renoncera sans doute facilement au droit qu'il possédait « de nommer pour ainsy dire à un simple titre plustost qu'à un Evesché ». Il s'efforçait, en d'autres termes, de démontrer que ce n'était pas un gros cadeau que l'on ferait au roi de France en lui accordant le droit de choisir l'évêque de Lausanne. Il écrit, dans un mémoire adressé, en novembre 1714, au Comte Passionei, légat du Saint-Siège : « On ne croit pas que le Roy veuille se faire une affaire de la translation à Soleure de Lausanne, qui est un Evesché *in partibus* ; Sa Majesté vient de satisfaire à son grand zèle et le choix d'un Evesque à Lausanne luy sera d'autant plus indifférent aussi bien qu'à ses successeurs, que cet Evesché, dans l'estat où il se trouve, n'est pas plus important que ceux de Corinthe ou de Mégarre. » (Suisse, 257 f. 80.)

[2] Le cardinal Schiner.

tageux de nommer à l'Evêché qu'à la Prévôté ; cela estant, ce bénéfice est à perpétuité pour un Bourgeois de Fribourg, et le Sr Alt, malgré son extrême incapacité et le dérèglement de ses mœurs [1], estant soustenu par une nombreuse famille, et par les Créatures que luy attirera son nouveau caractère, formera dans cette ville une faction si considérable qu'il ne sera pas facile de la détruire.

On croiroit trahir le Roy et manquer essentiellement à son devoir, si on luy dissimuloit, que les esprits et les cœurs des fribourgeois sont presque touts d'une même trempe ; qu'il n'est pas aisé d'y compter un très petit nombre d'honnestes gens, et que s'ils sont françois ce n'est jamais par reconnoissance des biens passez, mais par l'espoir des grâces à venir [2]. Ce portrait estant véritable, on croit qu'il importe de s'opposer au projet du nonce Carraccioli et du Prévost Alt. On ne le peut que par trois manières. — La première et la plus simple est l'ancienne idée qu'on a eüe et que l'on a proposée. — La seconde seroit de se servir

[1] Ceci est une affirmation absolument gratuite de la part de Du Luc. Dans le manual du Chapitre, qui ne se fait cependant pas faute de noter les reproches que les chanoines eurent à formuler parfois contre l'un ou l'autre de leurs confrères, il n'y a pas un mot qui laisse entendre qu'il y ait eu jamais des griefs d'ordre moral à articuler contre Antoine d'Alt. Lors de sa nomination comme doyen, le manual du Conseil note (en date du 11 mars 1689) que cette dignité, vacante par la mort du titulaire, a été repourvue «durch die Person des... wohlerwyrdigen, cristlichen und exemplarischen Herrn Anthoni Alt ». A sa mort (19 janvier 1730), le manual capitulaire consacre près de six grandes pages à célébrer la mémoire du prévôt défunt et à souligner en particulier sa piété, ses confessions fréquentes, sa pratique de la vertu de tempérance. Ce fut l'Evêque du diocèse, Mgr Claude-Antoine Duding, qui officia à la messe de sépulture ainsi qu'à celle du septième, et qui célébra de même encore, l'année suivante, la messe d'anniversaire et cependant, sous son épiscopat, les relations étaient loin d'être amicales entre le Chef du diocèse et le Chapitre, et l'on peut être certain que Mgr Claude-Antoine Duding n'aurait pas donné au prévôt d'Alt cette suprême marque d'estime s'il avait eu à lui reprocher autre chose que l'énergie avec laquelle ce dernier avait soutenu, dans ces contestations toujours renaissantes, les prérogatives du Chapitre. En réalité, Du Luc, qui a la langue aussi déliée qu'il a la plume facile, n'hésite pas à noircir ceux qui ont, à ses yeux, le grand tort de ne point partager ses idées politiques.

[2] Dans un mémoire qu'il adressait au Roi de France, en octobre 1715, au moment de quitter son poste d'ambassadeur en Suisse, Du Luc écrivait que les Fribourgeois regardaient l'argent comme leur seule divinité. Il déclarait, dans ce même rapport, avoir espéré naguère pouvoir faire de Fégely de Seedorf l'homme de confiance du Roi dans le canton de Fribourg ; mais il ajoutait qu'il avait dû se convaincre que Fégely serait cher à acheter et qu'il ne se donnerait pas tout entier, de telle sorte que c'était un homme auquel il ne fallait, tout en le ménageant, pas trop se fier. (Le *Schweiz. Museum* t. XI (1816) p. 610-668, reproduit ce mémoire, traduit en allemand).

de l'Evêque d'aujourd'huy qui connoit le démérite du Prevost Alt et de faire intervenir l'Eglise de Soleure. Elle a aussy une Eglise Collégiale infiniment plus riche que celle de Fribourg, et composée d'un nombre de chanoines et de Prébandiers menant touts une vie édifiante, au lieu que ceux de Fribourg sont d'une ignorance extrême, et très dissolus [1]

On pense à un troisième expédient, qui seroit, que le Roy voulut bien entrer en partie dans la translation de Lausanne à Soleure. Sa Majesté donne desja mille francs de pension à l'Evêque ; Elle promit il y a quelques années, d'unir au Séminaire qu'on projette de fonder à Soleure, un fonds de mille escus, soit en bénéfice ou autrement [2]. Si au lieu d'un Séminaire Sa Majesté appliquoit cette grâce à l'Evêché on pourroit établir comme à Malthe, que l'Estat de Soleure présenteroit trois sujets au Roy, et que Sa Majesté en choisiroit un, à condition que les proposés seroient originaires Suisses et que l'Estat de son costé uniroit une des places du chapitre à l'Evêché. On croit devoir attendre les ordres du Roy avant que de se donner aucun mouvement sur cette affaire. » [3]

En d'autres termes, le point de vue de Du Luc était le suivant : On songe, à Fribourg, à unir dans la même personne la dignité d'Evêque de Lausanne et de prévôt de Saint-Nicolas, et ce sera le prévôt d'Alt, ecclésiastique hostile à la France, qui, à la mort de l'évêque actuel, Mgr Duding, sera le premier à bénéficier de cette transformation. L'un des avantages qu'on y voit, c'est d'améliorer la situation financière de l'Evêque, qui pourra joindre de la sorte, aux revenus insuffisants de sa mense épiscopale, ceux de la Prévôté ainsi qu'une prébende canoniale. Or, à cette solution la France doit s'opposer de toutes ses forces, étant donné l'esprit qui anime non seulement le prévôt d'Alt,

[1] Nous pourrions répéter ici la remarque faite plus haut au sujet du prévôt d'Alt. On a un peu l'impression que, pour Du Luc, les amis de la France étaient, par le fait même, d'honnêtes gens, tandis que ceux qui n'éprouvaient pas les mêmes sentiments étaient facilement accusés de vie dissolue. Par ailleurs, il est certain que le clergé de cette époque laissait un peu à désirer ; mais la constatation était générale ; encore faut-il relever que les témoignages de l'époque s'accordent à souligner que les prêtres de Soleure faisaient exception, et que notamment les chanoines, sous la conduite du prévôt Gugger, menaient une vie très digne d'éloges.

[2] L'idée était de créer à Soleure un séminaire interdiocésain pour les futurs ecclésiastiques des divers cantons. Le prévôt de Saint-Ours était l'un des partisans les plus décidés de cette entreprise, à laquelle s'intéressa activement, en 1715, le Comte Passionei, le légat du Saint-Siège dont il a déjà été question plus haut. Le projet sombra lors du rappel de ce dernier à Rome.

[3] Suisse, 258 f. 137.

mais encore la grande majorité des Fribourgeois. On pourrait — et c'est la première proposition de Du Luc — arriver à ce même résultat financier en annexant à la mense épiscopale les biens d'une abbaye française. Pour ne pas avoir l'air de la mettre en commende, l'évêque actuel en deviendrait l'Abbé effectif. On lui donnerait, pour le remplacer dans son diocèse, un coadjuteur suisse, dans la désignation duquel le Roi aurait son mot à dire ; puis, peu à peu, lorsque, après extinction ou autre moyen plus rapide, cette abbaye aurait été supprimée, les biens en seraient définitivement affectés à l'Evêché de Lausanne, dont le titulaire serait dorénavant désigné par le Roi de France, avec cette réserve que celui-ci serait tenu de choisir un ecclésiastique d'origine suisse.

Une deuxième solution consisterait à décider Mgr Duding à choisir Soleure comme résidence et à faire des chanoines de cette ville son chapitre cathédral. Une troisième, enfin, combinerait, en quelque sorte, les deux propositions précédentes : L'évêché de Lausanne serait transféré à Soleure. L'Evêque se verrait attribuer une des prébendes canoniales de la collégiale de St-Ours, prébendes plus importantes que celles de Saint-Nicolas. D'autre part, le roi contribuerait considérablement, de son côté, à améliorer les revenus de l'Evêque : à la pension qu'il lui verse déjà actuellement, il ajouterait, en espèces ou sous la forme d'incorporation d'une abbaye, les mille écus qu'il a déjà promis en faveur du séminaire qu'il est question d'ériger à Soleure. Cette participation de la France à la constitution d'une mense épiscopale convenable lui permettrait d'exiger que la nomination de l'Evêque soit attribuée au Roi Très Chrétien, avec cette restriction que l'élection se ferait sur triple présentation de la part du gouvernement de Soleure.

A la même date du 20 avril 1714, le Comte Du Luc envoyait une copie du mémoire qu'il adressait au roi ainsi que des deux pièces qui l'accompagnaient, au P. Le Tellier et au marquis de Torcy, secrétaire d'Etat des affaires étrangères à Paris [1].

[1] A ce dernier, s'excusant d'avoir communiqué ces documents au confesseur du roi, Du Luc écrivait : « Je croy que vous ne désaprouverés pas que j'envoye au Père Le Tellier la copie de mon mémoire. Ces bonnes gens sont toujours en défiance et croyent qu'on leur veut couper l'herbe sous les pieds. Je vous ay autrefois dit, Monsieur, que je voudrois bien estre archévêque ; vous m'en avez sifflé, et j'ay compris depuis que peu doit m'importer sur qui la balle tombera. » (Suisse, 258 f. 142.)

Le lendemain, 21 avril, l'ambassadeur de France écrivait à notre trésorier Fégely, pour le remercier bien vivement de sa lettre du 17. « Je vous diray confidemment, lui déclarait-il, qu'il y a longtemps que je suis informé des veues de Monsieur le Prévost Alt, qui vray semblablement prend les ombres pour des corps, car l'affaire dont il s'agist n'est pas des plus faciles. Je conviens que ce seroit un avantage pour vostre Estat d'avoir à présenter un Evesque au lieu d'un Prévost, mais vous jugés bien que le reste du diocèse de Lausanne doit estre consulté, et comme il s'en trouve une partie en France [1], le Roy, s'il en faut croire les apparences, ne demeurera point les bras croizés quand il s'agira d'élever à la dignité Episcopale un homme sans lumières avec un mérite trés équivoque, et qui fait profession aussy bien que sa famille d'estre ennemi de la France ; sur le tout il faudroit que Monsieur de Lausanne fust le plus indigne Communiant qui ait jamais esté s'il consentoit d'avoir un successeur qu'il connoist et qui dans touttes les occasions l'a traisté d'une manière inouïe. » [2]

(*A suivre.*)

[1] Cette partie était, en réalité, bien minime, mais de même que l'Evêque de Lausanne en fit état, à plusieurs reprises, pour obtenir du roi de France une pension qui lui permît d'ajouter quelque chose aux revenus de sa mense épiscopale, ainsi Du Luc se prévalait maintenant de cette situation pour réserver au Roi Très Chrétien un mot à dire dans la question de la nomination de l'Evêque de notre diocèse.

[2] Suisse 248 f. 120. Ici encore, Du Luc exagère, ou plutôt généralise à l'excès. Si les relations avaient été tendues entre le Chapitre et l'Evêque sous l'épiscopat de Mgr Strambino, il ne s'éleva plus guère de contestations sous ses deux successeurs : Mgr Pierre de Montenach et Mgr Jacques Duding.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Zum Basler Konzil.

Als im Jahre 1896 Prof. Joh. Haller den I. Band des Conc. Bas. herausgab, schrieb er im Vorwort : Er habe bei Beginn der Arbeit geglaubt, die Sammlung der Aktenstücke würde in Anbetracht der bereits vorliegenden ältern Drucke keine allzu große Mühe und Zeit beanspruchen ; er habe aber bald gesehen, daß er sich geirrt habe. — Seither sind 30 Jahre verflossen, und die Sammlung und Herausgabe der Akten sind noch nicht zum Abschlusse gelangt : Habent sua fata libelli. Das gilt auch ganz besonders vom vorliegenden VI. Band. [1]

Der Textband zerfällt in zwei ungleiche Teile. Der erste, nur die Seiten 1-156 umfassend, bringt die *Konkordate des Zwölferausschusses* des Konzils vom 14. Dezember 1436 bis 28. November 1437, nach der auf Veranlassung des Konzilsnotars Pierre Brunet, Domherrn zu Arras, verfertigten Papierhandschrift in Paris. (Über diese Ausschüsse, die Disputationen, Kongregationen, kurz über die ganze Gliederung und Organisation des Konzils gibt reiche Auskunft die Studie von Dr. Paul Lazarus, Das Basler Konzil. Hist. Studien, veröffentlicht von E. Ebering, Heft 100. Berlin 1912.) Die Concordata communia, die aus den Beschlüssen der vier Deputationen (pro communibus, pro fide, pro pace, pro reformatorio) herausgewachsen sind, waren keine Konzilsbeschlüsse, sondern Zusammenstellungen und Formulierungen der Beschlüsse der Ausschüsse, von denen mindestens drei übereinstimmen mußten, um einen endgültigen Konzilsbeschluß zu ermöglichen. Und doch kam den Deputationen die eigentliche Entscheidung zu, da ihre Beschlüsse von den Generalversammlungen meistens angenommen wurden.

Bei der Durchsicht dieses ersten Teiles fällt die überraschende Ähnlichkeit mit einem Vatikanischen Supplikenregister auf. (Vor mir liegen zum Vergleich K. Rieders Römische Quellen zur Konstanzer Bistumsgeschichte. Innsbruck 1905.) Das illustriert aufs beste das Bestreben der Konzilsväter, die römische Kurie auch in den Äußerlichkeiten nachzuahmen. Dies und noch anderes ist ihnen nur zu gut gelungen. Der Vorwurf erweist sich als

[1] *Concilium Basiliense.* — Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel. Herausgegeben mit Unterstützung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft von Basel. VI. Band. 1. Halbband, Protokolle des Concils vom Dez. 1436 bis Dez. 1439. 2. Halbband, Register. Herausgegeben von *Gustav Beckmann.* Basel, Helbing und Lichtenhahn, 1925 und 1926 ; zusammen 969 S. und CI. Gr. 8°. Preis 125 Fr.

vollkommen berechtigt, daß die zur Reform der Kirche versammelte Synode selbst in die Fehler verfallen ist, deren Ausrottung sie dem Papsttum gegenüber unternommen hatte. Fortdauernde Einmischung auch in kleine und entfernte Dinge, die wiederum einen stets anwachsenden Andrang von Bittstellern zur Folge hatte: ein Übermaß von Provisionen, Dispensen und Privilegien. Was die Reform notwendig gemacht hatte, hinderte jetzt deren Durchführung. Es war wirklich dem Konzil, nach einem Worte Hallers, «nichts in der Welt zu groß, nichts zu klein»: alles zog es vor sein Forum. Das und die lange Reihe der Konzilsämter und Beamten, genau dieselben wie an der päpstlichen Kurie, vom Vizekanzler bis hinunter zu den Schreibern und niedern Pönitentiaren, gibt einen Begriff von der Weitläufigkeit, aber auch Schwerfälligkeit des ganzen Apparates. Die Concordata communia sind teils organisatorischer, teils politischer Art, z. B. Inkorporation von Geistlichen ins Konzil, Wahl von Konzilsbeamten, Sendung von Gesandten zu den Griechen, an den Papst, an Fürsten usw. Der größere Teil aber sind Concordata particularia, Beschlüsse über Suppliken privaten Charakters.

Der zweite Teil, S. 157-745, enthält die Protokolle des Konzils vom 17. Februar 1438 bis 31. Dezember 1439 nach den Original-Protokollen Jakob Hüglins, aber nicht lückenlos, da Hüglin sehr oft durch andere Geschäfte daran verhindert war. Im VII. Bande sind desselben Protokolle für die Jahre 1440–43 veröffentlicht.

Jakob Hüglin, in der schweizerischen Kirchengeschichte bekannt als Nachfolger Felix Hemmerlins, als Propst in Solothurn — merkwürdigerweise hat ihn das Historisch-biographische Lexikon nicht der Aufnahme würdig gehalten! — war ein Elsässer, aber aus dem Bistum Basel. Seit 1435 stand er im Dienste des Konzils, zuerst am Bullenregister, dann als Schreiber und schließlich als Notar; als solcher hatte er die Protokolle sowohl bei den Deputationen als auch in den Generalkongregationen zu führen. Er hielt beim Konzil aus bis zu dessen Liquidierung. Seit 1440 Chorherr in Solothurn, wurde er 1455 Propst von St. Ursus und Viktor durch Pfründentausch mit Felix Hemmerlin. 1484 ist er gestorben. (Über ihn F. Fiala in Dr. Felix Hemmerlin ...., Solothurn 1857, und in der Einleitung des vorliegenden Bandes. S. XIV-XXVII.)

Hüglin steht in seiner Bedeutung für die Geschichte des Konzils neben Johannes von Segovia, Joh. von Ragusa, Enea Silvio und Pierre Brunet und ist einer der wichtigsten Gewährsmänner. Die in Band VI und VII wiedergegebenen Protokolle bilden eine Papierhandschrift von 778 Blättern in der Kantonsbibliothek in Solothurn, und zwar Original, d. h. das von Hüglin oder seinen Vertretern in den Sitzungen benutzte Handexemplar (manuale) mit allen Merkmalen eines solchen, wie Zusätze, Randbemerkungen, Korrekturen, Streichungen, Auslassungen.

Wenn man einen Band für sich allein betrachtet, so legt man ihn unbefriedigt wieder zur Seite. Auch im zweiten Teil nehmen die Suppliken einen überaus breiten Raum ein, und das Protokoll verliert auch für die Geschichte des Konzils an Interesse. Das Wesentliche spielt sich außerhalb Basels ab, in den Verhandlungen mit den Fürsten und auf den Reichs-

tagen und Gesandtschaften, und was davon in Basel zur Geltung kam, das sagt uns Joh. von Segovia mit gleicher Treue und größerer Ausführlichkeit als das lakonische Protokoll. Aber es ist doch manch beachtenswerte Notiz zu gewinnen, abgesehen von dem sichern chronologischen Fundament. Und will man sich ein Bild davon machen, was denn eigentlich die Konzilsväter getrieben haben, während ihre Gesandten in aller Welt tätig waren, so gibt es keine andere und bessere Quelle als das Protokoll Hüglins. Diese kleinen Geschäfte nehmen seit 1435 fast das ganze Protokoll in Anspruch und zeigen ein überaus buntes Durcheinander. Die Suppliken und Entscheide der Deputationen beziehen sich auf Bitten um Pfründen, Dispensen von verschiedenen Defekten (des Alters, der Illegitimität, Weihedispens), Inkorporationen, Aufhebung von Zensuren, Vereinigung von Pfründen, Wahlbestätigungen, Schutzbriefe für Bistümer, Testierrecht, Präsentationsrecht, Bestätigung von Kirchenstatuten, Tragaltar, Legitimierung von klandestinen Ehen, Ehedispensen; selbst eine Dispens für die Fastenzeit: Gebrauch von Butter statt Öl fehlt nicht (Supplik einer Gräfin von Werdenberg). Auch Bitten um Befreiung vom Doktorexamen und um Doktortitel sind vorhanden usw. Auffallend sind die vielen Bittbriefe von Klerikern, die dem Konzil inkorporiert sind, daneben auch zahlreiche Wahlen und Bestimmungen für das Konzil und dessen Geschäftsordnung. Aus aller Herren Länder treffen Suppliken ein, was doch einen großen Anhang des Konzils voraussetzt.

Aber neben diesem vielen Kleinkram ersehen wir doch aus diesem Band, daß die Jahre 1438 und 1439 die wichtigsten des Konzils, geradezu seinen Höhepunkt bedeuten. Der Kampf mit Papst Eugen IV., in dem es sich um die Selbstbehauptung des Konzils, um seine Superiorität handelte — der Versuch, mit den Griechen zu einer Union zu gelangen, die Berufung eines Unionkonzils —, drängt immer mehr dem Ziele zu. Besonders für die Zeit vom April 1439 an ist die Ausbeute reich und ergiebig, aber nicht in zusammenhängenden Berichten, sondern nur in auseinandergerissenen Notizen und Einzelheiten.

Von dem Kampf gegen Eugen IV., der 1437 einsetzte, hören wir vorerst nur in dürftigen Notizen, wie Absendung von Gesandten an Könige und Fürsten zur Rechtfertigung des Vorgehens gegen den Papst, Maßregeln zur Verhütung des Auseinandergehens der Synode, Ungültigerklärung der Verlegung des Konzils nach Ferrara. Die Versammlung befand sich wirklich in einer schlimmen Lage, seit am 15. Februar 1438 Eugen IV. und sein Konzil in Ferrara an die ganze Welt ein feierliches Dekret gegen die Basler erlassen hatten. Von den riesigen Anstrengungen und Arbeiten der Gesandten, um eine Einigung zustande zu bringen, vernehmen wir nur Andeutungen. Mit Mitte April tritt nun der direkte Kampf, die Frage der Absetzung in den Vordergrund, und in breiter Ausführung zieht die Schlußphase dieses Kampfes bis zur Wahl Felix' V. an uns vorüber. Das hängt damit zusammen, daß Hüglins Tätigkeit als Protokollführer nur mehr selten unterbrochen wird. Von Mitte April bis Dezember 1439 hatte er nicht weniger als 81 Mal in der Generalkongregation und 131 Mal in der Deputatio pro communibus seines Amtes

zu walten und war bei den wichtigsten Verhandlungen zugegen : Absetzung Eugens IV., Vorbereitung zum Konklave, Wahl Felix' V., feierliche Gesandtschaft an den neuen Papst.

Die einzelnen Etappen lassen sich leicht verfolgen : 15. April 1439 Beginn der Verhandlungen über die Dogmatisierung des Konstanzer Dekretes vom 1. April 1415 über die Superiorität des allgemeinen Konzils über den Papst. Diese war durchaus notwendig, weil nur durch Abweichung vom Dogma, d. h. durch Häresie, die Absetzung des Papstes begründet werden konnte. Am 16. Mai wurden drei von den acht Sätzen zum Dogma erhoben. Diese Dogmatisierung ist in rein formaler Beziehung der *Höhepunkt* der konziliaren Bewegung. Wir suchen aber in unserm Bande vergebens nach diesen Texten, wie überhaupt nach Erlassen, Bullen und Ausschreibungen des Konzils. (Am besten finden wir dieses « Dogma » in dem überaus reichen und interessanten Werk von C. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus. Tübingen 1924 [4]. Nr. 399, S. 233.)

Der Weg war nun frei, und es setzte ein beschleunigtes Verfahren ein, das am 25. Juni zur feierlichen Dekretierung der Absetzung Eugens IV. führte. Die Mahnungen der fürstlichen Gesandten, das Urteil hinauszuschieben, waren vergebens. Das Konzil war damit wiederum in eine Krisis eingetreten — zahlreiche und bedeutende Mitglieder verließen Basel — und erließ scharfe Verordnungen, um seine Auflösung zu verhindern. Bald machte man sich an die Neuwahl heran, und nach unendlichen innern und äußern Schwierigkeiten konnte endlich das Papstwahldekret erlassen und die Erneuerung der Papstwähler (32) vorgenommen werden. Neben diesen Arbeiten her ging noch die Abwehr gegen Eugen IV., der am 4. September das Basler Konzil, diese perfida synagoga, als häretisch erklärt hatte. Am 30. Oktober endlich wurde unter dem Vorantritt des Kardinals von Arles, Louis d'Aleman, das Konklave im Haus « zur Mücke » bezogen, aus dem am 5. November Herzog Amadeus VIII. von Savoyen als — letzter — Gegenpapst (Felix' V.) hervorging.

Noch eine andere dogmatische Kontroverse, die seit langem und heftig erörtert wurde, hat das Konzil jahrelang beschäftigt : *der Streit um die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria*. Die Haupttriebfeder war der Spanier Johannes von Segovia, der auch die theologischen Unterlagen beibrachte. Am 15. September 1438 wurde das Dekret erlassen und am 17. in öffentlicher Sitzung verkündigt. Es wurde in aller Welt, vor allem in Frankreich, Aragonien und fast ganz Deutschland mit großer Ehrfurcht aufgenommen. Allein das « Dogma » blieb völlig unwirksam. Rom hatte diese Dogmatisierung nie anerkannt. Noch 1483 hatte Sixtus IV. die Frage als nicht genügend abgeklärt in der Schwebe gelassen. Auch ein Riesenskandal wie der Ketzerprozeß in Bern brachte die Frage dem Abschluß nicht näher. Es mutet fast wie eine Ironie an, daß später derselbe Papst, unter dem das Dogma von der Unfehlbarkeit — der schroffste Gegensatz zu dem Basler Superioritätsdogma — definiert wurde, Pius IX., auch das Werk des Johannes von Segovia, eines der eifrigsten Verfechter des konziliaren Ideen, wieder zu Ehren zog (1854).

Neben dieser Hauptfrage treten die *eigentlichen* Aufgaben: Ausrottung der Irrlehren, Reform der Kirche und Friedensstiftung unter den christlichen Völkern ganz in den Hintergrund.

Über die Verhandlungen mit den ketzerischen Böhmen hören wir in diesem Bande fast nichts.

In der Reformfrage wurde wohl mancher Anlauf genommen; aber da man allzuviel anpackte und es an weiser Beschränkung fehlen ließ, und weil andere für das Konzil wichtigere Fragen in den Vordergrund traten, war das Ergebnis mehr als gering. Zudem war bei den maßgebenden Männern offenbar keine große Neigung zur Reform vorhanden. Die gallische und germanische Nation machten zwar die größten Anstrengungen, vor allem in der geistlichen Gerichtsbarkeit und in Expektanzen- und Pfründenwesen Ordnung zu schaffen. Besonders in der Zeit vor der Absetzung Eugens wurde in Sachen Reform eifrig gearbeitet. Es drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß weite Kreise des Konzils den ungünstigen Eindruck, den das Vorgehen gegen den Papst erwecken mußte, durch den Anschein eifriger Reform abzuschwächen suchten. Der größte Erfolg der Reformbewegung war die Annahme der Dekrete durch die französische Nation am 7. Juli 1438 zu Bourges, deren zahlreiche Abänderungesvorschläge erst nach langem Widerstreben am 17. Oktober 1439 durch eine Bulle als Konzilsbeschlüsse erklärt wurden. Das ist die sogenannte Pragmatische Sanktion, eine der Hauptgrundlagen des verhängnisvollen Gallikanismus. Die Annahme der Reformbeschlüsse — allerdings auch mit zahlreichen Modifikationen — durch die deutsche Nation zu Mainz am 26. März 1439 hatte keinen großen Erfolg, da das Wiener Konkordat von 1448 diese wieder aufhob und dem Papste in Deutschland mehr Rechte einräumte, als nach der Annahme der Basler Dekrete zu erwarten war.

Einzig in bezug auf die Reform des Ordens- und Klosterwesens sind dem Konzil einige Erfolge zuzuerkennen, und hier gebührt das Hauptverdienst dem Konzilspräsidenten und päpstlichen Legaten, dem hervorragenden Kardinal Julian Cesarini. Dazu bringt unser Band zahlreiche und interessante Einzelheiten. Als Cesarini dem Konzil den Rücken kehrte (9. Januar 1438 wegen des Vorgehens gegen Eugen IV.), wurde die Ordensreform zwar nicht ganz aus den Augen gelassen, aber es fehlte die zielbewußte Triebfeder.

Auch die schon auf manchen Konzilien erörterte Kalenderfrage stand auf der Traktandenliste. Hierin tat sich der gelehrte Nikolaus von Cues hervor. Die Sache ging aber nicht vorwärts, und am 12. Dezember 1440 wurde schließlich beschlossen, daß im Augenblick die Frage in Anbetracht der Zeitlage vertagt werden solle.

Die dritte der eigentlichen Aufgaben war die Friedensstiftung unter den christlichen Völkern. Es bestand hiefür eine besondere Deputation. In den Jahren 1436–39 hatte das Konzil wenig Gelegenheit, seine Vermittlerrolle zu betätigen, da — mit Ausnahme des 100-jährigen Krieges zwischen England und Frankreich — bei all den kleinen Streiten keine andern als diplomatische Waffen in Anwendung kamen.

Von Anfang an hat das Konzil, seinen Aufgabenkreis überschreitend, in die oberste Regierung der Kirche eingegriffen. Auch unser Band bietet eine ganze Reihe von Fällen, in denen es die Streitigkeiten zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten, zwischen Bischöfen oder Prälaten untereinander, zwischen verschiedenen Bewerbern um ein Bistum oder eine Prälatur bis zu den Zwisten zwischen Pfarrern und Kaplänen herab zur Entscheidung vor sein Forum zog. Wir nennen hier einzig den Streit um den Bischofsstuhl von Lausanne zwischen Johannes de Prangins und Louis de la Palud, der auf dem Konzil eine ganz hervorragende Rolle spielte und dann einer der ersten Kardinäle Felix' V. wurde, aber trotzdem das Bistum nicht erlangen konnte; und die zwiespältige Bischofswahl in der Konzilsstadt selber zwischen Friedrich zu Rhein und Bernhard von Ratssamhausen 1436-39. Es ist interessant zu sehen, wie bei den verschiedenen Eingriffen und Entscheiden des Konzils politische Tendenzen und Grundsätze wirkten, besonders bei Bischofsstühlen, wo sich konziliare und päpstliche Prälaten gegenüberstanden. In unserm Band allein muß es sich mit Besetzungsschwierigkeiten und andern Nöten beschäftigen bei 173 Abteien, Prioraten und Propsteien des Benediktinerordens, 13 der Kluniazenser, 40 der Zisterzienser, 9 der Prämonstratenser, 53 der Augustiner-Chorherren und -Eremiten und einer kleineren Anzahl der Bettelmönche.

Auf Seite der Kurie hat man dem Konzil damals und später immer den Vorwurf gemacht, daß der niedere und «niederste» Klerus überwog und regierte. Man kann aber auch heute noch der Ansicht des Kardinals Aleman von Arles, daß die theologische Bildung den Ausschlag geben müsse, und daß demnach ein niederer, aber gelehrter Kleriker den Vorzug verdiene vor einem hochgestellten, ungelehrten Prälaten, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen (Lazarus, S. 42).

Bemerkenswert sind noch zwei Bewilligungen des Konzils: an die Ungarn, unter Ermahnung zur Verteidigung des katholischen Glaubens, die gefangenen Ungläubigen zu Sklaven zu machen; und die Bewilligung eines (Sünden) Ablasses für jene, die gegen die Feinde kämpfen, die die Konzilsstadt beunruhigen und bedrohen; es handelt sich hier offenbar um die Armagnaken, die damals (1439) zum erstenmal Oberdeutschland bedrohten.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, was noch wenig bekannt sein dürfte, daß schon 1432 in Basel ein Studium generale — als Vorläufer der spätern Universität — errichtet wurde (für kanonisches Recht), das die Erlangung akademischer Grade ermöglichte und alle Privilegien einer großen Universität genoß (s. Lazarus, Konzil v. B., S. 70). Über griechische Grammatik sollte nach einem Beschlusse vom 31. Mai 1437 der Grieche Demetrius lesen (— 58,7).

In diesem Bande steckt auch ein gewaltiger Reichtum für die Kultur- und Lokalgeschichte, zur Pfründen- und Personalgeschichte, welcher uns durch das vorzügliche Register erschlossen wird. Das umfangreiche Register (222 S.) verursachte wohl die meiste Mühe, in dem es viermal bearbeitet wurde, zuletzt vom Herausgeber selbst. Schweizerische Personen und

Orte sind zahlreich vertreten. Hingegen könnte man doch fragen, warum auf ein eigenes Sachregister verzichtet wurde. Vieles ist hier zwar ins andere Register eingearbeitet, besonders in den Stichworten, z. B. Basilea, Eugenius IV., Amadeus dux Sabaudie, Mainz, Bourges usw., aber gerade das Kulturhistorische tritt hier zu wenig hervor. Wo soll ich z. B. die auf Ordensreform bezüglichen Angaben suchen, wo Kalenderreform, Dogma der unbefleckten Empfängnis, Superiorität des Konzils, wo die Angaben über Verleihung von Dr.-Titeln (S. 146, 543), über Studium generale, wenn ich den Namen des Demetrius nicht weiß ? Bei der Durchsicht des Buches ist mir hierin so vieles aufgefallen, das ich im Register vergeblich suchen würde. Und gerade für Zusammenfassungen und Statistik wäre ein Sachregister ungemein dankbar. Welche Arbeit hätte ich z. B., wenn ich obige Statistik über die Klöster zusammensuchen müßte (die Angaben waren nun glücklicherweise in der Einleitung). Wo hätte ich die Nachricht über die Armagnaken zu suchen ? Im Register steht es unter Basilea : inimici in foribus existentes. Vergleichshalber ziehe ich Rieders Römische Quellen oder seine Register zu den Regesta Episcoporum Constantiensium herbei, also zwei ähnlich geartete Werke und muß bedauern, daß mangels eines Sachregisters im Conc. Bas. so viel wertvolles, besonders kulturhistorisches Material verborgen oder doch schwer auffindbar bleibt. Der Lokalforschung muß es überlassen werden, die alten Ortsnamen und Personennamen aus aller Welt, die natürlich voll Fehler stecken müssen und für die Herausgeber schwer zu bestimmen waren, zu korrigieren und der richtigen Diözese zuzuweisen.

Die Protokolle haben vor allem den Wert eines festen chronologischen Gerüstes und absoluter Zuverlässigkeit, dafür aber den Nachteil der Unübersichtlichkeit und Lückenhaftigkeit, da sie von dem ganzen Verlauf einer Verhandlung oft nur einen Abschnitt oder gar nur eine kurze Notiz bieten, da der betreffende Notar nicht bei allen Verhandlungen beteiligt war. Das Protokoll verzichtet in der Regel auch auf die Wiedergabe der Akten, Konzilsbeschlüsse und Dekrete, der Verhandlungen in Privat- und Sonderausschüssen und -Besprechungen. Neben der Chronik des Johannes von Segovia (Gesta concilii Basiliensis, die aber nur bis 1444 reichen), der als eine Hauptperson mitwirkte — er hatte immer die Aufgabe, das Vorgehen des Konzils öffentlich zu rechtfertigen und war wohl der bedeutendste Konzilstheologe, besonders bei der Dogmatisierung der Superiorität und der unbefleckten Empfängnis —, werden die schlichten, nüchternen Protokollberichte Hüglins immer einen ehrenvollen Platz bewahren, während sie an historischem Wert die schönrednerische, lebhafte, aber vielfach oberflächliche und tendenziös gefärbte Darstellung des Konzilteilnehmers und Humanisten Enea Silvio de' Piccolomini weit überragen.

Wenn die Sammlung einmal abgeschlossen ist (es fehlen jedenfalls noch die spätern Protokolle bis 1449, die Dekrete und Sermones), wird es mit Herbeiziehung der Monumenta conciliorum generalium saeculi 15 .... Concilium Basiliense Scriptores, Wien seit 1857, hauptsächlich die Schriften Ragusas, Segovias u. a. enthaltend, und der Werke Enea Silvios, das größte Quellenwerk sein, das einer Kirchenversammlung — das Tridentinum

etwa ausgenommen — gewidmet ist. Wie arm steht dagegen bis jetzt das noch bedeutsamere Konstanzer Konzil da ! !

Vom Concilium Basiliense sind bis heute erschienen : *Bd. I :* Studien und Dokumente zur Geschichte der Jahre 1431–37, hrsg. v. J. Haller, Basel 1896. — *Bd. II :* Die Protokolle 1431–33, von demselben, 1896. — *Bd. III :* Die Protokolle 1434–35, von demselben, 1900. — *Bd. IV :* Die Protokolle 1436, von demselben, 1903. — *Bd. V :* Tagebuchaufzeichnungen 1431–35, 1438 etc., hrg. v. G. Beckmann, R. Wackernagel, G. Coggiola 1904. — *Bd. VII :* Protokolle (Hüglins) 1440–43, bearbeitet von H. Herre, 1910. — *Bd. VI :* (vorliegender) Protokolle 1436–39.

Arth. *Karl Schoenenberger.*

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Regesta pontificum Romanorum iubente societate Gottingensi congessit Paulus Fridolinus Kehr. Germania Pontificia, Vol. II, Pars II. *Helvetia Pontificia*. Provincia Maguntinensis, Pars II, auctore *Alberto Brackmann*. Berolini, apud Weidmannos, 1927. Lex. 8°, XXIII-296 S. M. 20.

Professor Paul Kehr, jetzt Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und Präsident der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae, begann im Jahre 1906, nach längeren Vorarbeiten, mit Unterstützung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaft, sein großes Unternehmen der neuen Zusammenstellung der älteren Papsturkunden nach Empfänger-Gruppen. Mit dem I. Bande, der Rom gewidmet war, eröffnete er die Serie der « Italia Pontificia », die mit 7 Bänden 1925 abgeschlossen wurde. Zugleich wurde eine zweite Serie « Germania Pontificia » begonnen, deren Ausgabe einem alten Mitarbeiter Kehrs, Albert Brackmann, jetzt Professor an der Universität Berlin, anvertraut ist. Von der « Germania Pontificia » erschien bisher der erste Band in zwei Teilen, gewidmet der Salzburger Kirchenprovinz, und der erste Teil des zweiten Bandes, mit dem die Mainzer Kirchenprovinz an die Reihe kam. Auf diesen folgt jetzt als zweiter Teil der Mainzer Kirchenprovinz der vorliegende Band mit dem Untertitel « Helvetia Pontificia ». Die Einreihung in die « Germania Pontificia » und die « Provincia Maguntina » erklärt sich daraus, daß die Bistümer Konstanz und Chur in der hier in Betracht kommenden Zeit zur Mainzer Kirchenprovinz gehörten. Trifft das auch für die andern Bistümer nicht zu, so wird es doch in der Schweiz beifällig begrüßt werden, daß die Papsturkunden, welche die heutige Schweiz betreffen, hier fast alle in einem Bande zusammengestellt sind.

Dem Gesamtplan entsprechend, werden die Papsturkunden bis zum Beginn des Pontifikates Innozenz III. (1198) zusammengestellt, welches Jahr einst für das Regestenwerk von Jaffé als Abschluß maßgebend war. Die Folge der Regesten ist aber nicht absolut chronologisch nach den einzelnen Pontifikaten, sondern nach Empfänger-Gruppen, d. h. nach den Bistümern und innerhalb derselben nach Stiftern, Klöstern, Kirchen, was natürlich für die Lokalforschung außerordentlich dienlich ist. Um auch den Vorzug des Werkes von Jaffé zu wahren, ist eine Tabelle vorausgeschickt, in der die einzelnen Nummern nach Pontifikaten mit Hinweis auf die Nummern bei Jaffé aufgeführt werden. Bei den einzelnen Bistümern, Stiftern, Klöstern und Kirchen wird mit größter Genauigkeit die Literatur zusammengestellt mit kurzen historischen Notizen und wertvollen Angaben über die Archive. Dann folgen in Regestenform die Urkunden in weitestem Sinne (Privilegien, Briefe und Akten), welche von Päpsten oder in deren Auftrage von Kardinälen bezw. Legaten erlassen wurden, mit Angabe der

Überlieferungsform, der Druckorte, Kommentare und weiteren kurzen Bemerkungen.

So werden die Urkunden nach den fünf Bistümern aufgeführt: Konstanz, von dem aber hier nur der Schweizer Anteil berücksichtigt ist, Chur, Sitten, Genf, Lausanne, Basel. Bei der Diözese Basel werden auch noch die Stifter, Klöster, Kirchen des Ober-Elsaß herbeigezogen, die einst dazu gehörten. In Betracht kommen auch noch einige wenige Urkunden, welche die Päpste Adeligen sandten und solche (15) Briefe, welche Päpste aus der Schweiz empfingen. Im ganzen umfaßt der Band 355 Nummern, 103 mehr als bei Jaffé verzeichnet waren. Von den 355 Nummern sind 265 ganz überkommene Urkunden, 122 Originale; 27 werden als unecht bezeichnet mit dem herkömmlichen ominösen Kreuzzeichen. Die meisten Nummern (40) fallen auf die Bischöfe von Basel. Von den Klöstern weist Allerheiligen in Schaffhausen die größte Zahl (31) auf, das sich auch rühmen kann, nächst Romainmôtier (Clemens II., a. 1046) die ältesten echten Originale aus dem Ende des XI. Jahrhunderts zu haben. Die ältesten Papsturkunden, die für die Schweiz bekannt sind, fallen auf Genf: von Leo I. (a. 450) und Symmachus (a. 513).

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir den Wert dieses dem Alt-Meister der Schweizer Geschichtsforschung, Gerold Meyer von Knonau, gewidmeten Bandes dahin kennzeichnen, daß er die wichtigste Grundlage für die frühmittelalterliche Kirchengeschichte der Schweiz bietet. Wer immer in dieser Zeit mit Papsturkunden zu arbeiten hat, wird sich von diesem kundigen Wegweiser beraten lassen. Prof. Brackmann und mit ihm Geheimrat Kehr haben die Schweizer Geschichtsforschung zu großem Danke verpflichtet.

Freiburg i. Ue. *G. Schnürer.*

Poschmann Bernhard. Die abendländische Kirchenbuße im Ausgang des christlichen Altertums. (Münchener Studien zur historischen Theologie. Heft 7). München, Kösel und Pustet, 1928. 316 Seiten. Mk. 8 50.

Die Zeit von etwa 400 bis 600 nach Christus ist für die Geschichte der altkirchlichen Bußdisziplin und damit für die Entwicklung der Praxis des Bußsakramentes überhaupt von besonderer Wichtigkeit. Die bisherige, seit der vorkonstantinischen Zeit festgelegte Art der öffentlichen Buße als der alleinigen Form des eigentlichen kirchlichen Bußsakramentes mit Lossprechung und Wiederaufnahme in die vollen Rechte der kirchlichen Gemeinschaft dauerte fort. Nun sind die Quellen in dieser Zeit viel reicher und klarer als in der vorhergehenden Epoche, sodaß die genauere Kenntnis des Bußwesens im V. und VI. Jahrhundert eine wichtige Beihilfe bietet für die Erforschung des Bußinstitutes in der Zeit des II. bis IV. Jahrhunderts, über die wir weniger genaue Quellenzeugnisse besitzen. Dann zeigte sich in diesem Zeitraum von 400 bis 600, nachdem die große Mehrheit der alten Bevölkerung im noch bestehenden wie in den ehemaligen Provinzen des Römerreiches das Christentum angenommen hatte, wie ungenügend das urchristliche Bußinstitut für die Praxis war, und wie

deshalb notwendig eine Weiterentwicklung in der Ausübung der kirchlichen sakramentalen Buße eintreten mußte. Diese Entwicklung setzte eben in dieser Zeit ein, besonders durch die bei den Mönchen eingeführte und auch von eifrigen Christen außerhalb der Mönchskreise geübte Wahl eines Seelenführers, dem man seinen moralischen Seelenzustand offenbarte, um seinen Rat, seine Leitung und auch sein Gebet entgegenzunehmen, zur persönlichen und privaten Bußübung. Wenn auch in dieser Zeit noch keine sakramentale Lossprechung mit diesem Bekenntnis vor dem Seelenführer verbunden war, so liegt darin doch ein wichtiges Element für die kirchliche Bußpraxis, wie sie sich in der nächstfolgenden Zeit entwickelte, um die heute noch bestehende Art der Ausübung anzunehmen.

In der oben angezeigten, wichtigen und grundlegenden Schrift bietet uns der Verf. nun die ausführlichste, vollständigste und beste Darstellung des kirchlichen Bußinstitutes für die angegebene Zeit, die wir bisher besitzen. Schon durch seine drei Studien über die Auffassung und die Praxis der Buße in den Schriften des hl. Augustinus, die Poschmann 1920 bis 1923 veröffentlichte (vgl. S. 5, Anm. 1), zeigte er sich als trefflichen Kenner und methodisch sichern Forscher auf diesem Gebiete. Von Augustinus ausgehend, setzte er dann seine Untersuchung fort bis zu Gregor dem Großen und Isidor von Sevilla. Die Ergebnisse dieser Forschungen liegen in dem neuen Werke vor. Der Verfasser beschränkt sich auf das Abendland. Es ist nämlich, wie er selbst in der Einleitung mit Recht bemerkt, notwendig, zunächst in Einzelnuntersuchungen mit eingehender kritischer Behandlung des vollständigen Quellenmaterials das Bußwesen in Lehre und Praxis für einzelne Gegenden und einzelne Zeitepochen genau zu erforschen, ehe eine vollständige und abschließende Geschichte der Kirchenbuße im Altertum geschrieben werden kann. P. hat diese Arbeit für den angegebenen Zeitraum und für das Abendland geleistet. Man muß, um die vollständige Darlegung zu haben, seine oben erwähnten Studien über die Buße beim hl. Augustinus hinzunehmen. Die Untersuchung ist auf einer eingehenden, systematischen Behandlung des Quellenmaterials, wie es in verschiedenen Schriften, in Predigten, Briefen der Päpste und in Konzilsbeschlüssen vorliegt. Dabei werden die neueren Untersuchungen verschiedener Fachleute über den Gegenstand überall berücksichtigt, indem der Verf. auf Grund seiner Ergebnisse kritisch dazu Stellung nimmt. Um ein klareres Bild von der theoretischen Einstellung und der praktischen Ausübung im kirchlichen Bußwesen zu erlangen und um so viel als möglich Wiederholungen zu vermeiden, sind die Quellenzeugnisse nach geographischen Gesichtspunkten geordnet. Es kommen zur Behandlung: 1. die römische, 2. die gallische, 3. die spanische, 4. die afrikanische Kirche bezüglich ihrer Bußübung. Dann folgen zwei Abschnitte über Einzelfragen, nämlich die Buße der Kleriker und die angebliche kirchliche Privatbuße in dieser Zeit. Den Schlußabschnitt bildet die Buße in den Schriften Gregors I. und Isidors von Sevilla. In der Darstellung bezüglich der einzelnen Gebiete befolgt der Verf. eine sachliche Einteilung, indem er die Hauptfragen in jedem Kapitel systematisch ausführt. In einem Schlußwort werden die Ergebnisse zusammengefaßt. Durch zwei

Register: ein systematisches Sachregister und ein Autoren- und Quellenregister, wird dem Benutzer die Verwertung der Darlegungen erleichtert. Ein hervorragender Kirchenhistoriker, Prof. *E. Göller*, hat kürzlich im «Oberrheinischen Pastoralblatt» (1928, Heft 4, n. 5) eine Studie über «Das Sündenbekenntnis bei Gregor dem Großen» veröffentlicht. Ein Vergleich der Ausführungen Poschmanns, S. 248 ff., mit dem Artikel Göllers, die ganz unabhängig voneinander sind, ist sehr interessant und zeigt die Übereinstimmung in der Auffassung der wesentlichen Punkte.

Ein schwieriges Zeugnis bietet die Angabe des Liber Pontificalis, in der Vita des Papstes Marcellus aus dem Anfang des IV. Jahrhunderts (S. 50). Ich halte es nicht für unmöglich, mit Rücksicht auf die Methode des Verfassers des ersten Liber Pontificalis aus dem VI. Jahrhundert, daß dieser die zu seiner Zeit in Rom bestehende Einrichtung der Titelkirchen willkürlich Papst Marcellus zugeschrieben hat, und daß das «titulos .... constituit quasi dioeceses propter baptismum et poenitentiam multorum ....» seine Erklärung eher in der Zeit des V. bis VI. Jahrhunderts findet. Bei der Untersuchung über die ganze hier behandelte Frage muß berücksichtigt werden, daß seit dem Ende des IV. Jahrhunderts bei einer Reihe von Titelkirchen innerhalb der Mauern Roms wie auch bei vielen Zömeterialbasiliken außerhalb der Stadt eigene Baptisterien errichtet wurden. Diese dienten ohne Zweifel für die Taufe durch Untertauchen, und zwar von Erwachsenen, wurden also für die feierliche Taufspendung benutzt, die somit nicht vom Papst allein oder in seiner Gegenwart in dem einen Baptisterium des Lateran, sondern auch bei andern Kirchen gespendet wurde, offenbar durch die Titelpriester. Mit dieser nach meiner Ansicht im V. und VI. Jahrhundert vorhandenen Dezentralisierung der feierlichen Taufspendung kann eine entsprechende Organisation des Bußwesens eingetreten sein, bei der den Titelpresbytern eine besondere Stellung zukam. Es ist kein Zweifel, daß an den Zömeterialkirchen außerhalb der Stadt keine Presbyter fest angestellt waren. Der Gottesdienst wurde durch den Klerus der Titelkirchen besorgt, denn im IV. bis VI. Jahrhundert war jeder für die römische Gemeinde geweihte Presbyter einer Titelkirche als seiner amtlichen Residenz zugeteilt. Dieser ganze Fragenkomplex, mit Einschluß der Taufspendung, muß noch genauer untersucht werden. Bezüglich der Buße ist die Lösung ohne Zweifel auf dem von Poschmann (S. 50 ff.) gezeigten Wege zu suchen.

J. P. Kirsch.

Kern Leo M. Die Ida von Toggenburg-Legende. Wahrheit und Dichtung. Frauenfeld 1928. (Dissertation von Freiburg i. Uechtland.) S.-A. aus Thurg. Beiträge, Heft 64-65.

Verfasser hat sich die dankbare und zeitgemäße Aufgabe gestellt, die S. Ida-Legende auf ihren historischen Gehalt zu prüfen, nachdem so viele Unberufene, ohne methodische Schulung und ohne Ahnung von den zu überwindenden Schwierigkeiten, diese Frage in letzter Zeit zu einer

Glaubensfrage gemacht und dabei mehr frommen Eifer als besonnene Kritik an den Tag gelegt haben. In der Einleitung gibt Verf. einen hübschen Überblick über die bisherige Behandlung der Ida-Legende. Dann wird die viel genannte, aber wenig bekannte Lirerchronik zum erstenmal hier kritisch gewürdigt, da sie hauptsächlich zur Ausbildung der Legende beigetragen haben dürfte. Das Ergebnis, daß sie erst nach Mitte des XV. Jahrhunderts von einem unbekannten Verf. abgefaßt wurde und voller Fabeleien steckt, und Thomas Lirer nur als Deckname gebraucht, ist recht wertvoll! Sodann unterzieht Verf. die verschiedenen Handschriften einer kritischen Analyse und rekonstituiert daraus die verlorene Urlegende, die in einer St. Galler und Überlinger Kopie uns am besten erhalten und frühestens Ende der 70ger Jahre des XV. Jahrhunderts entstanden ist. Mit scharfsinniger Kritik wird dabei die falsche Ansetzung des Klosterbrandes von 1410 in verschiedenen Handschriften für die Datierung der Legende verwendet. Endlich wird auf Grund der in solider, streng methodischer Beweisführung gewonnenen Ergebnisse der geschichtliche Kern der Legende herausgeschält: daß vor dem Auftreten der Urlegende in den 70ger Jahren des XV. Jahrhunderts sich nicht die geringste Spur von einem Anklang an die Ida-Legende nachweisen läßt. Vielmehr scheint die Legende das Erzeugnis eines ungenannten, zielbewußten Kompilators zu sein, der in der Nähe von Fischingen zu suchen sein wird, und es fehlen auch alle Beweise dafür, daß die hl. Ida eine geborne Gräfin von Kirchberg und durch Vermählung Gräfin von Toggenburg gewesen. Der Schlüssel für die Entstehung unserer Legende dürfte vielmehr darin zu suchen sein, daß das Fischinger Nekrolog unter dem 3. November eine Ida c. (= conversa) de Kirchberg erwähnt, die im XIV. Jahrhundert lebte und im Geruche der Heiligkeit gestorben und in der Klosterkirche in Fischingen begraben worden war, woraus im ausgehenden XV. Jahrhundert eine comitissa de K. gelesen wurde, woran dann die Legende mit sagenhafter Ausschmückung und Zügen aus der Genovevalegende anknüpfte, die auch im einzelnen bloßgelegt werden. Verf. gelangt darum mit vollem Recht zum Schluß: « Die Kritik muß die Ida-Legende, treffender gesagt, die Vita der Legende, nicht aber die Existenz einer Ita conversa de Kirchberg in den Geschichtsbüchern tilgen. » Verf. gebührt das Lob, die gesamten Quellen und alle Literatur nicht bloß gelesen, sondern auch methodisch einwandfrei verwertet zu haben und in seinen Folgerungen das Problem der Ida-Legende wissenschaftlich unwiderleglich und doch pietätsvoll gelöst zu haben; es ist ein höchst wertvoller Beitrag zur schweizerischen Hagiographie! Das Kenotaphium der hl. Ida von 1496 ist als Illustration beigegeben.

Albert Büchi.

Künstle Karl. Ikonographie der christlichen Kunst. I. Band: Prinzipienlehre, Hilfsmotive, Offenbarungstatsachen. Mit 388 Bildern. Freiburg i. Br. Herder 1928. XIX und 670 S. Mk. 37.

Bei der Besprechung des zuerst veröffentlichten zweiten Bandes dieser vortrefflichen « Ikonographie » von K. Künstle in dieser Zeitschrift (1927,

S. 76-78) wurde der Wunsch geäußert, « daß der Absatz des vorliegenden (II.) Bandes den Verlag ermutige, auch den noch ausstehenden Band möglichst bald herauszugeben ». Dieser Wunsch ist erfreulicherweise sehr rasch erfüllt worden durch das Erscheinen des noch umfangreichern und mit 100 Bildern mehr versehenen ersten Bandes, so daß nun diese ausführlichste und beste Ikonographie der christlichen Kunst, die wir besitzen, vollständig vorliegt. Es ist ein Werk, für das man den Verfasser wie den Verlag dankbar beglückwünschen muß.

Wie im Untertitel des I. Bandes angedeutet ist, umfaßt er drei Hauptteile : 1. Buch : Ikonographische Prinzipienlehre ; 2. Buch : Ikonographie der didaktischen Hilfsmotive ; 3. Buch : Ikonographie der Offenbarungstatsachen. Im *ersten Buche* werden (S. 5-116) in einer durch den Zweck gegebenen Ausführlichkeit die allgemeinen Fragen, die sich auf die ikonographische Seite der christlichen Kunst beziehen, behandelt und für die ganze Auffassung des spezifisch christlichen Bildwerkes als solchem in der geschichtlichen Entwicklung die maßgebenden Faktoren wie die tatsächliche Ausführung untersucht und dargestellt. Nach der Behandlung des Begriffes und der literarischen Geschichte der Ikonographie und des symbolischen Charakters der christlichen Kunst im allgemeinen, der für die Beurteilung der ikonographischen Seite maßgebend ist, wird der Entwicklungsgang der bildlichen Veranschaulichung der christlich religiosen Gedankenwelt nach fünf Perioden geschildert : Altchristliche Kunst : ausgehendes Altertum und frühes Mittelalter (5. bis 10. Jahrh.) ; hohes Mittelalter (10. Jahrh. bis um 1350) ; ausgehendes Mittelalter (1350 bis 1550) ; neuere Zeit. Dabei werden in klarer und sachlicher Weise die charakteristischen Züge der einzelnen Epochen und ebenso innerhalb dieser der geographisch einheitlichen Kunstkreise sehr gut herausgehoben, unter Feststellung der Einflüsse, die dabei wirksam waren. Zum Abschluß dieses ersten Buches stellt dann der Verf. die wirklichen Quellen der christlichen Kunstvorstellungen fest, und es ergibt sich ihm als die Hauptquelle das liturgische Leben der Kirche. Durch dieses sind die bestimmten religiösen Ideen im Volke geweckt und ausgebildet worden, die dann von den Künstlern im Bilde ihren Ausdruck gefunden haben. In der Behandlung der Symbole der altchristlichen Kunst vertritt Künstle einen nüchtern-sachlichen, durch die objektive Beurteilung der Denkmäler gegebenen Standpunkt ; er hält sich frei von den Extremen, die in jüngster Zeit nach der Seite des Zuviel und des Zuwenig von einzelnen vertreten worden sind. In bezug auf die frühchristliche Kunst (S. 20 f.) bin ich der Ansicht, daß um die Mitte des III. Jahrhunderts neue Elemente in der Entwicklung sich zeigen. Die große Mehrheit der eigentlichen christlichen Darstellungen in den römischen Katakomben hat bis 250 ohne Zweifel einen wesentlich eschatologischen Inhalt, wie es ja der Charakter der Monumente als Grabstätten mit sich brachte. Auch die auf die Erlösung durch Christus hinweisenden Bilder ordnen sich diesen Gedanken ohne Schwierigkeit ein. Aber die seit etwa 250 auftretenden Darstellungen größeren Stiles, wie Christus mit den Aposteln als Haupt und Lehrer seiner um ihn gescharten Sendboten und ähnliche bieten nicht mehr diesen eschatologischen Inhalt,

sondern haben einen allgemeineren Charakter. Da legt sich die Frage nahe, ob diese Bilder nicht Wiedergaben von Darstellungen sind, die für die innere Ausschmückung von gottesdienstlichen Versammlungsräumen geschaffen wurden. In diesen hätten wir dann den Ausgangspunkt der monumentalen Malerei in den Basiliken des IV. und V. Jahrhunderts zu erblicken.

Die « didaktischen Hilfsmotive », denen das *zweite Buch* (S. 119-218) gewidmet ist, sind jene künstlerischen Motive, die in ihrer sachlichen, äußern Erscheinung nicht zum eigentlichen Gegenstand der christlich-religiösen Kunst gehören : die Tiersymbole ; die Darstellungen aus der Natur und dem Geistesleben, wie die Monatsarbeiten, die sieben freien Künste, die Tugenden und die Laster in allegorischer Auffassung, die Gegenstände aus Geschichte und Sage ; ferner die Katechismusillustrationen, wie die zehn Gebote, die sieben Hauptsünden, die Sakramente ; endlich das Leben und Sterben des Menschen, besonders die in einzelnen Perioden häufigen Darstellungen des Todes, die Totentänze. Diese Kunstmotive haben vor allem einen lehrhaften Zweck, ähnlich den Erzählungen und Gleichnissen, die in der Predigt angewendet wurden. Daher hat der Verf. diesen genannten Darstellungskreis, der ja seine Eigenart in der religiösen Kunst besitzt, ausgeschieden und als didaktische Hilfsmittel der religiösen Kunst gekennzeichnet. Dementsprechend sind sie als eigene Gruppe am Anfang der Einzelbehandlung der christlichen Kunstmotive zur Darstellung gekommen.

Den größten Teil des stattlichen Bandes beansprucht natürlich die Behandlung der « Offenbarungstatsachen » im *dritten Buche* (S. 221-658). Und zwar ist die übernatürliche Offenbarung in ihrem ganzen Umfange dabei zu verstehen : von Gott dem Dreieinigen und der Geisterwelt an bis auf Christus und seine Erlösung. Die Darstellungen der Gottheit (Dreifaltigkeit), der Engel, der bösen Geister ; die Bilder, in denen die Offenbarung des Alten und dann des Neuen Testamentes ihren künstlerischen Niederschlag gefunden hat, werden in einer Reihe von besondern Kapiteln erörtert. An diese eigentlichen Offenbarungstatsachen werden dann weitere Gruppen ikonographischer Darstellungen angeschlossen, die sachlich oder vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus mit der Erscheinung Christi in unmittelbarer Verbindung stehen : nämlich Tod und Verherrlichung Mariens ; Einzelbilder Christi (eine Geschichte des ikonographischen Typus des Heilandes in der Kunstauffassung) ; die Marianischen Devotionsbilder, wo auch die Bilder der Madonna mit dem Schutzmantel, die Rosenkranzbilder und ähnliche Schöpfungen der religiösen Kunst zur Behandlung gelangen. Mit diesen schließt der Band ab. Daran schließt in ganz natürlicher Weise der II. Band, die Ikonographie der Heiligen, an.

Es war natürlich nicht angängig und auch gar nicht möglich, alle Bilder aus den vielen Jahrhunderten der christlichen Kunsttätigkeit zur Darstellung zu bringen. Worauf es ankommt, und was der Verf. auch regelmäßig behandelt hat, das war zunächst, den Ursprung der betreffenden ikonographischen Komposition festzustellen. Die Faktoren aufzuzeigen, aus denen er herausgewachsen ist ; dann die Entwicklung zu verfolgen,

die diese Komposition durchmachte, indem von jeder charakteristischen Auffassung in den einzelnen Epochen die wichtigsten Beispiele vorgeführt und entsprechend behandelt werden ; weiter ein auf die kirchliche Auffassung und zugleich auf eine gesunde religiöse Einstellung gegründetes Urteil über den Wert der Ausführungen von seiten der Künstler in den verschiedenen Ländern und Zeitabschnitten zu geben. Trotz der durch die praktische Notwendigkeit auferlegten Beschränkung hat der Verf. ein gewaltiges Material, zum Teil aus entlegenen und wenig bekannten Orten, zusammengetragen und in der angegebenen Weise systematisch verarbeitet. So hat er durch die Behandlung der so wichtigen ikonographischen Seite der gewaltigen und großartigen christlich-religiosen Kunstbetätigung im Laufe der Jahrhunderte nicht nur für die Kunstwissenschaft und die religiöse Kulturgeschichte einen wichtigen Beitrag geliefert, sondern auch ein sehr nützliches Nachschlagewerk geschaffen für diejenigen, seien es Künstler, Kunstkenner oder Besteller, die mit der praktischen Betätigung der kirchlichen Kunst in Verbindung stehen. Das ernste Studium der Ikonographie der christlichen Kunst in der Vergangenheit muß die Grundlage bilden, auf der sich eine gesunde Auffassung der heutigen kirchlichen Kunstbetätigung aufbaut und zeigen, welches die Grenzen sind, innerhalb derer die subjektive Einstellung der Künstler auf diesem Gebiete sich halten muß. Gerade auch unter diesem Gesichtspunkt möchte ich das Werk von Künstle sehr eindringend empfehlen. Es wird dann auch dazu beitragen, die Inspiration der Künstler selbst zu befruchten und zu leiten. Die reiche Illustrierung und die zahlreichen Hinweise auf gute Illustrationen in andern Werken sei noch besonders hervorgehoben. Einen Wunsch möchte ich für eine zu erhoffende zweite Auflage äußern bezüglich des Registers. Statt *eines* Registers, wie es jetzt vorhanden ist, würde es sich empfehlen, *drei* Register zu bieten : ein Sachregister, das die ikonographischen Dinge enthält ; ein Personenregister mit den Namen der vorkommenden Künstler, und ein Ortsregister, das dann aber ganz vollständig sein müßte. So bietet z. B. das Bild S. 630 die interessante Darstellung « Maria im Ährenkleid » in der Liebfrauenkirche zu Freiburg in der Schweiz, aber der Name Freiburg i. d. Schweiz fehlt im Register. Die Schweiz ist in ihrem reichen Bestand an Werken der figurativen christlichen Kunst auch in diesem Bande gut vertreten, nicht bloß Basel, Lausanne und andere wichtige Mittelpunkte, auch z. B. Wettingen (S. 101, fehlt ebenfalls im Register) und andere Kunststätten. Eben weil das große zweibändige Werk berufen ist, auch als Nachschlagewerk vielfach benutzt zu werden, können gute und vollständige Register von großem Nutzen sein. Wie der II. Band des Werkes, so sei auch dieser I. Band allen jenen Kreisen, denen er vieles zu bieten vermag, auf das beste empfohlen.

J. P. Kirsch.

Fribourg. — Imp. de l'Œuvre de Saint-Paul. 29.

Das Collegium Pontificium Papio in Ascona.

Von P. Fridolin SEGMÜLLER O. S. B.

(Fortsetzung.)

4. Organisation und Verwaltung des Seminars.

Höchst bescheiden waren die Anfänge des Seminars, was den innern Aufbau betrifft. Gleich bei der Errichtung bestimmte Karl Borromeo den Pfarrer Antonio Vacchini zum einstweiligen Rektor. Zwar hatte Lorenzo Pancaldi vorgeschlagen, die Anstalt den Barnabiten anzuvertrauen. Aber in Ascona wollte man nichts davon wissen, und man bat den Kardinal, das Kolleg nicht einem gewissen Orden zu übergeben. Wir wissen nicht, welche Gründe dafür maßgebend waren ; vermutlich spielte Eifersucht mit : man glaubte eigene Kräfte zur Führung des Seminars zu haben.[1] Doch der Kardinal hatte bereits einen Rektor und einen Lehrer für das Seminar bestimmt. Weil aber diese beiden infolge der grassierenden Pest nicht nach Ascona kommen konnten, wurde Vacchini provisorisch zum Rektor und Lehrer bestellt und ihm der Porzionarpfarrer Francesco Abondio und der noch in Ascona bei Sa. Maria weilende Dominikaner Fra Cesare d'Osnago beigegeben.[2] Wenig über ein Jahr hatte Vacchini seines Amtes gewaltet, als er von den Seinigen verklagt und seines Amtes enthoben wurde. An seine Stelle kam 1586 der Dominikaner Fra Cesare d'Osnago. Sobald die Anklagen als ungerecht erkannt wurden, übernahm Vacchini 1587 wieder die Leitung bis 1592, wo er sie endgültig niederlegte.[3]

[1] « Vita S. Caroli », v. *Giussano-Rossi*, Col. 717. « Id unum rogantes, ne filios suos in religiosi cuiusdam ordinis disciplinam traderet. « Apol. », p. 24 u. 99. Auch 1617, als die sieben regierenden Kantone den Papst baten, das Kolleg « zur uferbuwung eidtgnossischer Jugend » den Jesuiten zu überlassen, war Ascona dagegen, und Kardinal Borromeo wollte die zwei Jahre zuvor eingeführten Oblaten trotz Gegenbemühungen des Nuntius beibehalten. Eidg. Abschiede 1617, Nr. 324 f. « Apol. », p. 21.

[2] Minuta di S. Carlo, in « Apol. », p. 91. Speciani nennt ausdrücklich Vacchini « vicerettore, « Apol. », p. 92.

[3] Briefe des Generalvikars an Bischof Speciani 1587 und 1588. « Lettera di ragguaglio », p. 11 ; « Apol. », p. 93. Pfarrer Vacchini lebte bis 1615.

Wer zunächst auf Vacchini folgte, ist nicht sicher. Als Speciano 1592 von Novara auf den Bischofssitz von Cremona transferiert worden, folgten ihm die beiden Kardinäle Cusani, dann Piatti, beide nicht Erzbischöfe von Mailand, als Administratoren des Seminars, über deren Tätigkeit uns nichts Bedeutendes berichtet wird.

Nach einer elfjährigen Regierung des Erzbischofs Kaspar Visconti wurde der würdige Vetter des hl. Karl, Friedrich Borromeo, 1595 Erzbischof von Mailand und 1609 Kardinal. Paul V. ernannte diesen klugen Organisator 1614 zum Protektor und Administrator des Kollegs von Ascona auf ausdrückliches, dringendes Bitten der Bewohner [1] Sogleich nahm er sich kräftig der Anstalt an. Bereits 1616 berief er die Oblaten vom hl. Ambrosius zur Leitung und Führung der Schule von Ascona, die sie nunmehr fast zwei Jahrhunderte inne hatten. [2]

Trotzdem der hl. Karl einige Regeln und Vorschriften für das Seminar erlassen hatte, war der Zustand doch nur ein provisorischer, unsicherer gewesen, schon auch darum, weil die Bauten nicht vollendet waren. «Sei die Disziplin dank dem Eifer der Vorgesetzten bisher auch gut gewesen, so haben diese doch den Mangel einer festen Ordnung empfunden.» Nach langen Beratungen, wohl auch unter Berücksichtigung der Statuten und Ordnungen anderer Seminarien der Erzdiözese, gab Friedrich 1620 die viel erwähnten Konstitutionen und Regeln heraus. [3]

Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entstehung und die bisherige Führung des Kollegs (cap. 1) gibt er ins Einzelne gehende Vorschriften über Stellung und Besorgung der *Kirche* (cap. 2), wobei

[1] A nomina ed instanza della comunità. Breve vom 30. Dez. 1614 und 28. Sept. 1619. Arch. arciv. VIII Seminari; X. Visita Pastorale Costituzioni I, c. 1.

[2] Die Oblaten vom hl. Ambrosius, später auch vom hl. Karl genannt, sind eine Vereinigung von Weltpriestern ohne Ordensgelübde, vom hl. Karl 1578 zur seelsorglichen Aushilfe, zur Leitung von Schulen und Abhaltung von Missionen gestiftet. Sie unterstellten sich ganz der Leitung des Erzbischofs, hatten die besten Schulen weitum, erhielten nach und nach die Leitung sämtlicher Seminarien in Mailand; auch das Collegium Helveticum und das Seminar in Pollegio unterstanden ihnen. Vgl. «Constitutiones Oblatorum S. Ambrosii et Caroli», verfaßt von *Karl* und *Friedrich Borromeo*, zeitgemäß revidiert, Milano 1905. — Irrtümlich bezeichnet das Historisch-geographische Lexikon der Schweiz, Art. «Ascona» die Lehrer des Kollegs als Laienbrüder in unrichtiger Übersetzung des Wortes «Oblati». In der Kongregation der Oblaten gibt es keine Laienbrüder.

[3] «Constitutioni et Regole del Collegio et Seminario di Santa Maria della Misericordia» — das Original in Arch. arciv., 19. Sept. 1720, eigenhändig von Kardinal Friedrich unterzeichnet; — zuerst gedruckt 1648, und zwar in zwei verschiedenen, gleichlautenden Abdrücken. Später wieder gleichlautend aufgelegt, z. B. Acqui 1881.

ausdrücklich bestimmt wird, daß der Rector scholae auch Rector ecclesiae sei, und kein anderer Priester dort irgendwelche Vollmacht habe ohne Bewilligung des Rektors. Zur *Verwaltung* (cap. 3) des Kollegs sind vier *Deputaten* in Mailand bestimmt, an deren Spitze der Propst der Oblaten von S. Sepolcro steht, die *Kongregation*. Sie nehmen auch gewöhnlich im Auftrag des Apostolischen Administrators die jährliche Visitation des Kollegs vor. Weil aber oft dringende Angelegenheiten zu erledigen sind, wofür wegen weiter Entfernung nicht die Entscheidung der Kongregation eingeholt werden kann, sieht der Kardinal eine andere Kongregation oder *Kommission* vor, bestehend aus dem Rektor, den Lehrern und drei Laien-Deputaten aus Ascona ; für letztere kann die Gemeinde sechs Kandidaten vorschlagen, aus denen der Protektor drei wählt. Diese sollen dem Rektor mit ihrem Rate beistehen, besonders in der Beschaffung der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse. Das Amt der Deputaten dauert drei Jahre, wobei jedes Jahr je einer in Ausfall kommt und wieder ersetzt wird.[1] Zur Verwaltung der Vermögensobjekte in Rom wird dort ein *Prokurator* oder *Agent* bestellt, der die Einkünfte einzuziehen und dem *tesoriere*, dem Kassenverwalter in Mailand, nämlich dem Rektor des helvetischen Kollegs, abzuliefern hat, welcher die Rechnungen und das Hauptbuch führt, wozu der Rektor v. Ascona das Journal einzuliefern hat. Auch im Kolleg ist eine Kasse mit zwei Schlüsseln, deren einen der *tesoriere*, den andern der Rektor hat. In diese Kasse fließen die Pensionsgelder der Konviktoren, die Geldsendungen von Mailand und alle andern Einnahmen, und aus der von Zeit zu Zeit die nötigen Gelder entnommen werden. Tesoriere soll einer der Deputaten von Ascona sein. Der Rektor soll für laufende Bedürfnisse stets eine Summe von etwa 25 Scudi zuhanden haben.

In einem festen sichern Kasten im Kolleg sind auch die Testamente von Papio und Pancaldi, ferner alle Akten, welche das Kolleg betreffen und die Rechnungsbücher zu verwahren. Vom Rektor und Tesoriere soll jährlich und bei jedem Wechsel des Rektors den Visitatoren Rechnung abgelegt werden. Nach der Visitation *können* sie den Deputierten zur Kenntnisgabe an die Gemeinde Mitteilung machen über Gang und Betrieb der Anstalt.

[1] So wurden in der Gemeindeversammlung schon 15. Nov. 1620 vorgeschlagen : Petrus Paxinus (Pasini), Pfarrer, Matthaeus de Bottis (Botta), Christophorus Vacchinus, Bartholomaeus Dunus und Beltramus Beltramellus von Ronco. Arch. arciv. Je einer war von Ronco bis 1655.

Nachdem das Kollegium ziemlich bequem eingerichtet ist, und die Einkünfte bis auf 1200 Scudi ansteigen, können nach Beschaffung der nötigen Bedürfnisse der Anstalt bis zu fünfzehn *Freischüler* (Alumnen) erhalten werden. Doch behält sich der Protektor vor, ihre Zahl je nach den Zeitverhältnissen zu vermindern oder zu vermehren. Außer diesen sind *Konviktoren* (zahlende Pensionäre) aufzunehmen, die den andern gleich gehalten werden (viveranno collegialmente). Das *Personal* des Kollegs: der Rektor mit Gehalt von 60 Scudi, zwei Lehrer mit Gehalt von 40 Scudi, zwei Diener, einer für Besorgung der Küche, einer für die Pforte, denen vom Rektor auch andere Verrichtungen aufgetragen werden können.

Sodann folgen Vorschriften für die *Zöglinge* (cap. 4), die legitim, wenigstens 14 Jahre alt, beim Eintritt bereits in den Anfangsgründen des Latein unterrichtet sein müssen und vier, höchstens sechs Jahre bleiben dürfen. Die Alumnen allein tragen klerikale Kleidung. Nach Vollendung der Gymnasialstudien können sie ins Helveticum zu Mailand übertreten. Weil der Stifter von Ascona gebürtig war, sollen *vorzüglich* Jünglinge vom Ort und der Gemeinde Ascona berücksichtigt werden, so viele das Kolleg aus den jährlichen Einkünften erhalten kann (si ha d'aver particolar applicatione e consideratione alli giovani di questa terra e commune). Wenn einer später den klerikalen Beruf *aufgibt*, muß er dem Kolleg die genossene Vergünstigung vergüten und zu diesem Zweck vor *dem Eintritt Sicherheit* leisten.

Die *Verköstigung* (cap. 5) war reichlich bemessen, wenn auch das Frühstück fehlte. Außer Fleisch und Gemüse, Brot nach Belieben, gab es eine gute Portion Wein. Den Konviktoren durfte, freilich gegen Bezahlung, noch etwas mehr, besonders ein Frühstück, gegeben werden. Das 6. Kapitel gibt die Tagesordnung nach altitalienischer Stundenzählung an. Darnach fällt das Mittagessen etwa auf 10-11 Uhr (Sommer 13 Uhr, Winter 18 $^1/_2$ Uhr), das Nachtessen auf 6-7 Uhr (Sommer 22 $^1/_2$ Uhr, Winter 2 Uhr nachts, immer vom Sonnenuntergang an gerechnet). Im Sommer waren 7 $^1/_2$, im Winter 8 Stunden für die Nachtruhe bestimmt. Die *Visitatoren* (cap. 7) haben die jährlichen Examen, sowie die Rechnungen abzunehmen, Inspektion über das gesamte Kollegium vorzunehmen, dem Administrator Bericht zu erstatten und die nötigen Maßnahmen vorzuschlagen.

Der zweite Teil handelt über die Pflichten der *Vorgesetzten*. Der *Rektor* (cap. 1) ist Oberer der Anstalt mit sehr ausgedehnten Vollmachten und Pflichten. Er überwacht, prüft, ermuntert, tadelt, straft

Lehrer und Schüler, fördert deren guten Fortschritt in Wissenschaft und Tugend, sorgt für das leibliche Wohl der Gesunden und Kranken. Zuletzt wird ihm aufgetragen, solche Schüler, deren Väter sich beklagen, daß ihre Söhne zu strenge behandelt oder bestraft werden, unverweigerlich zu entlassen, ohne Hoffnung auf Wiederaufnahme. Die *Lehrer* (cap. 2) müssen in den Seminarien oder Kollegien Mailands ihre Studien gemacht haben und vor ihrer Anstellung von der Kongregation geprüft sein. Sie haben die Studien der Schüler in und außer der Schule zu überwachen und zu fördern im steten Einvernehmen mit dem Rektor. Sie halten täglich sechs Stunden Schule, drei am Vormittag, drei am Nachmittag ; dazu kommen noch jeden Abend Dreiviertel Stunden Repetition, d. h. Aufsagen des in der Schule vom Fachlehrer Vorgetragenen, bisweilen zur Weckung des Interesses und Belebung des Wetteifers eine Disputation. Die Lehrer sollen die Schulzeit pünktlich einhalten, besonders rechtzeitig erscheinen, schriftliche Übertragungen ins Latein machen lassen, öfter, besonders auch bei Prüfungen Klassiker aus dem Stegreif übersetzen und erklären lassen. Bei wichtigen Fehlern haben sie sich mit dem Rektor wegen der Strafe zu beraten ; sie sollen sich hüten, die Schüler an den Kopf zu schlagen oder in ungestümen Zorn auszubrechen. Zuverlässige Schüler werden als *Präfekten* (Aufseher) angestellt (cap. 3), welche ihre Anvertrauten überall beaufsichtigen, ihnen in allem Anweisung und gutes Beispiel geben sollen.

Der dritte Teil gibt in einer Reihe Regeln zumeist Anleitung zum sittlich-religiösen Leben im allgemeinen und zum sittlichen Verhalten im besondern, es ist eine praktische Tugend- und Anstandslehre.

Bevor der Kardinal diese Verordnungen für das Kolleg erließ, muß dort manches gefehlt haben. Die Visitationsrezesse von 1617 und 1619 führen mancherlei Mängel und Mißstände an, die behoben werden sollten. In den Schlafsälen solle je eine Lampe angebracht werden. Es fehlt im Kolleg eine Uhr, um die Zeit des Aufstehens, des Gebetes, des Studiums, der Mahlzeiten zu regeln. Ein großes Gefäß soll für die Schlafsäle angeschafft werden, worin sich die Schüler waschen, ferner die nötigen Handtücher. In den Betten fehlen Leintücher und Kissenüberzüge. Im Speisesaal sind zu wenig Sessel, so daß manche stehen müssen ; die vorhandenen sind morsch und zerbrochen. Viele Schüler haben keine Bücher, keine Nastücher. Es soll Stoff zu Talaren angeschafft werden, denn die Alumnen haben ganz abgetragene, zerrissene Kleider. Auch einige religiöse Bilder dürften in den Zimmern

nicht fehlen. Die Kirche war mit Paramenten und heiligen Gefäßen schlecht versehen: ein Tabernakel, eine Ewiglichtlampe, Altardecken, Gefäße für die heiligen Öle, Gebet- und Gesangbücher sollten angeschafft werden.[1]

Die Gemeinde Ascona war sehr erfreut über die weisen Anordnungen. In öffentlicher Versammlung beschloß man, dem Heiligen Vater die Bitte vorzulegen, er möchte die Erzbischofe zu ewigen Protektoren ernennen und für die Konstitutionen die päpstliche Bestätigung gewähren, und man ordnete zu diesem Zwecke eigene Gesandtschaften nach Rom ab. Als die Bitte nicht sogleich gewährt wurde, ersuchte man den Kardinal selbst, er möchte sich um die Sache bemühen und ließ in Rom Vorstellungen machen, daß man ihnen den Protektor nicht wegnehme, denn das wäre der Ruin des Kollegs.[2]

Auf diese Supplik hin bestätigte Papst Urban VIII. 1624 die Konstitutionen und ernannte den gegenwärtigen und für alle Zukunft den jeweiligen Erzbischof zu lebenslänglichen Administratoren und Protektoren des Kollegs Ascona, mit allen üblichen Rechten und Vollmachten.[3]

Freilich Volksgunst und öffentliche Meinung sind gar wandelbar. Wir wissen nicht, auf wessen Anstiften hin schon im folgenden Jahre von der Gemeindeversammlung eine Abordnung nach Mailand gesandt wurde, um mit dem Kardinal zu verhandeln, damit die Gemeinde das Recht der freien Wahl des Administrators erhalte.[4] Da sich der Kardinal offenbar auf nichts einließ, beschloß man am 3. August, nach Rom zu schreiben, und gab am 20. Oktober 1625 den zwei Abgeordneten Bernardino Bettetini von Ascona und Francesco Beltramello von Ronco Auftrag und Vollmacht, alles zu tun, was in ihren Kräften liege, um durch ein anderes Breve das Jus eligendi Protectorem

[1] Arch. arciv. Como VIII. und Visitatio trium Vallium.

[2] Prot. Patriz., 9. Febr. 1620; 4. Febr. 1621. Akt ausgefertigt von Notar Giov. *B. Abondio*, 22. Okt. 1622. Die Supplik an die Konzilskongregation schließt: Universitas et homines praefati supplicant, ut dentur illis in administratores perpetuos Archiepiscopi Mediolanenses. Darauf folgt das Gutachten der Kongregation: Negotio accurate discusso censuit, e re esse, ut SS. Dominus Noster in perpetuos Seminarii administratores deputet Archiepiscopos Mediolanenses (Supplica orig. e Decreto autentico, 26. Sept. 1623. «Apol.», p. 44, nota). Sechs Monate später wurde die Bitte von Urban VIII. gewährt.

[3] Apol. Nr. 258. Arch. Coll. A 8, dd. 11. Martii 1624. Die spätere Behauptung eines Asconesen, das Breve sei erschlichen, durch Ränke der Oblaten bewirkt, entbehrt jeglichen Beweises. «Lettera di ragguaglio», p. 13; «Apol.», p. 117.

[4] Protoc. Patriz., 4. und 20. Mai 1625.

und die Zusicherung, daß ihr Kolleg nie einem Orden inkorporiert werde, zu erwirken. Ja, man ergänzte noch die Abordnung und sandte sie zum Kardinal, der ihrer fortwährenden Prätensionen müde, am 8. Dezember ernst antwortete, sie seien allzu hartnäckig und starrsinnig, und verlangen Dinge die zu ihrem Nachteile seien. Doch werde er dem Papst ihre Bitte empfehlen. Am folgenden 16. August 1626 gab er ihnen gemäß der Weisung von Rom den Bescheid, man gedenke nichts zu ändern, man bleibe beim Hergebrachten. Andachten und Prozessionen, die man verordnet hatte, um das Gedeihlichste zu erlangen, scheinen den teilweisen Erfolg gehabt zu haben, daß die Gemeinde nun beschloß, dem Breve des Papstes zu gehorchen und die Sache auf dem bisherigen Stand zu belassen, den Kardinal bei seinen Lebzeiten als Administrator anzuerkennen. Doch gelangte sie nochmals an ihn, er möchte sorgen, daß das Jus eligendi nach seinem Tode an die Gemeinde komme. [1]

Mit dem Tode des Kardinals Friedrich Borromeo am 22. September 1631 suchten die Asconesen ihre Absicht doch zu erreichen. Am 5. Oktober faßten sie den Beschluß: «Da Kardinal Borromeo ins bessere Leben eingegangen, ist für das Kolleg ein neuer Protektor nötig, als welcher geziemend unser gute Hirt, der Bischof von Como, gewählt wird, der gewiß das Zeitliche und Geistliche gut besorgen wird.» Obwohl sie ihre Stimme abgelegt, «wie es Gott jedem eingegeben», nahm Rom keine Notiz davon, sondern übergab dem neuen Erzbischof, Cesare Monti, die Administration des Kollegs, und die Asconesen fügten sich und beauftragten ihre Agenten in Rom, dem neuen Protektor zu gratulieren und ihm ein Ehrengeschenk im Wert von 6-8 Scudi im Namen der Gemeinde zu machen. [2]

Um auf Umwegen doch noch ihre Absichten zu erreichen, versuchten einige Parteihäupter und Wühler in einer Volksversammlung den Beschluß durchzusetzen, es solle vom Kardinal eine Auswahl der Regeln und die Abänderung einiger Punkte, «wodurch sich die Asconesen beschwert fühlen», verlangt werden. Doch ließ man zu

[1] «Apol.», p. 56, nach «Atti comunitativi» vom 20. Mai 1625 bis 25. Nov. 1626. Der Verfasser der Apologia hält alle diese Akten für unecht, da der Anonymus sie in einem alten Schranke gefunden haben will, während vorher davon niemand etwas wußte. Diese Ansprüche wegen freier Wahl des Protektors, sowie das Verlangen detaillierter Rechnungsablegung an die Gemeinde usw. tauchen noch lange auf, so 1649 und besonders 150 Jahre später.

[2] «Lettera di ragguaglio», p. 13; «Apol.», p. 120; «Atti comunitativi», 5. Okt. 1632 bis 3. März 1633.

Lebzeiten des Kardinals Friedrich Borromeo die Angelegenheit auf sich beruhen. Aber 1636 griff man die Sache wieder auf. Eine Kommission, bestehend aus den drei Notaren der Gemeinde, den drei Pfarrern und dem alten und neuen Konsul, schlug der Gemeindeversammlung die gewünschten Änderungen vor, und diese beschloß, sie dem Kardinal zur Genehmigung vorzulegen, « da sie zum höchsten Nutzen und Vorteil des Kollegs seien ». Doch weder Kardinal Monti noch seine Nachfolger bestätigten sie, trotz der vielen Gesandten, teils an den Propst von S. Sepolcro, teils an den Oberhirten selber.[1] Wichtigere Streitfragen drängten diese Angelegenheit einstweilen in den Hintergrund ; in langwierigem Prozesse handelte es sich nämlich darum, zu wessen Gunsten die Stiftung des Kollegs gemacht sei. Nichtsdestoweniger zog man im josephinischen Zeitalter die Reformpunkte wieder hervor, um sie als verbesserte Regel von 1626 den ursprünglichen Konstitutionen entgegenzusetzen, mit der willkürlichen Behauptung, Kardinal Friedrich Borromeo habe sich selbst bewogen gefühlt, die ursprüngliche Regel von 1620 abzuändern und diejenige von 1626 zu erlassen.[2]

Alle diese unbegründeten Ansprüche gingen aus der unrichtigen Anschauung hervor, die Stiftung Papios, zugunsten der Asconesen gemacht, sei dadurch ihr Eigentum geworden, worüber sie freies Verfügungsrecht hätten, während sie eben als selbständige Stiftung eine moralische und juridische Persönlichkeit ist und bleibt.

5. Schule und Unterricht.

Weit spärlicher als über die Gründung und äußere Gestaltung des Kollegiums fließen uns die Nachrichten über dessen innere Einrichtung und den Schulbetrieb. Der Zweck der Anstalt spricht sich aus im Testamente Papios, der ein *Seminar* gründen wollte zur Erziehung der Jugend in seiner Heimat, welche dort nebst Unterricht auch Unterhalt, Kleidung und Wohnung finden sollte : Quod fieri debeat, unum seminarium, et ad dictum effectum reliquit palatium per ipsum fabricatum ..., et voluit, quod pro victu et vestitu scholarium in dicto loco existentium ... investiantur scuta viginti quinque milia. Das Wort « Seminarium » wurde damals ausschließlich als « kirchliche

[1] « Atti comunitativi », von 1626 bis 1644, besonders 28. Dez. 1626 ; 7. und 22. Dez. 1636 ; 3. Januar und 28. Okt. 1637.

[2] « Lettera di ragguaglio », p. 14 ; « Apol. », p. 111 ss.

Pflanzschule» zur Heranziehnug des Klerus verstanden (Collegium Dei ministrorum seminarium — Trid. Sess. 23, c. 18), wie aus den besten Glossarien (Ducange, Crusca usw.) zu ersehen ist. In gleichem Sinn sagt Lorenz Pancaldi in seiner Schenkungsurkunde, das Kollegium sei zur Heranbildung des Welt- und Ordenspriesterstandes bestimmt : quatenus dictum collegium pro clericis regularibus et saecularibus construi debeat. Im Ernennungsbreve Karl Borromeos zum Protektor und Administrator erklärte deshalb Gregor XIII. als Aufgabe des Kollegs, die Jugend in der wahren Religion und Frömmigkeit zu erziehen, damit die Jünglinge vom zarten Alter an sich im Glauben festigen, die Wissenschaft sich aneignen und so tauglich werden, kirchliche Stellen und Würden zu bekleiden. Darum stellte der hl. Karl den Wert der Anstalt so hoch, weil aus ihr so viele Diener Gottes hervorgehen sollten, die das Gesetz des Herrn verkünden und die Seelen leiten. Ähnlich erklärte der höchste kirchliche Gerichtshof, die Rota, 26. November 1650, das Seminar sei dazu bestimmt, die Jünglinge wissenschaftlich zu bilden, in der wahren Religion zu unterrichten und so gegen den Irrtum zu wappnen.[1] Um dies zu erreichen, schrieb der Kardinal Friedrich Borromeo wohl nach dem Vorgang des hl. Karl vor, daß gründlicher Religionsunterricht, teils nach dem Catechismus Romanus, teils nach dem größern des P. Canisius, teils nach der Doctrina christiana Bellarmins gehalten werde.[2]

Leider liegt uns aus den ersten zwei Jahrhunderten des Kollegs keine Studienordnung vor.

Wie im Mittelalter an den Dom- und Klosterschulen eine innere und äußere Schule bestand, so hatte der Kardinal Friedrich auch in Ascona zwei Abteilungen eingerichtet. Die erste war die eigentliche *Kollegiumsschule* für die Knaben von Ascona, welche Freiplätze innehatten und die wissenschaftliche Laufbahn betreten wollten, die alumni oder chierici, die das geistliche Kleid trugen und vom Kollegium unentgeltlich gehalten wurden. Sie hatten für die Zulassung ein Gesuch an den Administrator einzugeben, der sie auf ein Gutachten der Deputaten

[1] Es ist deshalb unbegreiflich, wie der Anonymus in der «Lettera di ragguaglio» 1777 behaupten konnte, das Kolleg sei kein kirchliches, sondern ein weltliches, ein Laieninstitut, und Papst Gregor XIII. habe gegen Sinn und Absicht des Stifters gehandelt, indem er es als eine geistliche Anstalt erklärte.

[2] «Constituzioni e Regole» II. c. 1 ; III. c. 5. — Dem gleichen Zweck dienten außer tätiger Teilnahme am gewöhnlichen Gottesdienst jährliche geistliche Exerzitien, die 1695 eingeführte Marianische Kongregation usw. Arch. Coll. A 12. Arch. S. Sepolcro, Cass. 9, Nr. 187.

hin aufnahm. Sie mußten legitimer Geburt, wenigstens 14 Jahre alt und mit den Anfangsgründen (Deklination und Konjugation) des Latein vertraut sein und in allem sich der Anstaltsordnung unterwerfen. Vier, höchstens sechs Jahre konnten sie im Kolleg verbleiben und fanden nachher Aufnahme im großen Mailänder Metropolitanseminar oder im Helveticum, wo sie als Freischüler aus dem Legat Papio unterhalten wurden. So konnten in den ersten Zeiten bis zu 15 Alumnen gleichzeitig die Wohltat des Stifters genießen. Wenn sie aber nicht den geistlichen Stand ergriffen, mußten sie die genossene Vergünstigung vergüten und ein entsprechendes Äquivalent dem Kollegium zurückzahlen.[1] In das Kolleg konnten auch Konviktoren oder Pensionäre (dozzinanti) aufgenommen werden; sie trugen Laienkleidung, zahlten den Pensionspreis, wurden im übrigen vollständig den Alumnen gleich gehalten.[2]

Die zweite, die *äußere Schule*, ist eine öffentliche Schule, welche die Jünglinge und Knaben von Ascona und Umgebung (terrazzani) besuchen konnten, unter der Bedingung, daß Ascona alljährlich daran 20 Scudi beitrage. Der Lehrer unterrichtete die weiter fortgeschrittenen Jünglinge in den humanistischen Fächern, und diese hinwiederum unterstützten ihn im Unterricht der jüngern.[3]

Im XVII. Jahrhundert war der Unterricht am Gymnasium hauptsächlich auf klassische Bildung beschränkt. Fertigkeit in der lateinischen Sprache, Nachahmung der alten Klassiker in Prosa und Poesie galt als Hauptziel. An ihnen lernte der Schüler die Geheimnisse der Redekunst, machte Bekanntschaft mit den Großtaten des Altertums, schöpfte Begeisterung für das Edle und Schöne und schulte so Geist und Denkkraft. Von den Heiden entlehnte man die schöne Form und die leichte Gewandtheit im Ausdruck. Dazu diente die Vorschrift, in der Erholungszeit die Konversation lateinisch zu führen. An den Giftblumen ging man nach dem Ausdruck des hl. Basilius vorüber. Darum die Bestimmung der Konstitutionen, von Terenz, Catull, Ovid und auch Horaz nur purgierte Ausgaben zu benützen (III. c. 5). Daß man sich die lateinische Sprache tüchtig aneignete und die italienische Muttersprache auch nicht vernachlässigte, zeigt eine Academia (Festfeier) 1747, zu Ehren des Bischofs Nauroni von Como, wozu formell und

[1] « Costituzioni », Parte I. c. 3 und 4; Parte III. c. 5.

[2] « Costituzioni » I. c. 3: sono tenuti osservar le regole, istituti e disciplina (come gli alunni) e non altrimente — vivono collegialmente.

[3] « Constit. », P. III. c. 5. Diese Schule wurde laut Sommario di Ronco eigentlich erst 1620 gegründet. Arch. Patriz.

inhaltlich sehr schöne lateinische und italienische Poesien von den Studenten verfaßt und vorgetragen wurden. Bei einer andern Gelegenheit wurde der Erzbischof mit lateinischen, griechischen und hebräischen Deklamationen begrüßt.[1] Nur gelegentlich vernehmen wir, daß auch Griechisch gelehrt wurde, ohne nähere Angaben.

Die Schule stand wissenschaftlich auf der Höhe, und ihre Leistungen galten in Mailand und anderswo als denen anderer Schulen auf gleicher Stufe durchaus ebenbürtig. So viel übrigens die Asconesen sich gegen die Oblaten und ihre Leitung beschwerten, so bildeten doch nie die Führung und Leistungen der Schule Gegenstand ihrer Klagen. Etwas auffällig ist die stets wechselnde Tagesordnung, die offenbar vielfach vom Gutdünken der Rektoren abhing. Auch die zahlreichen freien Tage lassen den Schulbetrieb weniger intensiv erscheinen als heutzutage. Außer den häufigen Feiertagen — fast wöchentlich trifft es deren einen oder zwei — begegnen wir Ferien zwischen Weihnacht und Neujahr, dann in der Fastnachtszeit, um Ostern und von Mitte oder Ende Juli bis zum 4. November, wobei die meisten Schüler erst auf Martini oder noch später erschienen.[2]

In den Bestimmungen für die *äußere Schule* mag die Vorschrift auffallen, daß der Lehrer nur den Fortgeschrittenern die Humaniora lehrte, während die bessern Schüler je eine Bank der jüngern unterrichteten. Dabei ist keineswegs etwa an die Lancastersche Lehrmethode des gegenseitigen Unterrichts zu denken. Weil die Besucher vielfach wenig vorgebildet, oft kaum des Lesens und Schreibens kundig waren, mußten sie erst in den Elementarfächern unterrichtet und nachgenommen werden, was dem Lehrer eben nicht allein möglich war. Obwohl man sich viel darauf zu gute tat, daß schon 1512 in Ascona eine Schule bestanden haben soll, und daß der hl. Karl in seiner Ansprache 1583 den Asconesen das Kompliment machte, daß sie immer gesucht hätten, gute Lehrer anzustellen, sodaß ihre Schule sogar von Mailand besucht worden sei[3], war es offenbar damals, wie auch später, mit der Vorbildung oft schlecht bestellt, daß man sich nach und nach gezwungen sah, die äußere Schule einfach in eine Primarschule für die männliche Jugend Asconas umzuwandeln, die von einem,

[1] Arch. Coll. V 12.

[2] « Zibaldoni (Tagebücher) dei Rettori », in Arch. S. Sepolcro, Cassetto 9.

[3] « Apol. », p. 92. « Lettera di ragguaglio », p. 42. Im Jahre 1579 findet sich ein Neffe Melchior Lussys in Ascona — ob zum Schulbesuch ? S. *Reinhard* und *Steffens*, « Nuntiaturberichte » I, 615.

später von zwei weltlichen Lehrern auf Kosten des Kollegiums geleitet wurde, wie wir später sehen werden.

Bei der offiziellen Errichtung des Kollegs nahm der hl. Karl schon die *ersten* drei *Schüler* auf: Francesco Abondio, Matteo Varenna (oder Valentino ?) und Bartolomeo Bettata. Sein Bevollmächtigter, Kanonikus Forieri, bewilligte drei weitern einen Freiplatz: Pietro Serodino, Maino Turlanda und Giovanni Antonio Porrino. [1]

Auch die Schülerzahl war recht bescheiden. Neben den 6 Alumnen des ersten Jahrganges vernehmen wir, daß bis 1619 einzelne Jahrgänge nur 8, 10, 13 und seit Übernahme der Schule durch die Oblaten 1616 anfänglich je 28-30 Schüler zählten. Das Ansehen dieser Lehrer, die schöne Ordnung und Disziplin in der Anstalt und die guten Leistungen bewirkten aber nach und nach eine größere Frequenz und eine eigentliche Blüte des Kollegiums. [2]

6. Der Streit um die Freiplätze; der große Prozeß mit Locarno und Ronco.

Bartolomeo Papio hatte sein hochherziges Vermächtnis zur Errichtung eines Seminars «in terra Asconae» bestimmt. Obwohl der Ausdruck in terra Asconae nicht sehr genau ist und auch die Gegend von Ascona darunter verstanden werden konnte, wurde doch von Anfang an angenommen, die Wohltat sei für die Gemeinde oder Pfarrei Ascona bestimmt. [3] Die Gemeinde wie die Pfarrei Ascona umfaßte zur Zeit des Ablebens Papios und weiterhin bis 1643 die heutigen Gemeinden und Pfarreien Ascona und Ronco; beide bildeten eine politisch-bürgerliche Gemeinschaft (un solo corpo); ein console leitete die Gemeinde. Die Vorteile und Lasten waren so verteilt, daß auf Ascona zwei Drittel, auf Ronco ein Drittel entfiel. Auch für den Beitrag an den Bau des Kollegs zahlte Ronco ein Drittel als seinen Anteil. Zum Gemeinde-

[1] Arch. Coll. A 10 v.

[2] Auch Deutschschweizer besuchten das Kolleg. Schon 1595 finden wir dort einen Nikolaus Imfeld aus Unterwalden. Arch. Patriz. 7. April 1651. Andere Deutschschweizerische Namen begegnen uns, freilich nicht in Schultabellen, die verloren sind, aber unverwischbar auf den granitenen Ballustraden der obern Säulengallerie eingegraben.

[3] «Terra» wäre somit gleichbedeutend mit dem landläufigen «paese», das in der Umgangssprache «ländlicher Ort, Dorf» bedeutet. Doch machte Ascona, besonders seitdem es 1428 Marktrechte erhalten, geltend, ein borgo (Flecken), nicht ein paese zu sein.

beschluß, die Marienkirche ans Kolleg abzutreten, hatten auch die Männer von Ronco gestimmt ; sie beteiligten sich an den Fronarbeiten zum Bau: Fundamentaushub, Stein-, Sand- und Holzfuhren. [1] Wie weit die Ronchesen an den Freiplätzen partizipierten, ist nicht ganz sicher ; sie behaupteten, acht Alumnen von Ronco seien im Kolleg gewesen, was die Asconesen bestritten ; jedenfalls hatte Ascona den Löwenanteil. Unter den drei Deputaten war einer aus Ronco bis 1646, bezw. 1655.

Der Erzbischof Kardinal Monti hatte 1641 je einen Freiplatz an zwei fähige Knaben von Ronco und Locarno vergeben. Er glaubte, aus dem Wortlaut des Testaments Papio entnehmen zu können, daß die Wohltat nicht nur Ortsbürgern von Ascona, sondern auch der ganzen Umgegend ja der Jugend des tessinischen Volkes zugedacht sei ; hatte ja Paul V. den sieben regierenden Orten gegenüber das Kolleg eine Anstalt genannt, um die *Jugend ihrer Nation* in den Wissenschaften, Sprachen und guten Sitten zum Dienste des *Vaterlandes* zu erziehen, damit sie nicht ins Ausland ziehen müsse. [2] Der unbestimmte Wortlaut des Testaments und die Höhe des Stiftungsvermögens, 25,000 Scudi, wozu noch das Fideikommiß von 50,000 Scudi kommen sollte (von 500,000 Scudi ganz abgesehen) ließen wohl vermuten, daß die Stiftung für weitere Kreise berechnet sei, als nur für eine Ortschaft von 500 Seelen. Auch mußte die mehrfach bekundete Absicht der Asconesen, man möchte die Hälfte der Freiplätze unterdrücken und die betreffende Quote zur Tilgung der Gemeindeschulden verwenden, die Überzeugung nahelegen, es seien nicht alle Einkünfte für Studierende von Ascona notwendig, und es läge wohl im Sinn und Geist des Stifters, solche für weitere Kreise zu verwenden.

Als infolge von Mißhelligkeiten Ronco sich von Ascona zu trennen und eine eigene Gemeinde zu bilden suchte, erhob es bei den Verhandlungen zur Ausscheidung des Vermögens auch Anspruch auf seinen Anteil an den Freiplätzen im Kolleg. Alsbald erhob sich Widerspruch in Ascona und der Beschluß, daß die von Ronco am Privileg des Kollegiums weder können noch sollen Anteil haben, wenn ihnen auch in der Vergangenheit diese Vergünstigung zuteil geworden. [3]

[1] Sommario di Ronco in Arch. Patriz.

[2] Una scuola, un convitto per allevare la loro *gioventù nazionale* negli studi, buoni costumi e cognizione dei linguaggi, per servizio della *patria*, senza esser costretti di mandarla in paesi stranieri con molta spesa e poco frutto. — Paul V., am 20. Sept. 1616, auf eine Supplik der sieben Kantone. « Apol. », p. 21 und 125 ss.

[3] « Protocollo Vicinanza », 2. dec. 1641.

Auch die Locarnesen regten sich, als ihnen bedeutet wurde, daß sie kein Anrecht auf Freiplätze im Kolleg hätten. Sie verlangten innerhalb acht Tagen die Gründe zu wissen, die Ascona für diese Ausschließung zu haben glaube. Die Asconesen aber ordneten sogleich eine Gesandtschaft an den Kardinal ab, mit der Forderung, sie gegen die Belästigungen und Bedrückungen der Locarnesen zu schützen. [1]

Am 11. November 1646 wurde der Kleriker Bonetti (Baretti) von Ronco, dessen Alumnat bestritten war, nachdem er 1641 als Alumne aufgenommen worden, und der unterdessen als Konviktor im Kolleg studierte, ausgewiesen, weil man sich in Ronco unehrerbietige Worte gegen Ascona erlaubt habe. Aus dem gleichen Grunde wurde vom Kardinal verlangt, er solle den Notar Benedetto Cattaneo von Ronco, der die Asconesen beschimpft habe, seines Amtes als Deputat des Kollegs entsetzen, denn die Wahl eines Ronchesen sei ja doch nur erschlichen. Natürlich konnte der Kardinal nicht auf den Kern der Streitfrage eingehen, die von den kirchlichen Gerichten entschieden werden mußte, und so blieb es bei der getroffenen Wahl. [2]

Am 13. Februar 1648 wurden die vier Seelsorgspriester zum Kardinal gesandt und am 8. März wieder eine neue Abordnung gewählt, um vom Protektor die bestimmte Zusage zu erzwingen, daß die Alumnate stiftungsgemäß nur an Asconesen vergeben werden, «wie es bisher alle vom Volk erwählten (?) Protektoren» gehalten hätten, sonst werde man an den Apostolischen Stuhl gelangen. Als der Kardinal sich wiederum in der Rechtsfrage unzuständig erklärte, entschied man sich auf Anraten des Pfarrers Berno, den Prozeßweg zu beschreiten, und wählte eine Kommission, mit dem Auftrag, durch alle Instanzen folgende Punkte zu verfechten: Alleiniges Anrecht Asconas auf Freiplätze, ausschließliche Verwendung der Einkünfte zu Gunsten der Gemeindebürger, vollständige Freihaltung der Alumnen für alle Bedürfnisse, Wahl des Protektors durchs Volk, Verwaltung und Rechnungsführung, auch über die römischen Einkünfte, durch Gemeindeabgeordnete, sowie Zusicherung, daß das Kolleg nie einer fremden Körperschaft, Kloster, Konvent, Kongregation, weltliche oder geistliche Stiftung, inkorporiert werde. Diese Konstitutionen (angeblich 1626 erlassen) müßten neu bestätigt werden. [3]

[1] Ibid. 24. Febr. 1644.

[2] Ibidem, 11. Nov. 1646.

[3] «Prot. Vicin.», 13. Febr.; 8. und 28. März; 22. April 1648; 16. Sept. 1649. Der letzte Punkt richtete sich dieses Mal gegen die Oblaten.

Die Spannung wuchs und stieg zur Siedehitze. Man fand alles Mögliche an der Ordnung des Kollegs auszusetzen ; man spionierte alle Vorgänge aus und deutete sie ungünstig ; man überwachte den Verkehr des Rektors und der Professoren mit Auswärtigen. Als der Rektor im Auftrage des Kardinals eröffnete, daß kein Alumne mehr als sechs Jahre die Wohltat des Alumnats genießen könne, wenn er nicht Sicherheit gebe, daß er Priester werde, sandte man dem Propst von S. Sepolcro, dem Ratgeber des Kardinals und Haupt der Kongregation, «einen gesalzenen Brief (una lettera di buon inchiostro)». Ein Volkshaufe drang sogar ins Kolleg und bedrohte den Rektor und die Lehrer. Einer neuen Abordnung sprach der Kardinal sein höchstes Mißfallen über den skandalösen Tumult aus und versagte einigen vorgeschlagenen Alumnen die Aufnahme ins Kolleg, weil sie nicht das vorgeschriebene Alter hatten. Nun ergoß sich die höchste Volkswut über den Rektor und den Lehrer der Elementarschule, Casola, der treu zu seinem Obern stand. Nur diese hätten offenbar dem Kardinal über die Vorgänge Bericht erstattet und ihn zum voraus gegen die Anträge der Gemeinde eingenommen. Ja man sprach sogar die Verdächtigung aus, sie hätten die an ihn gerichteten Gemeindeeingaben unterschlagen. Die Gemeindeversammlung beschloß, dem Lehrer seinen Gehalt von 20 Scudi zu entziehen. Vom Kardinal verlangte man kurzerhand Entlassung des Rektors und des Schulmeisters. Der Großpropst Staurengo sollte im Auftrag des Kardinals nach Ascona gehen und Frieden vermitteln. Doch er richtete bei der entfesselten Leidenschaft nichts aus. Die Gemeinde erwarte von ihm einen schriftlichen Bescheid. Falle dieser nicht günstig aus, so werde man mit ernsten Forderungen kommen. [1]

Unterdessen war der Prozeß in Rom bezüglich der Freiplätze bereits in erster Instanz zu Gunsten Asconas entschieden worden. Die übrigen Fragen waren nicht gelöst, und auch der Kardinal von Mailand hatte den Forderungen Asconas nicht willfahrt. So stellte denn die Gemeindeversammlung im Sommer 1650 eine Kommission von 16 Mitgliedern auf (fast $^2/_3$ der Versammlungsteilnehmer) zur Überwachung des Kollegs, zur Wahrung aller Rechte, besonders des Jus eligendi, zur Festsetzung des Lehrergehaltes usw. Sechs Männer protestierten dagegen und gaben zu Protokoll, keine Zustimmung zu den daraus erwachsenden Kosten zu erteilen. [2]

[1] «Prot. Vicin.», 1. Nov. 1648 ; 27. Aug. ; 16. Sept. ; 27. Nov. ; 12. Dez. 1649.
[2] «Prot. Vic.», 24. August 1650.

Diese Kosten waren nicht gering. Sie stiegen bis zum Juli 1651 bereits auf 495 Ducatoni (à 12-13 Fr.) oder 8600 Lire. Dennoch beschloß man, als die Roncheser Rekurs ergriffen, die Sache bis aufs äußerste zu verfechten, obwohl dies noch ein schönes Stück Geld kosten werde. [1]

Unterdessen hatte der neue Erzbischof und Kardinal Litta beim Gerichtshof der Rota seines Vorgängers Verfahren gerechtfertigt und selbst um einen Entscheid über den Sinn und die Auslegung des Testaments Papios und der Breven Gregors XIII. gebeten.

Und nun der Verlauf des Prozesses!

Die Beweise der *Locarnesen* für ihren Anspruch auf die Freiplätze standen auf schwachen Füßen. Die Stiftung des Seminars von Ascona sei vom Stifter nicht allein für diese Ortschaft intendiert, sondern müsse auch auf Locarno ausgedehnt werden. Denn das Seminar sei zum Schutzwall und Bollwerk gegen die Häresie bestimmt, von der ja Locarno mehr als ein anderer Ort bedroht gewesen sei. Wohltaten müßten nach Maßgabe der Bedürftigkeit zugewendet werden und zum Nutzen aller gereichen. Zudem habe der Protektor vom Papst auch in bezug auf die Zuteilung unbeschränkte Vollmacht, omnimoda facultas, erhalten. Tatsächlich seien auch Auswärtige als Alumnen aufgenommen worden, so ein Luigi Franciolo von Locarno und ein Pietro Lorenzetto von Losone. Eine gegenteilige Verjährung gebe es nicht, wo sie zum Schaden Dritter gereichen würde. [2]

Besser scheinen die *Ansprüche Roncos* begründet zu sein. 1. Ronco bildete zur Zeit der Testierung Papios nur *eine* Gemeinde mit Ascona, hatte mit ihr nur einen Konsul, trug mit Ascona gemeinschaftlich die Gemeindelasten mit einem Drittel, und zwar bildeten beide Orte eine Gemeinde bis 1643. 2. Obwohl die Gemeinde in temporalibus getrennt worden, blieben beide Orte in spiritualibus als Pfarrei vereinigt. 3. Der Platz, auf dem Papio seinen Palast errichtete, wurde ihm 1564 von den Asconesen und Ronchesen gemeinsam abgetreten, ebenso 1583 dem hl. Karl die Kirche S. Maria della Misericordia mit Umland. Zum Bau des Kollegs leisteten die Ronchesen, wenn auch ungern, an den Gemeindebeitrag von 3000 Scudi ein Drittel, 1000 Scudi in 12 Jahresraten, gleich wie sie an den Fronarbeiten, Ausgraben der Fundamente, Stein-, Sand- und Holzfuhren teilnahmen. 4. Schon 1510 und 1514 wurde die Kirch S. Maria von den Männern Asconas und Roncos

[1] Ibid., 2. Juli 1651; 13. März 1652.
[2] Arch. Patriz. Pro communitate Locarni contra Asconam.

gemeinsam an die Dominikaner abgetreten (als dies die Asconesen in Abrede stellten, wiesen die Ronchesen die betreffenden Dokumente vor). 5. Ronco zahlte immer seinen Anteil an den Jahresbeitrag von 20 Scudi für den Grammatiklehrer. 6. Knaben von Ronco, die Befähigung und Lust zum Studium zeigten, fanden stets Freiplätze im Kolleg, so schon einer zu Zeiten des hl. Karl, so später ein Riccio, im ganzen acht ; so ist auch 1641 Giovanni Bonetti ohne Widerspruch aufgenommen worden. 7. Immer ist ein Deputierter von Ronco präsentiert und vom Protektor bestätigt worden. [1]

Die erste Replik der Asconesen ist etwas oberflächlich. Für den Palazzo hätten ja die Ronchesen bei der Trennung ihr Drittel erhalten. Die Beiträge und Fronarbeiten für das Kolleg seien freiwillig gewesen. Die Überlassung von Freiplätzen an Knaben aus Ronco sei als freiwillige Vergünstigung anzusehen. Nie seien Ronchesen Deputaten gewesen. Ronco habe mit Ascona nicht *eine* Gemeinde, nur *eine* Vicinanza gebildet. Diese Abweisung war allzu fadenscheinig. Als die Ronchesen in der Replik schriftliche Dokumente für ihre Aufstellungen beibrachten, mußte man die Sache doch etwas ernster nehmen. Man sendete über 40 Aktenstücke an die Rota, von denen heute die meisten nicht mehr vorhanden sind. Die wenigen noch übrigen sind nicht sehr beweiskräftig. [2]

Man zog beeidigte Erkundigungen bei ehemaligen Schülern des Kollegs ein, ob zu ihrer Zeit Alumnen von Ronco und Locarno am Seminar studierten. Meistens konnten sie sich der Herkunft ihrer Mitschüler nicht erinnern. Einer nur wußte sicher, daß ein gewisser Martino aus Ronco war ; ob aber Alumnus oder Konviktor, konnte er nicht sagen — letzteres schien ihm wahrscheinlicher. [3]

Die Partei von Ronco suchte auch Schutz beim weltlichen Gericht und brachte die Sache vor den Landvogt in Locarno, Balthasar Besler von Uri. Dieser unüberlegte Schritt wurde von den Asconesen vor der Rota ausgebeutet. Der Vorladung des Landvogts Folge zu leisten, weigerten sie sich ; sie seien nicht verpflichtet und befugt, in einer

[1] Arch. Patriz. Carte *Borrani*. Wirklich wurde 1655, als Ascona den Prozeß endgültig gewonnen und das Deputatenmandat Roncos hinfällig geworden, dem Erzbischof ein neuer Deputat von Ascona präsentiert « an Stelle des bisherigen von Ronco. »

[2] Archiv. Patriz., 25. April 1650.

[3] Arch. Patr., 7. April 1651. Vgl. auch Carte *Borrani*, 10. und 11. Januar 1644 (1649 ?).

geistlichen Sache dem weltlichen Richter Red und Antwort zu stehen, um nicht den kirchlichen Strafen zu verfallen. Doch überwanden sie nachher diese zarte Gewissenhaftigkeit und antworteten wenigstens schriftlich auf die vorgebrachten Beweise.[1]

Nach eingehenden Untersuchungen wurde in drei Instanzen die Klage der Asconesen geschützt, die Forderung der Locarnesen und Ronchesen abgewiesen.[2] In drei Instanzen war die *Motivierung* wesentlich dieselbe:[3] Wenn damals Ascona und Ronco vereinigt waren, so konnte von Ascona die Zulassung von Knaben aus Ronco geduldet werden. Diese Gunst aber schuf kein Recht. Die beiden (?) Gemeinden seien damals vereinigt gewesen in bezug auf das Territorium und die Einkünfte, keineswegs aber bezüglich der Rechte auf das Kollegium. Wenn Ronco in zwölf Jahren ein Drittel an den Beitrag von 3000 Scudi bezahlt habe, beweise das nur, daß sie ein Recht auf den Palast hatten; dafür aber seien sie mit 1400 Scudi ausgekauft worden. Daß auch sie die Kirche an die Dominikaner abgetreten haben, beweise nichts, da das Breve Gregors nur von Ascona rede. Die 20 Scudi an die äußere Schule seien eine freiwillige Leistung gewesen, für die auch andern Gemeinden der Besuch der Schule offen stand. Der Umstand, daß acht Ronchesen zum Alumnat zugelassen wurden, beweise nichts, da ja gerade dies gegen den Sinn und Geist des Testaments und des Breve gehe. Auch die Wahl von Deputaten aus Ronco habe nichts zu sagen, da ja diese nach den Konstitutionen Asconesen sein sollten.

Auch die folgenden Instanzen entschieden gleich, mit derselben Begründung: Papio wollte ein Kollegium nur für seine Gemeinde gründen (aber Ronco war ja ein Teil dieser Gemeinde, so gut wie heute noch Moscia und Saleggio). Als Freischüler seien nur Asconesen aufgenommen worden, Gegenbeweise seien erst während des Prozesses vorgebracht worden. Die Aufnahme von Ronchesen sei gegen den Willen des Stifters gewesen. Ebenso die Teilnahme der Ronchesen an der Deputatschaft und an Kommissionen und Abordnungen in Sachen

[1] Carte *Borrani*, 1650 und 1651.

[2] Censetur, quod ex praesumpta mente Testatoris admitti debent juvenes ejusdem patriae Testatoris, quorum contemplatione erectio a Testatore censetur facta, ergo solos concives (Asconae) admittendos esse, ea videlicet ratione, quia dum Bartholomaeus Fundator erat de eadem terra oriundus, verosimiliter censetur in beneficium suorum concivium disposuisse. Arch. Patriz., 5. Julii 1649. « Apol. », p. 126.

[3] Arch. Patriz., 17. März, resp. 5. Juli 1649, 24. Januar 1652 und 7. Juli 1655.

des Kollegs. Die Abtretung des Bauplatzes, sowie der Kirche durch *beide* Gemeinden, wie die Leitung *beider* Gemeinden durch einen Konsul beweise nichts. Laut dem vorliegenden Übereinkommen hätten nur die Asconesen versprochen, das Kollegium zu bauen. Übrigens habe Ronco seinen eigenen Konsul und eigene Behörden gehabt, da Ascona sie nichts anging (dies ist direkt unwahr). Vielleicht sind gerade die beweiskräftigsten Aktenstücke der Gemeinde Ascona verloren gegangen ; nach den noch vorhandenen erscheint die Urteilsbegründung als petitio principii, als Zirkelschluß und Scheinbegründung ; immer wird von zwei Gemeinden geredet und von dieser Voraussetzung aus die Angelegenheit behandelt, während erst hätte bewiesen werden sollen, daß 1580 zwei Gemeinden, Ascona und Ronco, bestanden haben.[1]

Durch ein Manifest an den König Philipp von Spanien, Kastilien, Aragonien, Neapel, Sizilien, Niederlande etc., an die Erzbischöfe und Bischöfe von Mailand, Como und Novara, an alle Generalvikare, Offiziale, Pröpste, Dekane, Pfarrer ..., an alle Vorsteher der Städte und Dörfer, an alle Richter, Advokaten usw. wird kundgemacht, daß einzig die Bürger von Ascona, unter Ausschluß derer von Locarno und Ronco, ein Anrecht auf die Freiplätze im Kolleg von Ascona haben ; den Unterlegenen wird Vergütung aller vor Gericht erlaufenen Kosten an Ascona auferlegt. Ferner wurde verordnet, daß so viele Alumnen dort mit allem versorgt werden als die Einkünfte gestatten, ohne daß sie zur Rückerstattung verpflichtet seien, wenn sie den geistlichen Beruf nicht ergreifen. Auch wegen Klagen der Eltern dürften die Schüler nicht entlassen werden -- unter Aufhebung aller gegenteiligen Bestimmungen. Auf eine Appellation habe eine zweite Instanz das Urteil gutgeheißen, die Appellation abgewiesen, unter weiterer Kostenfolge für die Unterlegenen. Die zweite Appellation von Ronco (Locarno hatte seine Sache aufgegeben) wird geradezu frevelhaft und hinfällig, ja eine freche Herausforderung und das Urteil gerecht genannt, jede weitere Appellation als unzulässig bezeichnet und die Vergütung aller Kosten an die Gegenpartei strikte gefordert. Alle Widersacher und Verhinderer

[1] Ein Aktenstück, worin die Gemeinde dem Erzbischof die erwählten Deputaten zur Bestätigung präsentiert, beginnt mit den Worten : Consul, Commune et Homines, Consiliarii et Regentes *totius Universitatis Communis Burgi Asconae et Ronchi* und beauftragt die bezeichneten Deputaten, die Interessen Collegii *dictae Universitatis Asconae et Ronchi* zu wahren. Arch. arciv. 15. Nov. 1620. Von 1614 bis 1641 finden sich in Aktenstücken mehr als ein Dutzend Male die Ausdrücke : Ronco d'Ascona ; Terra de Ronco Sconae, plebis Locarui ; Locus Ronchi Ascone, plebis Locarni usw. Arch. Patriz. Ronco.

dieses Urteils werden als Rebellen erklärt und mit der Exkommunikation bedroht. [1]

Für die kleine Gemeinde Ronco war dieser Endentscheid bitter. Außer dem Verlust der Freiplätze hatte sie zu den eigenen gerichtlichen und außergerichtlichen Auslagen noch die Gerichtskosten der Gemeinde Ascona zu vergüten, die sich auf 1000 Scudi terzuoli à Lire 4,16, also auf 4160 Lire beliefen. Die eigenen Unkosten sind nicht genau ersichtlich. [2]

Für die Asconesen stellte ihr Vertreter in Rom, Joh. Anton Vacchini, die Rechnung von 13,154 Lire, wozu man ihm noch aus Erkenntlichkeit eine Provision von 10 %, also 1315 Lire spendete und durch eine eigene Dreierabordnung den Dank der Gemeinde abstattete. [3]

Die sämtlichen Kosten waren aber noch viel höher. Später klagte man, die Schuldenlast der Gemeinde belaufe sich auf 67,200 Lire, wovon der Großteil vom Römerprozeß herrühre. Der Siegesjubel war somit etwas verfrüht, das Privileg wurde für die Asconesen ein Danaergeschenk, sie sollten dessen nicht froh werden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Das Urteil, 28 Folioseiten stark, in Carte *Borrani* ; Arch. arciv. Como VIII, q. 11. Male et perperam appellatum et provocatum, beneque judicatum fuisse et esse ... sententia in tertia instantia confirmata ; ab ea appellare non licet.

[2] Attestato del Clero di Ascona 1760, « Apol. », p. 128, nota. Arch. Patriz. Ronco : Schon bei der Trennung der Gemeinde Ascona mußte Ronco ein Drittel der Schulden (122,088 L.) also 40,696 L. übernehmen. Dazu wurden von 1643 bis 1687 Anleihen im Betrag von 156,687 L. gemacht, von denen freilich im Laufe der Jahre mehrere, deren Höhe aus den Gemeinderechnungen nicht ersichtlich ist, abbezahlt wurden ; rechnen wir die Hälfte, so bleibt immer noch eine Schuld von 78,343 L., nach heutigem Geldwert wohl $^3/_4$ Millionen Franken, eine ungeheure Schuldenlast für eine kleine Gemeinde, wenn auch ganz bedeutende Gemeindegüter (1587 auf 129,825 L. geschätzt) entgegenstehen. So finden wir, daß 1657 an Kapitalzinsen allein 4875 L. zu bezahlen waren, was bei einem mittlern Zinsfuß von $4\,^1/_2\,^0/_0$ einem Kapital von über 108,000 L. entspricht. Doch verringert sich Jahr für Jahr der Zins ; er beträgt beispielsweise 1861 nur mehr 3570 (entsprechend einem Kapital von 79,300 L.), ein Zeichen, daß man ernst bestrebt war, die Schulden zu tilgen.

[3] Arch. Patriz., 2. April 1656.

Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828-1838).

Nach Briefen des Bischofs Jos. Anton Salzmann, des Schultheißen Jos. Karl Amrhyn und anderer.

Von Hans DOMMANN.

(Fortsetzung.)

V. Die Vermittlungsaktion des katholischen Vororts beim Bischof und im Aargau (1835/36).

Die Spannung zwischen den liberalen und radikalen Regierungen und ihren Anhängern einerseits, der treu kirchlichen Geistlichkeit und den um ihre Religionsfreiheit lebhaft besorgten Volksteilen anderseits wurde Ende 1835 immer gefährlicher. Im Kanton Bern besorgte man den Bürgerkrieg. Ähnliche Befürchtungen lebten auch in Luzern, wo damals heimlich das gegen die «Beleuchtung und Verteidigung der Badener Konferenzbeschlüsse» gerichtete Breve zirkulierte, wo der Schutzverein eine lebhaftere Tätigkeit entfaltete, wo die Zeitungen der beiden Parteien sich — wie in den andern Kantonen — aufs schärfste bekämpften. Daß Staat und Kirche in offenem Kampfe lagen, sah das Volk beim Auszug des Nuntius aus Luzern. Er bezog am 14. November in Schwyz seine Residenz.[1] — Auch die ausländische Diplomatie,

[1] Amrhyn an den Kanzler. 10. Okt. 1835: «Nach Privatbriefen, heute aus Bern von Regierungsgliedern — u. a. von Vautrai [dem Vertreter Berns an der Badener Konferenz] — eingetroffen, besorgt man in dort mit jeder Stunde den Ausbruch des Bürgerkrieges unter religiöser Fahne im Bistum. Auch im hiesigen Kanton ist man auf der Spur von Vorbereitungen, die jedoch mit größter Vorsicht betrieben werden. ...» 14. Okt. [?]: «Die Wiederanregung und Betätigung der Schutzvereine im hiesigen Kanton gefällt mir nicht und führt zu neuen Aufreizungen, die freilich durch die Conventicula der Gegner ... hervorgerufen worden sind. ... Hr. Nuntius ist diesen Morgen mit seinem ganzen Gesandtschaftspersonal von hier nach seiner neuen Residenz abgereist, wo er — wie ich vermute — unter Kanonendonner und Glockenschall aufs feierlichste wird empfangen werden.» 10. Nov.: «Es scheint, der päpstliche Abgesandte wolle einer allfälligen Schlußnahme ... zuvorkommen, falls der unzeitige, in den öffentlichen Blättern schon angekündigte Antrag, welcher ... während meiner Abwesenheit im Kleinen Rat durch Staatsrat Steiger gemacht worden ist, Folge haben sollte. ...» — «Schweiz. Kirchenztg.», Nr. 47, 1835.

besonders die französische, verfolgte die kirchenpolitischen Kämpfe in der Schweiz, namentlich im ehemaligen Fürstbistum Basel, mit regem Interesse.[1]

Die gefährlichste Spannung bestand zunächst im Aargau, wo der Große Rat schon vor der Luzerner Konferenz die Beeidigung der Geistlichen beschlossen hatte, wo der Konflikt mit dem Bischof wegen der Absetzung oder Suspension von Pfarrgeistlichen in voller Schärfe fortbestand und Volksunruhen drohten. Darum hatten die Diözesanstände in Luzern die Vermittlung zwischen Bischof und aargauischer Regierung beschlossen und diese heikle Aufgabe den beiden ehemaligen Bistumskommissären Amrhyn und von Roll übertragen. Die Mission begann nach sorgfältiger Vorbereitung durch Amrhyn am 20. Oktober in Solothurn.[2] Am Tage vorher meldete die Aargauer Regierung dem katholischen Vorort: der Bischof habe dem durch sie bestellten Pfarrverweser Seiler in Kirchdorf die geistlichen Amtsverrichtungen verboten. Und sie bemerkte dazu, «daß die Sache durch diesen Vorfall und die beharrliche Inhibition auf die Spitze gestellt sei und daß sich, falls das Ordinariat in seiner bisherigen Stellung noch länger verharren wollte, der Stand Aargau wohl bald in die Notwendigkeit versetzt sehen dürfte, in Gemäßheit der bereits vom Großen Rate gefaßten Beschlüsse gegen bemeldete kirchliche Behörde die Maßregel der Temporaliensperre eintreten zu lassen und die Lostrennung vom baselschen Bistumsverbande zu erklären. ... Diese drohende, unnachgiebige Haltung ließ kaum einen Erfolg der Vermittlungsaktion erwarten. Amrhyn schrieb denn auch von Solothurn aus seinem Sohne: «Aargau — durch neue Aufregungen und Petitionen gedrängt — scheint im Sturmschritte vorwärts und der Regierung von Luzern, wie den Diözesan-

[1] Kanzler am Rhyn an seinen Vater (Bern, 4. Okt. 1835): «Gestern sagte mir der französische Geschäftsträger, die Verabredung der Luzerner Konferenz, wie Ihre bevorstehende Sendung nach Solothurn, werden erfolglos bleiben: die Angelegenheiten können nur durch direkte Unterhandlung mit Rom und in Rom ausgeglichen werden. ...» Amrhyn an seinen Sohn, 5. Okt.: «Was der französische Geschäftsträger Dir gesagt hat, ist mir ein Beweis, daß die Diplomatie — von Rom oder dem Nuntius angesucht — sich in diese Angelegenheiten mengen will. Desto sorgsamer müssen sie behandelt werden, was eben meine Abreise nach Solothurn noch um etwas verspäten muß.»

[2] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12; *Hurter*, S. 292 ff.; *Henne*, S. 193 ff.; *Siegwart-Müller*, Der Kampf zwischen Recht und Gewalt, S. 202 ff. — Amrhyn hatte von Landammann Dr. Lüscher in Aarau alle bezüglichen Akten erbeten und erhalten. — Amrhyn an seinen Sohn, Solothurn, 20. Okt. 1835. — Der bischöfliche Kommissär Waldis begleitete ihn.

kommissarien und dem Bischof in seiner unbesonnenen Eilfertigkeit Zwang antun zu wollen. Diese Feuerköpfe übersehen in ihrem unüberlegten Treiben, daß sie dadurch in die Schlinge ihrer Feinde gehen. Aus guter Quelle weiß ich, daß diese es darauf angelegt haben, Aargau zur unsinnigen Abtrennung vom Bistum zu treiben, wodurch im dortigen Kanton allgemeine Verwirrung eintreten wird und Rom und die leitenden Jesuiten, weiß und schwarz, dann sicherlich zu ihrem Ziel zu kommen hoffen. Im hiesigen Kanton ist das Volk gegen Aargau bearbeitet, dessen ich mich auf dem heutigen Spaziergange überzeugen konnte. ... »[1]

Der Protest der Aargauer Regierung veranlaßte Schultheiß Schnyder zu einem Briefe an Amrhyn, der mit seinen Vorschlägen für die Absichten der Vermittler bezeichnend ist.[2] « Sie sehen » — schrieb der damalige Amtsschultheiß — « aus dem Ihnen gestern abschriftlich mitgeteilten Schreiben der Regierung des Kantons Aargau, daß sich die Spannung zwischen dieser und dem hochw. Hrn. Bischofe immer mehr steigert. Letzterer geht aber auch wirklich weiter, als man nur immer vermuten konnte, und will zu Kirchdorf nicht mehr gesche[he]n lassen, was er zu Uffikon geschehen ließ. Möchte der Hr. Bischof doch einsehen, daß sich der Staat das unmöglich gefallen lassen kann. Ich besorge sehr, er selbst wird später seine Handlungsweise zu bereuen haben. Sollte nicht auch hier eine Ausmittlung der gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen Kirche und Staat vielleicht zu beidseitiger Berichtigung führen können? Wenn dem Bischofe das Recht nicht gestattet werden kann, sich in Beurteilung bürgerlicher oder politischer Vergehen der Geistlichen zu mischen oder die Vollziehung solchartiger Urteile zu hemmen, so sollte ihm hingegen, was Glaubens- oder rein kirchliche Sachen betrifft, auch volle und ungestörte Wirksamkeit gelassen und also ihm mit einigen Beisitzern auch die Beurteilung geistlicher Vergehen der Kleriker zukommen, ohne daß der Staat dagegen Einsprüche machen könnte. Wie der Staat vor geistlichen, so wäre dann die Kirche vor weltlichen Eingriffen gesichert, und Staat und Kirche würden sich jeder in seiner Sphäre bewegen und Störungen von sich abwehren können. Sollten nicht Vorschläge der Art den geängstigten Hrn. Bischof beruhigen, eine gegenseitige Verständigung bewirken und viel drohendes Unheil abwenden können? — Man müßte sich ungefähr über folgende Sätze verstehen:

[1] 25. Okt. 1835. [2] 22. Okt. 1835.

1. Die Geistlichen sind in bürgerlichen Verhältnissen den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, und bürgerliche oder politische Vergehen derselben werden von den weltlichen Gerichten beurteilt und bestraft.

2. Die Behörden können sie nach Maßgabe der Gesetze in den ihnen vom Staate durch Wahlbestätigung oder sonst übertragenen amtlichen Verrichtungen einstellen oder absetzen.

3. Mit dieser Einstellung oder Absetzung hören auch die mit dem Amte verbundenen geistlichen Verrichtungen, z. B. die Seelsorge in dem angewiesenen Kreise, sofort auf.

4. Der Bischof übt über die priesterlichen Verrichtungen der Geistlichkeit Aufsicht und Gerichtsbarkeit, wesnahen er bei Klagen über Verbrechen der Geistlichen in rein geistlichen Dingen durch seinen Offizial den Prozeß einleiten läßt und in Verbindung mit vier bis sechs ihm von der Synode beigegebenen Richtern das Urteil spricht.

5. Durch dieses Urteil können Geistliche nach Maßgabe der Kirchengesetze in ihrem Amte oder priesterlichen Verrichtungen eingestellt oder davon entsetzt werden.

6. Ist mit den priesterlichen Verrichtungen eine vom Staate übertragene Stelle, z. B. eine Pfarrpfründe, verbunden, so erfolgt in diesem Falle auch die Einstellung oder Absetzung auch in bezug auf diese an und für sich.

7. Wird vom Bischofe oder Synodalgerichte Einstellung oder Absetzung verhängt, so hat die Staatsbehörde unverzüglich einen Verweser oder Pfründner zu bestellen, welchem dann der Bischof die geistlichen Verrichtungen überträgt.

8. Das gleiche hat der Bischof zu tun, wenn die Staatsbehörde infolge von ihr ausgesprochener Einstellung oder Absetzung einen Verweser oder Pfründner bestellt.

9. Der Bischof kann diese Übertragung oder Einsetzung nur verweigern, wenn der Einzusetzende nicht die kirchengesetzlichen Eigenschaften zu den ihm zu übertragenden geistlichen Verrichtungen hat.

Das, Exc.!, sind ungefähr die Sätze, zu denen sich meines Erachtens der Bischof wie der Staat sollte verstehen können, und die den gegenwärtigen unglücklichen Zwist zu schlichten und ähnlichen vorzubeugen geeignet sein dürften. ... »

Amrhyn erwiderte auf diese Vorschläge: « ... E. Gn. für diese freundschaftliche Mitteilung Ihrer daherigen Ansichten sehr verbunden, erwidere ich dieselben mit gleicher Offenheit und erkläre ganz unum-

wunden, daß über die von Hochdenselben zu einer solchen Übereinkunft zwischen dem Staate und dem Bischof angegebenen Grundlagen ich im allgemeinen ganz einverstanden bin, dabei noch die gemischten Fälle — nämlich : wo der strafbare Priester zugleich Seelsorger oder Beamter des Staats in der Kirche wäre — vorgesehen und überhaupt die Entsetzung oder Entfernung eines bepfründeten Geistlichen von seiner Pfründe der Genehmigung des Staats immerfort vorbehalten bleiben müßte, wie dieses auch in den österreichischen Staaten stattfindet. Das Schwierigste bei der Sache ist und bleibt aber die Möglichkeit, zu einer solchen Übereinkunft gelangen zu können. Ist der Bischof ein selbständiger Mann ; erfaßt er seine erhabene Stellung in der Kirche, und besitzt er die Kraft und den Mut, sie gegenüber von Rom zu behaupten, so ist die Sache in wenigen Stunden abgetan. Ist er aber dieser Mann nicht, erklärt er sich zu einer solchen Unterhandlung nicht kompetent, oder behält er für den daherigen Abschluß die Genehmigung des Heiligen Stuhles vor, dann könnte ich nur raten, durch die eigene Gesetzgebung Aushülfe zu schaffen, sich nicht aufs schlüpfrige Feld der Unterhandlungen mit Rom, die niemals zum sichern Ziele führen, zu wagen, das Beispiel von Frankreich und Österreich nachzuahmen, deren Geschichte für uns warnend ist. Allein auch da, wo durch die eigene Gesetzgebung statuiert werden müßte, könnte derselben, um mehr Zutrauen für die Zukunft zu gewinnen, eine Quasi-Rücksprache mit dem Bischof, wenn er sich dieses Zutrauens würdig beträgt, vorangehen. ... [1]

Inzwischen hatten am 21. Oktober die *Verhandlungen der Vermittler mit dem Bischof* begonnen. Dieser legte in vertraulicher Aussprache seine Stellung und die Verwicklungen mit dem Kanton Aargau seit der Verfassungsrevision von 1831 und dem Wohlenswilerhandel dar. Er habe, erklärte er, weder nach Rom noch an die Nuntiatur über die Badener Beschlüsse und über seine Verwicklungen mit Aargau geschrieben. Das päpstliche Verdammungsbreve vom 23. September gegen die Verteidigungsschrift Luzerns sei ihm niemals mitgeteilt worden ; dagegen habe er ein päpstliches Belobungsschreiben erhalten. [2]

[1] 24. Okt. 1835.

[2] « Protokoll über die Vermittlungsverhandlungen. ... » ; Notizen von Amrhyns Hand. — Ausführlicher Bericht der Kommissäre « An den Hochlöblichen Kleinen Rat des katholischen Vorortes Luzern, zu Handen der sämtlichen Hohen Stände der Diözese Basel », Zofingen, den 2. Wintermonat 1835 (gedruckt). — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12. — « Allg. Kirchenztg. » 1835, Nr. 63 ff. (wörtlich).

In der zweiten Besprechung erklärte der Bischof: Die Geistlichkeit des Thurgaus, die Landkapitel Luzerns, der Klerus Berns, Solothurns, Zugs beinahe einstimmig und die Geistlichen des Aargaus, mit Ausnahme des Fricktals, haben ihn um sein Urteil über die Badener Artikel ersucht. So habe er sein Schreiben an die Aargauer Regierung erlassen müssen. Er verlas die bezügliche Korrespondenz und berief sich auf verschiedene Schriftsteller, auf die Canones und die Angriffe der Zeitungen. — Amrhyn berichtete am 24. Oktober dem Schultheißen Schnyder über diese ersten Verhandlungen: «Bis jetzt kennen die Kommissarien, was er [der Bischof] getan, und die Gründe und Veranlassung, warum er so und nicht anderst gehandelt hat. Darüber war er gegen dieselben offen und zutrauensvoll. Soviel liegt klar vor uns, daß die Lage des Bischofs höchst gedrückt sei. ... Die Feinde der politischen wie der kirchlichen Freiheit und des an[zu]strebenden Bessern hätten für ihre Zwecke nicht erfolgreicher handeln können, als die bittere Zwietracht zwischen Bischof und Regierung zu werfen, die zur Stunde besteht. Man geht auf Ärgernis aus. Dadurch sucht Rom, unter Leitung der Jesuiten und des ihnen untergeordneten Katholischen Vereins seinem System den vollkommenen Sieg vorzubereiten. Man will zu diesem Ende und um die Verwirrung noch größer zu machen, Trennung des Kantons Aargau vom Bistum Basel: Dann wird Trennung der ehemaligen Freien Ämter vom Kanton Aargau — ein politisches, wo nicht gar diplomatisches Thema — nachfolgen, und der mit ins Spiel verflochtene Kanton Zug wird mächtig bearbeitet, sich dem Bistum Chur anzuschließen. ... Tüchtig arbeitet man übrigens, durch persönliche Empfindlichkeit geblendet, im Aargau der neuen Ordnung der Dinge in die Hände, hat allda den Kirchenrat außerordentlich zu Einreichung von Vorschlägen einberufen, wie die Trennung des dortigen Kantons vom Bistum Basel zu bewerkstelligen, und wie dann die höhere kirchliche Administration zu supplieren sei. Die angelachte und kunstfertig unterhaltene Leidenschaft vergißt über der Unbehaglichkeit des Augenblicks die Zukunft und hofft ihr Heil im Überstürzen, ohne die Gefahr zu ahnen, der sie entgegengeht, in die sie sich verwickelt. — Sobald wir zur Gewißheit gelangt sein werden, ob und was vom Bischof erwartet werden könne — und auch im schlimmsten Falle — werden wir nach Aarau hineilen, um die dasige Regierung mit treuem und redlichem Sinne vor Übereilungen zu warnen.» — In der Konferenz vom 25. Oktober abends legte Amrhyn den Standpunkt der Stände dar und forderte den Bischof auf, den

ersten Schritt des Entgegenkommens zu tun. Dieser erklärte sich dazu bereit, sofern es ohne Verletzung seiner kirchlichen Pflichten geschehen könne. Indem er an sein Doppelverhältnis zu Kirche und Staat erinnerte, erbat er sich Bedenkzeit. Am folgenden Tage schrieb Amrhyn seinem Sohne: «Der heutige Tag ist für die Kommissarien leer ausgegangen. Der Bischof, der sich bis heute abends Bedenkzeit erbat, hat sie nicht rufen lassen. Er scheint — gedrängt von den Kommissarien wie von Rom — sich zu keinem Entschluß bestimmen zu können. Bleibt der Bischof bis morgen 10 Uhr stumm, so werden ihm die Kommissarien den Mund öffnen, ohne ihn jedoch zum Kardinal zu machen. Sie müssen bis Freitags — koste es, was es wolle — in Aarau eintreffen, um allda den Sturm des Unsinns zu beschwören. ...» Nachdem der Bischof am 27. Oktober nochmals Aufschub verlangt hatte, erklärte er am folgenden Tage: er habe sich nun entschlossen, auf seinem Posten zu bleiben, bis er ganz verlassen dastehen werde. Da er an das Dogma gebunden sei, könne er im Wesentlichen nicht weichen. Vor allem sei er nicht zu einem Übereinkommen über die geistliche Gerichtsbarkeit befugt. Dagegen wolle er dem Wunsche der Regierungen für künftige Straffälle von bepfründeten Geistlichen dadurch Rechnung tragen, daß er die Admission zur Pfründe nur ad beneplacitum Episcopi oder ad nutum admovibilis erteile. Als Privatmann betrachte er alles Vermitteln als fruchtlos, da Aargau dazu keine Hand bieten werde.[1]

Da am 29. Oktober noch nichts Entscheidendes erreicht war, wandten sich die Kommissäre schriftlich an den Bischof. Sie anerkannten seine «rückhaltlose Offenheit» und erklärten: «Es ist den Unterfertigten daraus klar geworden die Stimmung des katholischen Volkes im Kanton Aargau; klar der Geist und die Bekümmernis der

[1] Bericht Amryhns an Schultheiß Schnyder, 27. Okt.: «Gleich nach 8 Uhr erschien der Bischof ohne Voranfrage, von seinem Kanzler begleitet, bei mir im Gasthofe und verlangte nach kurzem Vorgespräch: seine Antwort, wo immer möglich, noch bis morgens verschieben zu dürfen, indem ihn dieselbe die letzten zwei Nächte vollauf beschäftigt habe. ... Hier liegt neuerlich und auffallend der Beweis vorhanden, wie schwer, beinahe unmöglich es sei, zweien Herr[e]n zugleich dienen zu können. ...» — Amrhyn an seinen Sohn, 30. Okt.: «Seit heute morgens harren die Abgeordneten der Diözesanstände noch immer auf die definitive Erklärung des Bischofs. Bischof Salzmann, der niemand zu Rate zu ziehen bisher pflegte, steht nun unschlüssig und im Selbstkampfe da. Er ist das zwar zu bedauernde Opfer einer vielfach aufreizenden und treulos auf ihn einwirkenden Zeit. Er will und kann nicht; er kann und darf nicht und wird durch diese Unentschiedenheit der Gegenstand allseitiger Verachtung werden. ...»

Mehrheit der Geistlichkeit nicht allein des Kantons Aargau, sondern der ganzen Diözese; klar das Verhältnis des dem Papste unmittelbar unterstellten Bischofs.» Im weitern wiederholten sie die bisherigen mündlichen Verhandlungen und verlangten eine sofortige schriftliche Erklärung. Wie schwierig aber ein Entgegenkommen von seiten des Bischofs war, zeigt die allgemeine Darlegung des staatlichen Standpunktes in diesem Schreiben. Die Kommissäre erklärten: «Es haben ... die unterfertigten Abgeordneten der h. Diözesanstände diese Veranlassung sich dazu benutzt, um dem hochwürdigsten Bischof nicht allein den Zweck ihrer Sendung ... klar unter Augen zu legen, sondern auch die Stellung und die Rechte des Staates gegenüber der Kirche zu bezeichnen und an der Hand der Geschichte, vom Ursprunge der schweizerischen Freiheit an, die Anfeindungen und Eingriffe nachzuweisen, welche die schweizerischen Regierungen von Seite[n] der kirchlichen Behörden und Stellen bis auf die heutigen Tage darin erlitten haben. Es taten die Unterfertigten dieses nicht etwa, um die daherigen Rechte des Staates einer Kontroverse zu unterlegen — Rechte, die in der Wesenheit des Staates sich gegründet finden, welcher auch die Kirche in seinen Schutz aufgenommen hat; Rechte, die die Schweiz gleich jedem andern selbständigen Staate, wäre auch die Vergangenheit damit im Widerspruche, aus eigener Machtvollkommenheit zu behaupten wissen wird — sondern sie taten es, die Unterfertigten, um den heimatlichen Bischof vor Täuschung gegen entgegengesetzte, dem Vaterlande feindselige, zudem der Wiederherstellung des Bistums Basel widerstrebende Behauptungen zu bewahren. Es bot ihnen diese Beleuchtung die Gelegenheit dar, dem hochwst. Bischof die Stellung und die Pflichten anschaulich zu machen, welche die gegenwärtigen Verfassungen — der Ausfluß des Willens des souveränen Volkes, unter der Gewährleistung des eidgenössischen Bundes — den Regierungen angewiesen hat, die nun nichts weiter und nicht mehr als die einfachen Vollstrecker der Gesetze, wie der richterlichen Urteilssprüche sind; die vermöge dieser Stellung jede Gegenwirkung der verfassungsmäßigen Wirksamkeit des Staates zurückzuweisen haben; die endlich von der in den Schutz des Staates aufgenommenen Geistlichkeit fo[r]dern müssen, daß sie diese innere Ordnung des Staates nicht störe, der sie selbst unterstellt ist. ... Endlich haben die Unterfertigten E. b. Gn. darauf aufmerksam machen zu sollen geglaubt, daß die Verwickelungen, welche zur Stunde zwischen Hochihnen und der h. Regierung des löblichen Standes Aargau obwalten, eine Lebensfrage für alle im Diözesanverbande sich befinden-

den Hohen Stände bilden ; daß diese Verwickelungen zudem die ernsteste Aufmerksamkeit sämtlicher Regierungen der Schweiz auf sich ziehen, da es sich dabei um die Gerichtsbarkeit des Staates über die Glieder des geistlichen Standes handle, welche der Staat seinen Staatsbürgern beizählt und daher auch seiner Gerichtsbarkeit und den Gesetzen desselben gleich jedem andern Einwohner unterstellt. ... »[1]

Auf dieses Schreiben der Kommissäre, das «gleichsam als das Ultimatum» übergeben wurde, gab der Bischof am 30. Oktober seine definitive schriftliche Antwort, in der Amrhyn eine günstige Grundlage für weitere Verhandlungen sah.[2] Er suchte darin den Konflikt mit dem Aargau als Einzelfall zu behandeln und die Auseinandersetzungen von allgemeinen theoretischen Gesichtspunkten wegzulenken, indem er schrieb: «... Der Bischof von Basel ging in seiner an die h. Regierung des Standes Aargau gerichteten Einsprache keineswegs vom Standpunkt geistlicher Immunität aus ; sonst hätte er folgerichtig gegen sämtliche Verhöre, Geldbußen und Verhaftung geistlicher Personen sich verwahren müssen. ... Er fühlt nämlich nur zu wohl, daß es nicht in seiner Gewalt liegt, dem weltlichen Staat die Anerkennung der geistlichen Immunität abzudringen, und [daß] er in dieser Beziehung nichts anderes tun kann, als den h. weltlichen Souverän bitten, beschwören und ermahnen, gleichwie auch die Konstanzer Synodalkonstitutionen sich nur der Worte rogamus, obsecramus, in Domino hortamur, bedienen. Auch ist ihm die Autorität der h. Säkularbehörde zu erhaben, ihr Gesetz zu heilig und die Ruhe und der Friede seines Vaterlandes viel zu lieb, als daß er nach vielen Dezennien durch Anregung eines solchen Kontroverspunktes Unruhe veranlassen wollte. So etwas läge mit seiner friedliebenden Seele im grellsten Widerspruche. Nein ! die Verwicklung, welche zwischen dem Kanton Aargau und ihm unglücklicherweise eingetreten, ist nicht derartig und keineswegs von einem allgemeinen Belange, sondern bloß ein Partikularfall, der auf das Universelle keinen Bezug hat und einzig in seiner Individualität aufgefaßt werden muß. Hochdenselben ist es ja zur Genüge bekannt, daß

[1] Wortlaut des Schreibens im offiziellen Bericht (Beil. Lit. A.) ; «Schweiz. Kirchentzg.», Nr. 50, 1835.

[2] Amrhyn an seinen Sohn, 30. Okt. : « ... Soeben langt der Brief des Bischofs an, der — wenn anders Billigkeitsgefühl im Aargau waltet — mich wiederum nach Solothurn zurückführen könnte. ...» — Wortlaut des bischöflichen Briefes im offiziellen Bericht (Beil. Lit. B.) ; «Schweiz. Kirchenztg.», Nr. 50, 1835 ; «Luzerner Ztg.» Nr. 100.

der Bischof ... Ihnen die vertrauliche Eröffnung gemacht hat, wie hinsichtlich der geistlichen Institutionsakte den Wünschen der h. Regierungen besser Rechnung getragen werden könnte. Auch ist er immer erbietig, nötigenfalls mit Beratung und Zustimmung des ganzen Domsenates, ein Konkordat mit den h. Diözesanständen zur Abwerdung aller künftigen Kollisionen einzugehen. Nur in der obschwebenden aargauischen Angelegenheit konnte er zu seinem eigenen innigsten Leide nicht anders handeln, als er wirklich gehandelt hat. ... Weihe und Sendung sind nicht eines, sondern zwei verschiedene Sachen; beide aber gehören zur Glaubenslehre und in das Bereich der Kirche. ... » Der Bischof erklärte sich bereit, über jedes Mittel zur Beilegung des Konfliktes zu beraten; er erinnerte aber daran, daß er als katholischer Bischof mit dem Papste, «dem Mittelpunkte der Einigkeit», in steter Verbindung leben wolle, und daß Gregor XVI. seine Haltung sanktioniert habe. Auf die Abdankung habe er «nach anhaltendem Gebet um höhere Erleuchtung» aus Rücksicht auf Kirche und Staat verzichtet. Das Schreiben schloß mit der aufrichtigen Versicherung: «Frei von Parteisucht und ohne alle Leidenschaft kenne ich, wie Sie, nur einen einzigen Wunsch, jenen nämlich: getreu zu bleiben der Kirche und dem Staate und für Gott und Vaterland das Leben zu opfern.»

Da damit die Vermittlungsversuche beim Bischof vorläufig abgeschlossen waren, reisten die Kommissäre *nach Aarau*. Was dort geschah und welchen Eindruck Amrhyn erhielt, schildern am unmittelbarsten die Briefe an seinen Sohn [1]: «... Nach 4 Uhr erschien Landesstatthalter Dorrer ganz verlegen und sagte: die Regierung habe sich eine Verwendung der Diözesankantone wohl gefallen lassen, nicht aber einen Untersuch und Vermittlung. Sie habe demnach heute auf meine vertrauliche Anzeige von gestern an den Hrn. Landammann ... beschlossen, uns durch ein Regierungsschreiben, darauf bezüglich, anzuzeigen, daß sie nicht wohl im Falle sein könne, die von uns angekündigten, vertraulichen Mitteilungen auf mündlichem Wege entgegenzunehmen.[2] Sogleich trat der Weibel mit diesem Regierungsschreiben

[1] 31. Okt. und 5. Nov. 1835.

[2] Wortlaut des Schreibens im offiziellen Bericht (Beil. Lit. C.). — Die Kommissäre legten im Antwortschreiben vom 31. Okt. (Lit. D.) ihre Absicht kurz dar und verwiesen im übrigen auf den Generalbericht. In diesem (S. 12) schreibt Amrhyn mit deutlicher Schärfe: «Konnten auch die unterfertigten Abgeordneten der h. Diözesanstände nach einer so unerwarteten Wendung des Geschäftes nicht mehr in amtlicher Stellung und mit der darin liegenden Wirksamkeit vermittelnd und untersuchend in Aarau auftreten, so versuchten sie es doch wenigstens, bei

in das Zimmer und überreichte uns dasselbe. Hrn. Dorrer, sowie dem später mit ihm nachgefolgten Landammann Lüscher und Regierungsrat Schufelbühl entgegnete ich kurz, daß unser Schritt nichts weiter als ein Anstandsschritt gegen die Regierung sei, der wir vorläufige vertrauliche Mitteilungen machen wollten — wohl wissend, daß unsere schriftliche Berichterstattung nur an den katholischen Vorort Luzern und durch diesen an die übrigen Diözesanstände zu erfolgen habe —, daß daneben die Kommissarien ihren zweiten Teil der ihnen aufgegebenen Vermittlung in Erfüllung bringen wollten. Wie nun die Sachen stehen, haben die Kommissarien einfach eine beleuchtende einfache Antwort an die Regierung des Standes Aargau einzureichen und dann abzureisen, um förderlichst dem katholischen Vororte den Generalbericht einzureichen. Eine nicht amtliche Unterredung entspann sich hierauf — von drei Stunden — wonach Hr. von Roll und ich noch einige Besuche machten. — Die kurze Anwesenheit in Aargau hat uns klar gemacht, daß die Regierung von Aargau durch das Ausbleiben des Berichts der Kommissarien und auf deren Kosten sich die Entschuldigung für ein rasches und vorgreifendes Einschreiten des dortigen Großen Rates gewinnen wollte (daher ihr plötzliches Erscheinen nichts weniger als angenehm sein konnte); daß sie und so auch der Große Rat - - durch einige Demagogen beherrscht — damit umgehe, auf auswärtige Anregung eine förmliche Kirchenreformation einzuleiten, daß dabei gleiche Wege in Anwendung gebracht werden, wie in Bern behufs der Steinhölzli-Geschichte, und daß Aargau, das der Vorläufer einer in Süddeutschland im geheimen eingeleiteten Kirchenreformation werden sollte, vielleicht noch Schlimmeres bevorstehe als der Regierung von Bern. ... — Alle waren ... verlegen: Lüscher, seine Besorglichkeiten

vertraulichen Gesprächen auf eine ruhigere und weniger befangene Beurteilung der eingetretenen traurigen Mißverhältnisse hinzuwirken und vorzüglich auf die weitaussehenden Folgen aufmerksam zu machen, die im Hintergrunde der herbeigeführten Aufregungen vielleicht würden vorbereitet werden wollen. Dieser sich vorgesetzte Zweck, sowie die treu befreundeten Gesinnungen für den h. Stand Aargau ... machten es den Unterfertigten auch zur Pflicht, die den Abgeordneten dieser Stände zugedachten Ehrenbezeugungen so wenig abzulehnen, als ihnen ihre Stellung erlaubt haben würde, am Vorabende der Großen Ratsversammlung länger als bis Sonntag nachmittags 5 Uhr in Aarau zu verweilen, um dadurch sich zunächst gegen den Verdacht einer unzeitigen Einwirkung auf dessen Mitglieder sicherzustellen. ... Da die nach Aarau unternommene Reise die beabsichtigte Durchführung der ihnen gemachten Aufgabe verfehlte, so konnte auch vorderhand an weitere Vermittlungsversuche von den Unterfertigten nicht mehr gedacht werden. ... »

für die Zukunft nicht verheißend; Dorrer, den stolzen aristokratischen Berner Schultheiß spielend, Schufelbühl hingegen, seinen Kollegen gegenüber gegen Übertreibungen warnend. Ersterer drückte mir mit leiser Stimme den Wunsch für eine baldige Wiederversammlung der Konferenz aus. Die Reformierten sind durch Professor Keller und Dr. Tanner, sowie durch deren Spießgesellen beherrscht und wollen sich durch Oppositionsgründe nicht den Verdacht der Treulosigkeit am eigenen Glauben zuziehen. Die katholischen Räte sind teils alles Religiöse wegwerfende, den Religionsneuerern Deutschlands dienstbare, von diesen teils betörte, teils bestochene Männer, teils starre Römerlinge, teils Unwissende. Es geht — im Wahne, sich in der Zeit und bei der Nachwelt zu verewigen — aufs unsinnige Zertrümmern los, unbewußt, was daraus werden soll. Die exzentrischen Radikalen suchen im revolutionären religiösen Spuck den vorjährigen, mißlungenen politischen zu erneuern, und die Agenten Roms und der Diplomatie schüren das Feuer, indem für sie nur in allgemeiner Verwirrung Möglichkeit wird, neue Schaffungen zu diktieren oder den aufgelösten Körper recht schmachvoll zur Erde zu bestatten. ...»

Die Kommissäre reisten nach diesem Mißerfolg in Aarau gleichen Tags nach Zofingen. Von dort aus schrieb Amrhyn um die Mitternachtszeit an den Bischof einen warnenden Brief, worin er sowohl die Radikalen des Aargaus als den Heiligen Stuhl und seine Anhänger anklagte und stärkste Befürchtungen für die Zukunft äußerte.[1] Bischof Salzmann erwiderte Amrhyn, nachdem ihn Staatsrat von Roll über die Situation im Aargau orientiert hatte: «... Es schmerzt mich innigst, daß die hochverehrtesten Herren Kommissarien, ungeachtet ihrer edelsten Absicht, strengen Unparteilichkeit und gänzlichen Selbstaufopferung bei der h. Regierung des Standes Aargau so wenig Eingang fanden. Ich habe es aber Hochdenselben vorausgesagt, auf welch undankbares Erdreich Hochdero Vermittlungswort fallen würde. Ich kenne die dortige Lage und prädominierenden Personen, welche keine Katholiken mehr sind. Wenn schon der Bischof beide leidenschaftlichen Extreme bedauert und verwirft, kann er dennoch niemals in die Grundsätze der aargauischen Regierung eintreten, die über Weihe und Sendung willkürlich disponieren will und glaubt, der Bischof sollte zu eigentlichem Justizmorde (o daß ich dieses erschreckliche Wort gebrauchen muß!) mitwirken. Möge der Allerhöchste sein Licht in

[1] 31. Okt. 1835. Siehe das I. Kapitel.

unserem Vaterlande leuchten lassen und seine Segenshand uns nicht entziehen ! ... »[1]

Als die Kommissäre am 28. November dem katholischen Vorort den Generalbericht übergaben, konnte Amrhyn dazu bemerken, « daß ihre damals gehabte Vorahnung, es dürfte ihr Erscheinen in Aarau ... nicht ganz wohl aufgenommen werden, durch die Sache, wie sie sich ergeben hat, sich nun gerechtfertigt finde ».[2] Denn sechs Tage nach ihrem Vermittlungsversuch beschloß der Aargauer Große Rat am 6. November, daß jeder katholische Geistliche am 24. November vor dem Bezirksamt einen *Staatseid* ohne allen Vorbehalt leisten solle. Der Bischof erklärte auf eine Anfrage hin : der Apostolische Stuhl habe schon 1832 den Amtseid nur mit dem Beisatze gestattet : « Ich schwöre diesen Eid in allem, was der katholischen Kirche und kirchlichen Gesetzen nicht zuwider ist » ; als katholischer Bischof beuge er sein Haupt vor dem päpstlichen Ausspruche. Diese Erklärung gab er auch der Regierung ab. Doch diese forderte den Eid ohne Vorbehalt.[3]

[1] 3. Nov. 1835. St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12.

[2] Wortlaut des Berichts auch in der Schweiz. Kirchenztg., Nr. 51, 52, 1835. — Staatsrat von Roll war mit dem Berichtsentwurf Amrhyns aus Gewissensgründen nicht ganz einverstanden. Er schrieb am 15. November : « ... Je trouve d'abord que notre mission des hauts Gouvernements diocésains n'exige nullement une profession de foi de nos opinions sur les causes du mal-être dans lequel se trouve, sous le rapport des affaires de l'église, le Canton d'Argovie ; mais bien celle d'entendre les partis et de les concilier si possible pour empêcher un plus grand éclat, par lequel ce Canton et d'autres avec lui pourraient se trouver compromis. Mgr l'Evêque à voulu y prêter main, par contre notre acception à Arau nous a prouvé que ce n'était point là l'intention de son Gouvernement. ... Il nous reste ... tout simplement, qu'à dresser Procès verbal de nos démarches, et ce sera aux Cantons diocésains d'en tirer les conclusions qu'ils jugeront à propos. ... Je me permettrais avec la même franchise d'observer qu'il me serait de toute impossibilité de jeter la faute des troubles du Canton d'Argovie que sur le parti des écclésiastiques. J'ai la persuasion que s'ils n'ont pas été excité, pour ainsi dire de force, par le parti dominant du Gouvernement ; au moins il y a le plus contribué, et cela pour atteindre des buts, auxquelles [!] ma conviction ne me permettrait jamais de prêter main. ... » 30. Nov. : « ... Je me resouviens très bien que l'Evêque nous a dit, qu'il désirait que le Canton d'Argovie ne fit point partie du diocèse de Bâle ; ce souhait me parait bien naturel d'après la marche de ce Gouvernement dans les affaires écclésiastiques et sa conduite envers l'Evêque lui-même et les autres prêtres. ... Je suis convaincu qu'il est incapable, par son caractère et son attachement à la patrie, de tramer sous main des complots nuisibles. » — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12.

[3] Von Roll an Amrhyn, 15. Nov. : « La tendance des projets du parti extrême m'a aussi été confirmé ici. Si je prend en consideration les nouvelles loix de ce même Canton dans une époque déjà aussi critique pour lui, je dois me persuader qu'en effet il va se jeter dans une abime dont les suites sont incalculables pour

So weigerten sich 112 Geistliche zu schwören; nur achtzehn taten es. Da sich des katholischen Volkes — angesichts dieser neuen Maßnahme — eine starke Erregung bemächtigt hatte, bot die Regierung Militär auf. Sie verlegte es hauptsächlich ins Freiamt und mahnte die Mitstände zum Aufsehen. Zürich und Luzern stellten bereitwillig Truppen an die Grenze; Baselland und St. Gallen versprachen ebenfalls Hilfe und rüsteten.[1] Jetzt erst gab der Große Rat die beruhigende Erklärung ab, daß aus dem verlangten Eide «nie etwas entnommen oder gefolgert werden könne und solle, was der katholischen Religion, den Rechten der Kirche oder den im Staate anerkannten kirchlichen Gesetzen zuwiderliefe.» Auf eine neue Anfrage der Geistlichen antwortete nun der Bischof am 29. November, er erlaube die Eidleistung. Alle schworen am folgenden Tage mit Berufung auf die authentische Gesetzesinterpretation des Großen Rates und die offizielle Erlaubnis des Bischofs. Dieser Zusatz wurde aber am 17. Dezember vom Großen Rate als «null und nichtig» kassiert.

Nach diesen erregten Vorgängen gab Altschultheiß Amrhyn im Luzerner Großen Rate bei der Behandlung des Berichtes über die Vermittlungsaktion — am 2. Dezember — eine ausführliche *Protokollerklärung*

nous tous. ... J'ai vu avant-hier soir Mgr l'Evêque ; il prévoit sur le serment pur et simple des ecclésiastiques de nouveaux troubles, car il parait que des prêtres respectables et qui ont joui jusqu'à présent de la confiance du dit Gouvernement par leur conduite impartiale, refuseront même à le prêter tel qu'il est exigé.» — Die Schweiz. Kirchenztg. (Nr. 46, 1835) fragte den Bischof an: «Können Sie wohl erlauben, daß Ihre Geistlichkeit einen solchen Eid schwört, wodurch die letzte Schanze den Feinden der Kirche überliefert [wird] ... ?» — *Hurter*, S. 625 ff.; *Heer*, S. 53 ff.; *Siegwart-Müller*, Der Kampf zwischen Recht und Gewalt, S. 211 ff.; «Schweiz. Kirchenztg.» 1835, Nr. 48 ff. (Akten). «Waldstätterbote», Nr. 91 ff.; «Eidgenosse», Nr. 95 ff.; «Allg. Kirchenzeitung», Nr. 62 ff. («Hat die Geistlichkeit des Kts. Aargau den von ihr geforderten Eid nach katholischen Grundsätzen leisten dürfen?»); 1836, Nr. 2, 6.

[1] Amrhyn an seinen Sohn, 21. Nov.: «Letzte Nacht sind die hiesigen Truppen auf Verlangen der Regierung von Aargau ins Aufgebot gestellt worden. Die Pflicht des treuen eidgenössischen Aufsehens muß ... allem vorangehen, um vorschreiben zu können, nicht um sich vorschreiben zu lassen. Nicht allein der Sache, um die es sich in thesi handelt (keineswegs aber der Art wegen, wie sich Aargau oder seine verbrannten Köpfe bei der Sache benahmen), sondern der reaktionären Vorschritte wegen, die im Geheimen getan werden, ward diese bewaffnete Stellung Gebot der Pflicht. ...» 24. Nov.: «Durch den ganzen hiesigen Kanton sind zugleich die vom Jahre 1833 her bekannten Freischaren aufs neue organisiert. ...» 5. Dez.: «Der Bischof spielt mit seinen drei Briefen vom 12., 14. und 29. Wintermonat — in der Eidesangelegenheit an die Geistlichkeit erlassen — eine elende Figur und gewährt ebensowenig einige Zuversicht für die Zukunft.»

ab.[1] Er sagte darin u. a.: «Wenn tief zu bedauern ist, daß die wohltätigen Beschlüsse, welche zur vollständigern Begründung und Durchführung des staatskirchenrechtlichen Systems der katholischen Schweiz auf den Konferenzen von Baden und Luzern in den Jahren 1834 und 1835 gefaßt worden sind, ... Aufruf zum Kampfe zwischen den politischen und kirchlichen Parteien im bewegten Vaterlande werden mußten, die sich schon lange und mit gleicher Unersättlichkeit als Selbstsucht befehden; wenn damit die ungebundene Schamlosigkeit der gewissenlosesten Publizität sich verband — die weder Sachen noch Personen schont — und selbst jene so unerläßliche Zartheit großenteils von den öffentlichen Beratungen wich, welche über kirchliche und Gegenstände religiöser Natur geführt wurden; wenn dadurch nicht zu leugnendes Ärgernis und tiefes Mißtrauen unter das an der Religion seiner Väter mit Innigkeit hangende Volk gebracht worden ist: so ... ist dieses alles gleichwohlen nicht als die mächtig aufregende Kraft anzunehmen, welche sich zunächst und in den letzten Tagen im Kanton Aargau geoffenbaret hat, sondern diese Bürgerkrieg gedrohte [!] Bewegung ging hervor aus dem geheimen, erbitterten Kampfe jener Parteien und ihren geheimen Anstrebungen; sie ist — diese mächtige Aufregung — nicht so fast einheimischen Ursprungs, als vielmehr das kunstfertige Gewebe jener politisch und kirchlich verschwisterten dunkeln Hand, welche hauptsächlich im XVI. und XVIII. Jahrhundert Brudermord und Schmach über die schweizerische Eidgenossenschaft gebracht hatte. Die vorzüglichsten Triebfedern dazu dürften zunächst in den fremden Ansiedlungen und ihrer innern Verbrüderung, mit unmittelbarer Verbindung nach außen, aufgefunden werden. ... Die Bewegungen im Kanton Aargau sollten — nach des Unterfertigten innigster Überzeugung — nur den Vorschritt zu weitern, umfassendern, sowohl politischen als kirchlichen Um[ge]staltungen in der frei konstituierten Schweiz bilden, dazu die erste Bahn brechen. ...» Die Erklärung kritisierte dann die Haltung des Bischofs unter dem Drucke Roms: «Als er sich in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt und vom größern Teil seiner Geistlichkeit verlassen fühlte und ohne sichern Stützpunkt in den ihm mißtrauenden Regierungen der Diözesanstände

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12. — «Schweiz. Kirchenztg.» 1836, Nr. 3; «Luzerner Zeitung», Nr. 3; «Allg. Kirchenzeitung», Nr. 2 (wörtlich). — Amrhyn schrieb P. Girard am 30. Januar 1836: die Protokollerklärung hätte zum großen Teil in den Schluß des Berichts der Vermittlungskommissäre aufgenommen werden sollen; aber Staatsrat von Roll sei damit nicht einverstanden gewesen.

sich wähnte, da fügte er sich auch dem über ihm waltenden Andrange nicht allein, sondern trat vielmehr noch in offenbaren Widerstand gegen die Regierung des Standes Aargau über, und dafür von Rom durch Breve von 29. Herbstmonat belobt und ermutigt, beugte er endlich leider! – seiner kirchenrechtlichen Stellung als Bischof, seiner Verhältnisse zum Vaterlande nicht gedenkend – vollends, wie er selbst sagt, das Haupt vor dem apostolischen Ausspruche. Mit Berufung auf das päpstliche Urteil über die amtliche Beleuchtung der Badener Artikel, erklärte dann Amrhyn: «Sollte wohl etwas stärker als dieser auf Tatsachen beruhende Zustand der Dinge, die von Rom ausgegangene Ächtung der Regierungen, dessen Aufruf zum Widerstand gegen diese, desselben Wiederforderung der Immunität der Geistlichkeit und der darauf gegründeten Rechte der katholischen Kirche: sollte wohl etwas dringender als alle diese Erscheinungen die Notwendigkeit den h. Ständen, welche im letzten Herbstmonat ihre Beratungen über die Rechte der katholischen Schweiz in Kirchensachen auf der Konferenz zu Luzern fortgesetzt haben, anschaulich machen können: diese Beratungen so förderlich als möglich wieder an die Hand zu nehmen, sie mit größter Entschiedenheit fortzusetzen und vereint, nicht vereinzelt, allmählig und mit edelm Mute, sowohl zum Wohle des Staates als jenem der Kirche zu vollenden, damit nicht fremde Beherrschung über das Vaterland komme und [nicht] jedes freie, selbständige Auftreten in demselben niedergetreten werde. ...»

Diese Erklärung des gründlich eingeweihten Vermittlers fand in Pressekommentaren ein lebhaftes Echo. Der «Gärtner» z. B. schrieb: «Es ist eine große Sünde des Episkopats und gewisser hochgestellter Männer in Kirche und Staat, daß sie den Nuntius und den Papst ausschließlich den Händen einer exaltierten, finstern Partei überlassen. ... Die Domherren in Solothurn sind die unnützesten Geschöpfe. Während Buol [Bischof von Chur-St. Gallen] seiner Kurie alles überließ und nichts tat, hat Salzmann hingegen gar keine Kurie. Extreme überall! ....Hätte Hr. Salzmann seine Stellung als katholischer Bischof begriffen, er hätte für Kirche und Vaterland gleich wohltätig wirken können. Allein auch an ihm erwahrt sich das tiefe Wort: «Niemand kann zween Herren dienen!» (Ihr könnt nicht zugleich dem Romanismus und dem Katholizismus, dem Vaterlande und dem Kurialismus dienen.) Leider finden wir bei Hrn. Salzmann nur zu vieles unbischöfliches Lavieren und Achseltragen, und am Ende dürften ihm hiefür die Fanatiker wohl ebensowenig Dank wissen, als die Liberalen. ... Ein öffentliches

Blatt hat nicht ohne Grund die Worte ausgesprochen: «Wir fürchten, der Bischof von Basel sei für die Eidgenossenschaft verloren!» Und wir setzen bei: Die Resignation eines Bischofs, der sich in bezug auf Immunität so zweideutig ausspricht und überhaupt so wankelmütig auftritt, müsse für Kirche und Staat erwünscht und keineswegs von den nachteiligsten Folgen sein. ...» [1] — Die konservative Presse aber wandte sich gegen Amrhyn. Der «Waldstätterbote» nannte ihn einen «Gespensterseher aus höhern Rücksichten», einen «antihierarchischen Staatsphilax» und Verleumder. [2]

Am 20. April 1836 wandte sich der Kleine Rat des katholischen Vororts — nachdem Aargau neuerdings um Intervention ersucht hatte — im Auftrag des Großen Rats neuerdings an den Bischof, um ihm die «unumstößlichen Staatsrechte» zu beweisen. [3] Das Schreiben beharrte auf der Ablehnung der geistlichen Immunität. Alle sogenannten Disziplinaria müssen unter die weltliche Gerichtsbarkeit fallen. Der Behauptung des Bischofs, die Geistlichen, welche die Aargauer Proklamation nicht verlasen, hätten sich keines Vergehens schuldig gemacht, stellte die Luzerner Regierung die Erklärung entgegen: «Wir können Ihnen nicht verhehlen, daß es Uns von einem vaterländischen Bischofe kaum gedenkbar schien, daß er es wagen würde, verschiedenen Untergerichten und sogar dem Obergerichte eines Schweizerkantons vorzuwerfen, ihre Beurteilungskraft und ihre Gerechtigkeitsliebe wäre von solcher Art, daß sie nicht zu unterscheiden verständen, was Vergehen wären oder nicht, und daß sie aus unlautern Beweggründen selbst Unschuldige bestrafen würden. ... Wir Unserseits würden Uns niemals vermessen, zweifelnd zu untersuchen, ob die verfassungsmäßigen Gerichte des Kantons Aargau nach den Gesetzen verfahren seien. ... Noch viel weniger möchten Wir, wenn es auch in Unserer Gewalt läge, der Vollziehung rechtskräftiger Urteile hemmend in den Weg treten

[1] «Der Gärtner; eine schweiz. allgemeine Kirchen- und Schulzeitung», 3. Jahrg. Nr. 25, 26. Das Blatt bezeichnete Salzmann als den «lieben, getreuen Kaplan» Roms, als schwachen Oberhirten, der «auf allen Seiten nach Palliativmitteln» greife, «mögen sie noch so erbärmlich sein.» — P. Grégoire Girard an Amrhyn, 13. Januar 1836: «Wollte Gott, daß in unsern Ratssälen viele solche Stimmen sich erhöben! ...» St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.

[2] «Waldstätterbote» vom 29. Februar 1836. — Ein Luzerner Korrespondent nannte Amrhyn im «Schweiz. Beobachter» (5. Jan. 1836) einen Junker und Freund der Finsternis. — Die «Allg. Schweizerzeitung» (Nr. 5, 1836) sagte, die Protokollerklärung sei «künstlich, mysteriös und bis zur gänzlichen Unverständlichkeit gewunden.»

[3] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12; «Allg. Kirchenztg.» 1837, Nr. 47 f. (Wortlaut).

und dadurch der Auflösung verfassungsmäßiger Ordnung und dem Greuel der Anarchie den Anstoß geben. ... Sie werfen den Gerichten des Kantons Aargau Eingriffe in das kirchliche Gebiet vor. ... Sollte diese Äußerung wirklich in den Gesinnungen E. b. Gn. begründet sein und demnach auf Ihre amtlichen Handlungen Einfluß ausüben, so müßten Wir an der Loyalität Ihres Ausspruchs, als drängen Sie nicht auf Anerkennung der geistlichen Immunität, gerechte Zweifel hegen. ... Wir müssen Ihnen offen gestehen, daß Wir von einer Sendung in die pfärrliche Gewalt, gleichsam als eine zur Priesterweihe neu hinzutretende sakramentalische Weihe, obwohl dem Glauben der katholischen Kirche zugetan, nichts wissen. ... Wenn der Bischof den Pfarrer wegen kirchlicher Mängel oder Verbrechen kanonisch absetzt, so steht dem Staate keine rechtliche Einsprache zu. Wenn der Staat den Pfarrer wegen weltlichen Mängeln oder Vergehen absetzt, so steht dem Bischof keine rechtliche Einsprache zu. Denn in beiden Fällen würde diese Einsprache eine Verletzung eines fremden Rechtsgebietes sein. ...» Weil sich der Bischof auf das päpstliche Belobungsschreiben vom 29. September berufen hatte, schrieb der Kleine Rat in sehr einseitiger Einstellung weiter: «Wir vermögen nicht einzusehen, wie es eine Schwächung kirchlicher Bande werden könne, wenn ein Bischof dasjenige leisten und erfüllen würde, was er dem Rechte des Staates, was er seiner heiligen Pflicht, was er dem Frieden des Vaterlandes schuldig ist, sollte er auch vorübergehend die Mißbilligung seines kirchlichen Oberhauptes auf sich ziehen. ... Wir geben Ihnen namens der Konferenz der Bistumsregierungen die feierliche Erklärung: daß Wir nicht aufhören werden, von E. b. Gn. die Leistung dieser Pflicht unter allen Umständen und allen feindseligen Einwirkungen gegenüber unabweisbar zu fordern. Wir werden nicht unterlassen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln darauf zu dringen, daß der Vollziehung richterlicher Urteile gegen Geistliche jedes Hindernis weggeräumt werden müsse. Wir fordern E. b. G. entschieden und bestimmt auf: die Wirksamkeit der richterlichen Einstellungs- und Absetzungsurteile gegen die betreffenden Geistlichen des Kantons Aargau nicht weiter zu hemmen, sondern nach vorausgegangener gehöriger Wahl an die Stelle der eingestellten Pfarrer Vikarien, an die Stelle der abgesetzten Pfarrer andere Pfarrer einzusetzen. ...» —

Auf diese ausführliche Darlegung des liberalen Standpunktes in den streitigen Punkten antwortete der Bischof am 1. Juni nach reiflicher Überlegung ebenso grundsätzlich: «Schon der doppelte Eid, der

mich bindet, erschwert meine Lage. ... Am guten Willen, mit gewissenhaftester Treue zu handeln, ließ ich es ... nicht mangeln und zog mir gerade dadurch, daß ich — meiner obhabenden Pflicht getreu — kein Parteigänger werden wollte, manchen hämischen Ausfall verschiedenfarbiger leidenschaftlicher Parteiblätter zu. — Eine zweite Erschwerung der zu erteilenden Antwort liegt in der Hochachtung und Ehrfurcht, welche ich schuldigermaßen sämtlichen h. Regierungen und also auch namentlich jener des Standes Aargau zolle, und die mich manches, was zu meiner Rechtfertigung angeführt werden könnte, mit Stillschweigen übergehen heißt. Ohne dann unangenehme Reminiszenzen auffrischen zu wollen, noch Sie lange durch Beweise der in der katholischen Kirche immer allgemein anerkannten Glaubenssätze von der heiligen Weihe und kirchlichen Sendung — vermöge deren ein jedesmaliger Kollator einer Pfründe im kanonischen Ausdruck zwar *präsentiert*, die vom Ordinariate aber zu erteilende *Institution*, welche von der sogenannten *Installation* wohl unterschieden werden muß, den wesentlichen Akt ausmacht — zu ermüden, erlaube ich mir noch einmal zu wiederholen, was ich unterm 30. Octobris 1835 den h. Konferenzialdeputierten mündlich und schriftlich zu eröffnen die Freiheit genommen hatte. ... Was den speziellen Fall betrifft, der zwischen dem h. Stande Aargau und ihm [dem Bischof] obschwebet, ist er so versichert, die Schranken seines amtlichen Wirkungskreises nicht überschritten zu haben, daß er kein Bedenken trägt, diese ganze Angelegenheit dem Gutachten einer katholischen theologischen Fakultät in Deutschland, Frankreich oder Italien (deren Wahl im beiderseitigen Einverständnis geschähe) zu unterlegen oder eine Synode des Bistums Basel zur Begutachtung der Sache abzuhalten oder den übrigen Bischöfen der Schweiz den Entscheid zu überlassen oder das eigentliche Oberhaupt der Kirche um seinen apostolischen Ausspruch anzusuchen. Das landeshoheitliche Proclam mußte — wie die gedruckte Schlußnahme lautet — von der Pfarrgeistlichkeit in der Kirche während dem vormittäglichen Gottesdienste verlesen werden — folglich in dem zum Gottesdienst eigens geweihten Tempel — und zwar weder *vor* noch *nach*, sondern *während*, das heißt *zwischen* dem Gottesdienste. Nun möchte ich fragen: Ist es einem Pfarrer erlaubt, ohne vorläufige Einfrage beim Ordinariate etwas *zwischen* den Gottesdienst einzuschalten? Im *bejahenden* Falle erhöbe sich sogleich die zweite Farge: Wie weit würde ein solcher Grundsatz — in seiner Allgemeinheit aufgefaßt und durchgeführt — führen? Folgerichtig und mit gleichem Rechte könnte sich ein Pfarrer

Einschaltungen sogar zwischen die Teile des hochheiligsten Meßopfers erlauben. Im *verneinenden* Falle aber frägt es sich: Wie kann dann der hochw. Klerus in dem, daß er vorläufig diese notwendige Anfrag[e] beim Ordinariate tat und erst hernach die einzuschaltende Verlesung vornahm, eines Fehlers bezüchtiget werden? Ob übrigens die bischöfliche Behörde zu dem, was in und unter dem Gottesdienst vorgehen sollte, etwas zu sagen habe oder nicht, bedarf gewiß keiner langen Erörterung. Obschon der Tempel die dem Bischofe vorzüglich angewiesene Stätte und der Gottesdienst ein rein kirchlicher Gegenstand ist, wie würde es dennoch die h. aargauische Regierung aufnehmen, wenn der Bischof ohne ihr Vorwissen eine kirchliche Proklamation auch nur vor oder nach, geschweige dann zwischen dem Gottesdienste verlesen ließe? Sollte für den Bischof nicht wenigstens in der Kirche so viel vindiziert werden dürfen, als der Staat in selber für sich beobachtet wissen will — kollegialisches Einverständnis? Der 13. Paragraph des 1. Abschnitts der aargauischen Staatsverfassung verspricht noch viel mehr: er sagt, daß die Ausübung des katholischen Gottesdienstes ganz unbeschränkt bleiben soll, also ganz frei, folglich auch durch keine Einschaltung heterogener Gegenstände gestört und gehemmt. ... - - Vielleicht ... begnügt sich die Großmut des aargauischen Standes mit der Strafe, welche die betreffenden Pfarrer nun ein volles Jahr gelitten haben und läßt Begnadigung eintreten. Finden Hochdieselben angemessen, daß der Bischof von Basel bei dem aargauischen h. Großen Rate eine Fürbitte einlege: mit Freude wird er es tun. Weit mehr aber als seine Fürbitte, vermag Hochdero gütige Vermittlung. ...[1]

(Fortsetzung folgt.)

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12.

Wyrsch, peintre d'histoire, ses tableaux d'autel, ses sujets religieux et de genre.

Par Georges BLONDEAU.

Le peintre de Buochs, qui est incontestablement le plus célèbre des portraitistes de la Suisse centrale et de la Franche-Comté, dans la deuxième moitié du XVIII^me siècle [1], doit être rangé parmi les bons peintres d'histoire qui ont travaillé dans ces deux pays, à la même époque.

S'il l'avait voulu, ou plutôt si les nécessités de la vie le lui avaient permis, Wyrsch aurait pu devenir également peintre de genre. Le petit tableau qu'il brossa en 1760, représentant un *Maître d'école avec ses élèves*, dans un intérieur villageois, dénote une étude approfondie des mœurs et des habitudes des paysans de l'Unterwald, au milieu desquels il avait passé sa jeunesse [2]. Sans avoir la maîtrise des Breugel,

[1] Dr Hilber, *Catalogue de l'Exposition des portraitistes de la Suisse centrale au XVIII^me et au commencement du XIX^me siècle.* Lucerne, 1928.

[2] Haut. 0 m. 41, larg. 0 m. 33. Toile dans un cadre à baguettes dorées. Inédit.

Dans un chalet en bois, dont l'une des poutres apparentes du plafond porte une applique d'étain avec sa chandelle, garni de meubles, de pots de terre et de cuivre, quatre personnages sont réunis autour d'une lourde table de chêne.

Le magister, vu de profil, avec de longs cheveux blancs sous un bonnet rond, est assis dans un fauteuil rustique. Au moyen d'une baguette tenue de la main droite, il fait lire, dans un gros livre placé sur la table, une petite fille debout et coiffée d'un bonnet blanc, qui est placée à sa droite. A côté de celle-ci, un garçonnet se penche avec attention sur le livre ouvert ; tous deux sont vus de face. A l'extrémité gauche de la table, une autre fillette, aux cheveux ondulés et flottants, vêtue d'un tablier blanc sur une robe ornée d'une collerette, et vue de profil debout, lit dans un livre qu'elle tient de la main gauche, devant un écritoire.

Au premier plan, on voit une malle fermée supportant une écuelle et autour, des papiers, des livres et un pichet renversé sur le sol. Tout à fait à droite, les écoliers ont laissé sur le plancher une balle multicolore, avec laquelle ils avaient joué durant la récréation qui a précédé la leçon du recteur.

On lit au dos de ce tableautin, qui appartient à M. Aschwanden, à Zoug, les mots suivants, tracés par le peintre : *Wyrsch, pinx*(it), 1760.

de Teniers et de Chardin, cette peinture prouve que l'artiste pouvait réussir dans les scènes de genre. Mais les peintures d'intérieur et les natures-mortes n'étaient plus guère à la mode au XVIII[me] siècle, alors que le portrait était en pleine vogue. L'artiste suivit donc la voie que lui traçait naturellement son goût et ses intérêts.

Nous avons dit auparavant les raisons pour lesquelles Melchior Wyrsch, né portraitiste et élève d'artistes décorateurs, devint aussi et rapidement peintre d'histoire religieuse [1]. De son voyage en Italie, il avait rapporté le goût et la technique des scènes de genre et des compositions classiques. Durant toute sa carrière artistique, son pinceau s'inspira de celui de Caravage et quelque peu de celui de Ribeira, dont la force d'expression et le coloris du clair-obscur plaisaient à son tempérament. Il suivit les traditions sévères et scientifiques des Ecoles, parce qu'il n'était pas doué d'une imagination très fertile en inventions ; mais il ne copia jamais. Il raisonna froidement son art, en poussa l'honnêteté jusqu'aux dernières limites et resta toujours lui-même. « Sa façon de voir la nature, dit Francis Wey, est un peu flamande ; il la peint d'une main italienne, avec une palette plus riche que celle des Bolonais et il l'ajuste avec un tour d'esprit français [2]. »

Il est curieux de constater que Wyrsch, qui fut l'élève du gracieux Gaetano Lapi, dans un siècle où la mode était aux peintures d'allégories et de scènes de convention, n'a traité aucun sujet mythologique. L'instruction rudimentaire qu'il avait reçue du curé de son village lui avait laissé ignorer toute la littérature grecque et latine. Les quelques notions qu'il possédait de la langue de Tacite et de Tite-Live, il les avait puisées dans le livre des Evangiles et la Vie des Saints. Ses convictions profondément catholiques et l'austérité des principes religieux et moraux qu'il tenait de sa famille, l'empêchèrent de chercher à reproduire, sur la toile, des idéologies profanes ou des abstractions métaphysiques, où son esprit pratique ne pouvait que s'égarer. Il sut se contenter de ce qu'il connaissait depuis son enfance et de l'adapter sans efforts à son talent, avec un amour profond de la nature et une originalité personnelle. C'est ainsi qu'il trouva la presque totalité des sujets de ses compositions historiques dans les récits du Nouveau-

[1] *Wyrsch, peintre d'histoire, ses Christs en croix et au tombeau. — Revue d'histoire ecclésiastique suisse*, 1927.

[2] *Melchior Wyrsch et les peintres bisontins. — Mémoires de la Société d'Emulation du Doubs*, 1861, p. 37.

Testament et, à la fin de sa carrière, quelques-uns seulement empruntés aux traditions bibliques.

On ne connaît aucun tableau religieux ou d'histoire qui ait été peint par le jeune artiste de l'Unterwald avant son retour d'Italie en 1754. On sait qu'il en rapporta quantité de dessins et d'esquisses d'après des sujets religieux peints par les grands maîtres de la Renaissance.

De la fin de cette année, nous avons signalé un *saint Pierre, apôtre* et une *sainte Madeleine*, dans le genre classique. Son premier tableau d'autel connu, portant la même date, se trouve dans l'église de Wissemberg ; il représente *saint Joseph et l'Enfant Jésus*. L'année suivante (1755) Wyrsch reçut, pour une chapelle de l'église de son village natal, une commande dont la réalisation du sujet était susceptible de conduire à un échec un artiste déjà mûri par l'expérience : *Les quatorze saints protecteurs*. Notre peintre de 24 ans ne réussit point à vaincre la difficulté de grouper, sur une toile en hauteur et de dimensions restreintes, un nombre aussi important de personnages, avec leurs attributs distinctifs les plus variés. Cependant sa Madone, avec le bambino, qui dominent cette assemblée de saints et de saintes de tous les mois du calendrier, réunis par la fantaisie ou la piété du donateur, sont d'un style élégant.

Le *saint Jean-Népomucène*, également dans l'église de Wissemberg, porte la date de 1757 ; la *Fuite en Egypte*, du musée de Stans, celle de 1759. Le *saint Antoine de Padoue* et le *saint Louis de Gonzague*, qui appartiennent à Mme veuve Nager-Schmidt à Lucerne, paraissent contemporains du *saint Aloys*, propriété du Dr Amberg à Lucerne, daté de 1761. Ces tableaux sont, pour ainsi dire, des portraits fictifs, où le talent du portraitiste a suivi la tradition classique et religieuse. Le *bienheureux Vendelin* et la *mort de saint François-Xavier* [1], portant

[1] Le saint, vêtu d'une robe et d'un collet de drap noir, sur une chemise blanche, est couché, de gauche à droite, sur une natte de roseaux tressés, dont la partie supérieure, enroulée et placée sur un rocher à gauche, soutient la tête du moribond. La figure émaciée du saint missionnaire est encadrée d'une barbe et d'une chevelure brunes. Les mains, tenant un grand crucifix, et les pieds nus sont soigneusement dessinés. Du même côté, se trouvent un livre ouvert et un bâton ; par derrière, les débris d'une hutte en bois.

Les regards de saint François-Xavier sont dirigés vers le ciel où, dans une éclaircie des nuages, planent trois têtes d'angelots ailés qui regardent le mourant. Au dernier plan, à droite, sur les flots de la mer qui baignent les rives de l'île Sanzion, se balance une galère à trois mâts. On lit au dos de la toile : *Wyrsch, pin*(xit), 1761.

la même date, sont déjà des tableaux d'histoire où l'on remarque le soin d'une composition ordonnée. Nous pouvons signaler en outre une *Madone* appartenant à M. Felber, de Zurich, et une *Vierge entourée d'anges*, qui est la propriété du docteur Pestalozzi-Pfyffer, à Zug, et dont la date est de 1761 [1].

L'année suivante (1762) Wyrsch traita, avec une hardiesse et une originalité remarquables, un sujet que n'avait encore abordé aucun peintre, à notre connaissance : *La guérison de saint Peregrin par Jésus-Christ crucifié*. Dans cette toile curieuse, de même que dans le *saint Benoît roulé dans les épines*, peint à la même époque, on ne retrouve aucune des traditions de l'école classique, que l'on voit très apparentes dans les tableaux d'histoire suivants : *saint Antoine et l'Enfant Jésus, saint Michel* [2] *terrassant Lucifer, Mater Dolorosa, saint Jean au pied de la Croix*, et l'ovale de *saint François-Xavier*, les premiers datés de 1763, et les autres paraissant avoir été peints peu de temps après.

Les mêmes remarques s'appliquent aux quatre portraits fictifs de saints qui décorent l'église conventuelle des capucins de Schupfheim : *saint Antoine, saint François d'Assise, saint Fidèle* et le *frère Félix de Cantalice*. Il en est de même du *saint Joseph présentant une pomme à l'Enfant Jésus*, de l'évêché de Soleure. Tous ces tableaux, du genre classique et conventionnel, portent la date de 1764. *L'Ecce Homo*, d'un beau dessin académique, à l'abbaye d'Einsiedeln, dont Wyrsch fit hommage à son beau-frère, alors religieux de ce monastère, procède du même principe.

Il faut arriver à l'année 1765 pour trouver le premier tableau d'autel de grandes dimensions, commandé au maître de Buochs : *L'Assomption de la Vierge*, qui décore l'église de Hochdorf, est « remarquable par la belle composition du sujet et l'heureux équilibre de chacun des groupes formé par les divers personnages : au centre la Vierge, dans son ascension triomphale, les anges qui l'escortent vers la Trinité placée dans la hauteur des nuées célestes ».

Ces peintures ont fait, de notre part, l'objet d'une description et d'une étude spéciales à chacune d'elles, dans nos articles : *Les œuvres*

[1] Haut. 0 m. 72, larg. 0 m. 55. Toile. Inédit.

La Vierge, vêtue d'une robe blanche et d'un manteau bleu, est entourée d'anges et de têtes d'angelots ailés.

Cette toile porte au verso : *M*(elchior) *Wyrsch, in*(venit), *pinxit, 1761.*

[2] Ce grand tableau porte la notice : *M*(elchior) *Wyrsch subsilvanus pinxit 1763.*

de jeunesse du peintre Melchior Wyrsch, et *les œuvres du peintre Melchior Wyrsch de 1760 à 1765* [1]. Elles représentent le résultat des recherches des premiers historiographes du maître de Buochs, des savants travaux d'érudition artistique du chanoine Amberg, [2] et des nôtres durant de longues années [3]. Elles ne sont cependant qu'une partie des tableaux d'histoire religieuse que notre artiste exécuta au cours de sa vie errante dans les cantons de la Suisse centrale. Beaucoup d'autres doivent être conservées dans les églises paroissiales ou chapelles monastiques, ainsi que dans les collections particulières, où elles restent ignorées. Cependant les peintures de ce genre, déjà connues, donnent une idée exacte des qualités dominantes du jeune artiste : la correction du dessin poussée au plus haut point, la science de la décoration, la puissance et souvent l'harmonie du coloris. Les hésitations des premiers débuts sont allées en s'atténuant progressivement, grâce au travail d'observation et à l'honnêteté morale d'un artiste que l'on voit parcourir sans faiblesses la carrière difficile de la peinture d'histoire. Les progrès réalisés sont frappants, pour ainsi dire d'année en année. Bientôt nous le verrons acquérir la pleine maîtrise de son art.

La *Revue d'histoire ecclésiastique suisse* a publié, en 1927, notre article : *Wyrsch peintre d'histoire, ses Christs en croix et au tombeau.* Nous y avons étudié et analysé les nombreuses peintures dans lesquelles le peintre de Buochs a représenté les scènes du Calvaire, du Golgotha et du jardin de Joseph d'Arimathie. Les crucifix, les Christs en croix avec la Vierge douloureuse, la pécheresse Madeleine et le disciple bien-aimé, les chemins de croix, que Wyrsch brossa durant les quinze premières années de sa vie artistique, forment un ensemble imposant dans son œuvre comme peintre d'histoire ; nous n'y reviendrons pas [4].

* * *

[1] *Indicateur d'antiquités suisses*, Zurich, 1927 et 1928.

[2] *Maler Wyrsch* et article dans le *Schweizerisches Künstler Lexikon.*

[3] *L'Œuvre de Wyrsch. — Mémoires de la Société d'Emulation du Doubs*, 1927.

[4] Nous nous contentons de signaler en plus 1° Le *Chemin de croix* qui se trouve dans l'église conventuelle des capucins, à Olten (rectangulaire de 0,61 cm. de haut sur 0,79 de large) attribué à Wyrsch, mais qui ne porte aucune signature. 2° Le *Chemin de croix* qui orne l'église du couvent du même Ordre, à Lucerne (ovale de 68 cm. de haut sur 83 cm. de large) et qui est signé : *J*(ohann) *M*(elchior) *Wyrsch pinx*(it), 1763.

Durant son séjour de trois années (1765-1768) à Soleure, Wyrsch peignit plusieurs tableaux et lunettes d'autel destinés aux églises et chapelles de ce canton et de la région environnante.

Le musée des Beaux-Arts de cette ville renferme une lunette d'autel : *saint Jean et saint Nicolas*, qui ornait autrefois l'ancienne chapelle de l'établissement thermal d'Attisholz, où fut découverte la célèbre Madone d'Hans Holbein. La belle ordonnance du sujet, le dessin en raccourci des personnages et la fraîcheur du coloris font, de cette peinture, une œuvre intéressante. Le musée historique de Soleure possède deux panneaux découpés, représentant des *Anges agenouillés* qui servirent d'ornementation à un reposoir ou à un autel. Le peintre a déployé, dans l'exécution de ces figures orantes, les qualités de décorateur qu'il tenait des leçons reçues de ses deux premiers professeurs. Le *saint Sébastien*, placé dans la réserve du même dépôt à cause de sa détérioration, est attribué au pinceau de notre artiste, mais sans garantie d'authencité [1].

Les quatre toiles qui précèdent ne sont pas datées ; elles paraissent à peu près contemporaines des trois suivantes, qui portent la date de 1767 : *La mort de saint François*, la *Vierge Marie* et *saint Jean l'Evangéliste*. Ces peintures se trouvent dans les couvents des capucins de Lucerne et de Soleure. Les deux dernières, d'un puissant effet décoratif, accompagnent, dans le réfectoire du monastère soleurois, un grand crucifix et forment, avec lui, une sorte de triptyque représentant la tragédie du Golgotha [2].

Nous avons étudié, dans ses détails, le tableau qui est placé au dessus de l'autel, dans la chapelle du château de Steinbrugg, près de Soleure, actuellement affecté à un séminaire diocésain. *La prédication de saint Jean-Baptiste* fut composée par Wyrsch, en 1768, suivant les traditions de l'Ecole italienne du XVII^me^ siècle, dont l'artiste s'était inspiré au cours de son voyage à Rome et à Naples. Si l'on trouve, dans certains groupes de personnages réunis sur cette toile, l'inspiration du classicisme et de Caravage, la note personnelle du peintre de la réalité, qu'était Wyrsch, se distingue nettement dans d'autres parties du sujet [3].

La renommée du peintre de l'Unterwald, comme portraitiste,

[1] Cf. notre article : *Le peintre Wyrsch, à Soleure*, 1765-1768. — *Indicateur d'antiquités suisses*, 1929.

[2] *Wyrsch, à Soleure, opere citato.*

[3] *Ibidem.*

répandue dans la haute société soleuroise, lui attira, comme peintre d'histoire religieuse, la clientèle de ses modèles. Urs Joseph Christophe Brunner, bailli de Thierstein, et sa femme Marie Ursule Tscharandi, dont il avait brossé deux bons portraits en 1767, lui commandèrent un ex-voto pour l'église de Busserach. C'était là un pieux souvenir que les donateurs désiraient laisser dans la paroisse du bailliage, au moment de leur départ pour une nouvelle résidence. *La mort de saint Joseph* « se distingue moins par l'harmonie des couleurs que par la bonne disposition des personnages et le soin minutieux des détails poussé jusqu'au réalisme ». Si l'ensemble respecte les formules classiques et conventionnelles de l'Ecole, il laisse cependant apparaître la manière et l'inspiration propres au talent de notre artiste [1]. La lunette, qui surmonte ce tableau d'autel, est composée dans un coloris agréable. Elle fait voir un *saint Maurice* sous les traits d'un soldat romain, tel que la tradition, plus fantaisiste qu'érudite de cette époque, comprenait les guerriers des derniers Césars [2].

[1] Haut. 2 m. 05, larg. 1 m. 10. Toile dans un cadre au cintre arrondi, avec deux ressauts convexes.

Saint Joseph, dont le visage a déjà l'aspect cadavérique, est couché au centre, face au spectateur, sur un matelas blanc à rayures bleues. Une couverture jaune, placée sur lui, laisse ses pieds apparents ; il est vêtu d'une chemise en toile blanche, la main droite étendue sur le repli du drap. Le moribond regarde Jésus-Christ, vu debout et en pied à gauche, qui lui montre de l'index de la main gauche, le ciel entr'ouvert. Le Christ paraît âgé de 25 à 30 ans ; il a la barbe et les cheveux roux, et porte une robe bleue, sous un manteau rouge.

Sur la droite, est assise la Vierge éplorée ; elle est vêtue d'une robe bleu-foncé, d'un manteau et d'un voile jaunes. Sa tête s'appuie sur la main droite ; de la main gauche, elle serre le poignet du moribond, dont la main gauche pend inerte.

En haut, dans les nuages, et entouré de têtes d'angelots ailés, le Père éternel est vu à mi-corps, les bras ouverts. A sa gauche, un ange adulte, soutient le globe céleste, peint en bleu. A sa droite, un petit ange nu tient, dans la main droite, une tige de lys et, de la gauche, un triangle au centre duquel vole la colombe représentant le Saint-Esprit.

Au premier plan, on remarque une table recouverte d'un tapis bleu où se trouvent une écuelle d'étain et un rabot duquel s'échappent des copeaux de bois. En bas, devant la table, à droite, une hache est fichée dans une poutre de bois sur laquelle on lit : *Johan*(n) *Melch*(ior) *Jos*(eph) *Wyrsch subsilvanus invenit pinxit 1768.* Egalement en bas de la toile et à droite, sont peints deux blasons ovales, avec la notice : *Herr Urs Joseph Benedict Christof Brunner Landvogt zu Thierstein von A*(nn)*o 1761 bis A*(nn)*o 1767. Fr*(au) *Maria Ursula Tscharandi sein Ehegemalin.* — Hartmann. *Galerie des Suisses célèbres des temps modernes,* Baden 1868. — Rahn. *Die mittelalterlichen Kunstdenkmaler des Kantons Solothurn,* Zurich, 1893.

[2] Haut. 1 m. 50, larg. 1 m. 10. Toile dans un décor de boiserie de forme trapézoïdale, avec fronton arrondi et montants incurvés.

Le saint est vu en pied, assis de $^3/_4$ à droite, la tête de face. Armé à l'antique

L'autel latéral gauche de la même église est orné de deux toiles qui sont attribuées par Hartmann au peintre de Buochs et auxquelles une restauration malhabile a enlevé la signature, la date et la notice de l'ex-voto. Le tableau principal, appelé *La Madone*, est une réplique réduite et partielle de l'*Assomption* que Wyrsch avait peinte trois années auparavant, pour l'église de Hochdorf. Il est difficile d'y retrouver les qualités distinctives du talent de son auteur [1].

La lunette de cet autel est d'une composition défectueuse, sans goût ni caractère. Hartmann l'attribue également à Wyrsch, quoiqu'elle ne soit ni datée ni signée. L'artiste, chargé de représenter ici *Les cinq Plaies du Christ*, a suivi une inspiration peu heureuse et même quelque peu macabre dans son originalité [2].

Hartmann et Rahn, [3] attribuent encore au peintre de l'Unterwald les tableaux qui surmontent le maitre-autel de l'église de Busserach. Le *Triomphe de saint Pierre* ne porte plus de date ni de signature, depuis que la partie inférieure de la toile a été rognée afin de permettre de la placer sur un tabernacle moderne. Sa composition manque d'équilibre et de force, son coloris est un peu terne [4]. La lunette, qui le

et enveloppé dans un manteau rouge ponceau, sous une cuirasse de soldat romain, il porte un casque moyennageux en acier, empanaché de plumes blanches et rouges. Sa main droite tient un glaive, le bras appuyé sur un bouclier. — HARTMANN, *op. cit.*

[1] Haut. 2 m. 05, larg. 1 m. 10. Toile dans un cadre doré, au cintre arrondi avec deux ressauts incurvés.

La Vierge, vue de face et à mi-jambes, est portée dans les nuages par des anges. Elle est vêtue d'une robe blanche, d'un manteau bleu et d'un voile blanc. Ses mains sont jointes, ses yeux levés au ciel inondé de lumière, où planent des têtes d'angelots ailés.

A droite, un ange adulte, en extase, les deux bras croisés sur la poitrine, contemple la Vierge. En bas, au premier plan, sous les nuages, on voit un tombeau entr'ouvert et vide.

Ce tableau passe pour avoir été offert à l'église par un baron de Thierstein. — HARTMANN, *op. cit.*

[2] Haut. 1 m. 50, larg. 1 m. 20. Toile dans un cadre en forme de trapèze, avec fronton et coins incurvés.

Le fond du tableau est entièrement occupé par des nuages desquels émergent, en haut, deux mains ouvertes, avec les stigmates, et en bas, deux pieds portant les blessures produites par les clous du supplice. Ces quatre membres, qui paraissent sectionnés, entourent un cœur transpercé et sanglant. A droite et à gauche, on voit deux têtes de chérubins ailés et, en haut, un groupe d'angelots planant dans les nues.

[3] *Operibus citatis.*

[4] Haut. 2 m. 40, larg. 1 m. 20. Toile dans un cadre au cintre arrondi et incurvé sur les côtés.

Le Prince des apôtres est vu de face et en pied, dans une robe blanche et

surmonte, est d'une valeur artistique bien supérieure. L'anatomie du *saint Jérome* [1] est bien étudiée, dans une pâte vigoureuse et un dessin académique des plus soignés. Cette bonne peinture ne porte ni date, ni signature ; mais son attribution à Wyrsch est certaine, et son exécution se place à la même époque que la *Mort de saint Joseph*, c'est-à-dire vers 1768.

Le premier des historiographes de Wyrsch qui ait signalé ses peintures d'histoire religieuse de la période soleuroise, Hartmann, indique, dans l'église de Luterbach, un tableau qui se trouve en réalité au-dessus du maître-autel de l'église paroissiale de Fulenbach : *La lapidation de saint Etienne*. Cette toile, d'une composition classique et de grand style, offre dans son coloris audacieux, des oppositions et un brillant que n'ont point les tableaux précédents. La chasuble bleu de roy du saint martyr ressort en pleine lumière sur les vêtements sombres de ses bourreaux. A première vue, on serait tenté de reporter l'exécution de cette peinture à plusieurs années plus tard, c'est-à-dire à la période bisontine du plein épanouissement du talent de Wyrsch [2].

* * *

un grand manteau jaune. Il s'élève dans les nuages, les yeux levés vers le ciel entr'ouvert dans une échappée de lumière. Sa main droite est appuyée sur un tabernacle, en forme de temple antique, surmonté d'une hostie.

Au premier plan, à gauche, un ange adulte, tient la croix ; à côté de lui se trouvent les deux clefs allégoriques et la tiare papale. A droite, un chérubin ailé et vêtu de rose, montre le ciel. En haut, dans les nuages, voltigent deux têtes de petits angelots ailés.

[1] Haut. 1 m. 55, larg. 1 m. 10. Toile dans un cadre semblable à ceux des lunettes précédentes.

Le saint ermite, le torse nu et la partie inférieure du corps drapée dans un manteau rouge, est assis, dans une caverne ; sur un rocher, près de lui, on voit une tête de mort squelettique et un rouleau de parchemin.

Saint Jérôme, sous les traits d'un vieillard à barbe grise, le crâne presque chauve, et vu de face, regarde vers la lumière du ciel qui s'infiltre à travers les anfractuosités de la grotte, éclairant une trompette, suspendue dans les airs, de laquelle s'échappent des rayons lumineux figurant des voix célestes.

[2] Haut. 2 m. 60, larg. 1 m. 42. Toile dans un cadre rectangulaire en bois doré, à larges baguettes, sans fronton, ni sculptures.

Saint Etienne, vêtu d'une robe de lin blanc et d'une chasuble bleu de roy damassée d'or, est vu en pied, de $^3/_4$ à droite, le genou gauche fléchi vers le sol. Sa figure pâle, encadrée de cheveux bruns, est auréolée, son regard dirigé vers le ciel. Le bras droit est levé, la main ouverte ; le bras gauche, portant un manipule de la même étoffe que la chasuble, est replié, la main appuyée sur la poitrine. En haut, à droite, un ange adulte, vêtu d'une robe jaune et

En quittant Soleure, à l'automne de 1768 pour aller se fixer à Besançon, Melchior Wyrsch passa par le Valais, où il peignit plusieurs portraits pour la famille de Courten ainsi que pour les officiers du régiment de ce nom au service de France. La petite chapelle que le général Pancrace de Courten fit construire à côté de sa résidence d'été au hameau de Vercorin, non loin de Sierre, renferme un superbe tableau d'autel d'une inspiration religieuse très élevée : *Saint Louis déposant la couronne d'épines dans la Sainte-Chapelle.* Cette toile n'est ni datée, ni signée. Si son attribution à Wyrsch est vérifiée, l'époque de son exécution doit être reportée à une dizaine d'années après le passage de Wyrsch dans le Valais [1].

Durant les deux premières années de son séjour à Besançon, le peintre de Buochs semble n'avoir brossé que des portraits [2]. Le premier tableau d'histoire qui paraît être sorti de son atelier de la place St-Quentin, à Besançon, et qui se trouve au musée des Beaux-Arts de cette ville, est *La Jeunesse de la Vierge.* Cette toile, dont la partie supérieure était cintrée, a été rentoilée sur un châssis rectangulaire. Elle décorait, dit-on, la chapelle du couvent de la Visitation de cette ville, supprimé au moment de la Révolution française. Certains critiques d'art lui reprochent sa couleur un peu terne, laquelle provient peut-être de sa restauration, ainsi que le réalisme des détails de la

d'un manteau bleu, descend des nues pour poser sur la tête du martyr une couronne de lauriers.

Au second plan, vers la droite, un homme barbu, à la peau bronzée, est debout. Sa nudité est cachée par une courte tunique rouge, drapée sur les hanches ; une bande d'étoffe blanche enserre sa tête et s'enroule autour de son épaule. Ses deux bras sont levés, tenant en mains une énorme pierre qu'il s'apprête à jeter sur la poitrine du saint. Derrière lui, un soldat également debout, casqué et cuirassé de fer, se dispose à lancer une autre pierre contre le diacre martyr.

Au premier plan, à côté de gros cailloux répandus sur le sol, est assis un jeune homme, à demi-nu, la partie inférieure du corps dissimulée par un morceau d'étoffe violette et jaune clair. Il regarde le saint et, la bouche ouverte, semble lui jeter des injures à la face.

Au deuxième plan, à gauche, derrière saint Etienne, un troisième individu, à peine visible dans l'ombre, ramasse une pierre sur le sol.

Le bas de la toile étant détérioré, il n'est plus possible de lire avec certitude la date et la signature. A gauche, on remarque un écu, de forme germanique, portant : *de gueules à la bande chevronnée d'or et de sable.*

[1] Cf. notre étude manuscrite : *Portraits d'officiers valaisans, peints par Wyrsch.*

[2] G. Blondeau. *Le peintre Wyrsch à Besançon, la date de son arrivée, ses premières œuvres comtoises. — Mémoires de la Société d'Emulation du Doubs,* 1928.

vie familiale qu'elle représente [1]. Nous pensons au contraire, que Wyrsch, qui ne visait point au mysticisme, eut le souci de traduire avec exactitude l'intérieur modeste des parents de Marie et qu'on peut louer la probité professionnelle de l'artiste lorsqu'il ne cherche point à idéaliser son sujet. Dans tous les cas, les connaisseurs s'accordent à reconnaître, dans cette œuvre, la belle ordonnance des personnages, la pose gracieuse de la petite Vierge et l'expression naturelle des visages et de l'attitude des deux vieillards, saint Joachin et sainte Anne [2].

On ne saurait faire les mêmes remarques au sujet d'un autre tableau peint par Wyrsch l'année suivante (1771) ,également conservé au musée de Besançon. *La Nativité de Jésus-Christ* est une composition médiocre dont la banalité ne dépasse pas celle qu'on rencontre fréquemment

[1] Le comte Clément de Ris, dont le romantisme pédant qualifie de gothiques certains chefs-d'œuvre du XVIII^me^ siècle, taxe ce tableau et le suivant « d'honnêtes productions d'un honnête professeur de dessin ». — *Les musées de province*, 1861, tome II, p. 51.

[2] Haut. 1 m. 54, larg. 1 m. 02. Toile n° 501 du catalogue, fonds primitif du musée.

Les parents de la Vierge sont vus en pied, de face, assis l'un et l'autre au premier plan, et auréolés.

Sainte Anne, dont la figure ridée est entourée d'un voile vert qui dissimule partiellement ses cheveux gris, est placée à gauche. Son cou maigre est dégagé par l'échancrure d'une robe rouge sous un manteau jaune foncé.

Sur son genou gauche, est placé un coussin recouvert d'une étoffe grossière à carreaux blancs et bleus, où est assise la Vierge. Celle-ci porte une robe de toile blanche, serrée à la taille par un ruban noué bleu-Nattier ; ses cheveux blonds sont relevés sur le haut de la tête ; son cou, ses avant-bras et ses pieds sont nus. La figure de Marie est celle d'une jolie fillette de quatre à cinq ans, vue de $^3/_4$ à droite ; elle regarde son père et saisit, de la main gauche, une pomme que celui-ci lui présente.

Saint Joachim est représenté sous les traits d'un vieillard à la figure rude et basannée de $^3/_4$ à gauche, encadrée par un collier de barbe blanche, le front chauve, les cheveux blancs et rares sur les tempes. De sa main gauche, il tend à Marie le fruit de l'arbre de la science du bien et du mal. Il porte une robe de bure brune, des bas et des chaussures grises. A côté de lui se trouve une table recouverte d'un tapis vert.

Dans les nues, au-dessus de cette scène, plane un angelot ailé qui semble parler à l'oreille de la Vierge ; plus haut, un ange adulte, vu à mi-corps dans une robe blanche, supporte au-dessus de Marie une couronne d'étoiles blanches et une tige de lis.

Le rentoilage de cette peinture porte au dos, en écriture moderne : *Ce tableau a été peint par Wyrsch, en 1770.* Cette notice a été inspirée vraisemblablement par l'inscription, aujourd'hui disparue, qui se trouve au revers de la toile primitive. — Castan. *Inventaire des richesses d'art de la France. Musées de Besançon*, p. 104.

dans certaines peintures, fabriquées en série, par des peintres habitués à satisfaire à bon compte une clientèle de fidèles peu amateurs d'art.

La Nativité de la Vierge, peinte la même année, est conçue dans le style rigoureusement classique de l'époque [2]. Wyrsch n'a pas essayé de traduire cette scène avec la même originalité et la même réalité que dans la *Jeunesse de la Vierge*. Sa composition est bien ordonnée, son coloris agréable, son dessin soigné. L'église paroissiale de Vaux, près Pontarlier, qui renferme ce tableau, placé au-dessus du maître-autel, possède également un *saint Ambroise* que Castan attribue aussi

[1] Haut. 0 m. 73, larg. 0 m. 56. Toile dans un riche cadre doré et sculpté, avec coquilles et motifs de décoration de l'époque Louis XV. N° 502 du catalogue, fonds primitif.

Au centre, le bambino, enveloppé de quelques langes, est couché dans un panier d'osier, à terre ; l'âne, placé derrière le nouveau-né, le réchauffe de son haleine. La Vierge, à genoux vers la droite, vêtue d'une robe rouge et d'un manteau bleu, lève les deux bras, comme pour protéger l'enfant, dans un geste un peu théâtral. Derrière elle saint Joseph, portant une robe vert bleu et un manteau brun, est debout, les mains jointes, à côté d'un bœuf couché sur le sol.

A gauche, se trouvent trois bergers, deux agenouillés, en adoration, portant des sarreaux et pantalons verts ; le troisième, debout au deuxième plan, est vêtu d'un gilet jaune à manches rouges. Au premier plan, devant le berceau, est couché un agneau blanc endormi.

En haut de la scène, l'obscurité de l'étable est percée d'une éclaircie de lumière où apparaît le Père éternel, vêtu d'une robe blanche et d'un manteau jaune, portant un sceptre et un globe. Il est accompagné de deux jeunes anges ailés qui tiennent une banderole portant ces mots : *Gloria in excelsis Deo et in tera* (sic).

Au dos de la toile, que son mauvais état de conservation a fait placer dans la réserve du musée, on lit : *Peint par Wyrsch, 1771.* — Castan. *Op. cit.*

[2] Haut. 2 m. 35, larg. 1 m. 60. Toile dans un cadre doré, dont le milieu du côté supérieur est cintré.

Au premier plan, une servante, assise dans un fauteuil, tient sur ses genoux et contemple le nouveau-né, représentant la Vierge Marie enveloppée dans les langes. Devant elle, se tient debout saint Joachim qui, de la main droite, désigne l'enfant et, le regard au ciel, semble l'offrir à Dieu. A côté, une femme à genoux, tient un rouleau de parchemin des Saintes Ecritures. Une autre servante, accroupie devant la flamme du foyer, fait sécher des linges.

Au deuxième plan, sainte Anne est couchée dans son lit, les mains jointes, les yeux levés au ciel, dans l'attitude de la prière.

En haut, dans les nuages, un groupe d'anges et d'angelots. L'un d'eux, adulte et ailé, tient suspendue une couronne d'étoiles au-dessus de la petite Vierge ; un autre présente une tige de lis ; un troisième une couronne de roses. Sous le cintre est inscrit le monogramme de la Vierge : A. M., en lettres capitales entrelacées. En bas et à gauche, on lit : *Wyrsch inv*(enit) *pinx*(it) *A*(nn)*o 1771.* — Castan. *L'ancienne Ecole de peinture et de sculpture de Besançon. — Mémoires de la Société d'Emulation de Besançon, 1888.*

à Wyrsch. Mais l'état de détérioration de cette toile est tel qu'il n'est plus permis de répondre de l'authenticité de son attribution [1].

Francis Wey, le premier des historiographes français de Wyrsch, qui découvrit, dans le paisible monastère des Clarisses de Poligny, le grand tableau, jusqu'alors ignoré, de *l'Apothéose de Sainte Colette* [2] en fait le plus vif éloge. Nous ne pouvons que lui laisser la parole :

« Dans un couvent du Jura, chez les Clarisses de Poligny, où j'étais entré par hasard, j'ai eu l'occason de constater, dans un seul et même tableau, la distance qui sépare, des inventions de l'artiste, la vie réelle, et de reconnaître la puissance des qualités inhérentes à la vocation du portrait. La toile, absolument inconnue, que je vais décrire, se rattache d'une manière directe à cette notice ; c'est un cadre presque carré

[1] Haut. 1 m. 50, larg. 1 m. 20. Toile sans cadre.

Le grand Docteur de l'Eglise est en prières, à genoux, dans une grotte, vu de profil, les mains jointes devant un crucifix placé sur un rocher, à côté d'un livre ouvert. Sur le sol se trouvent une mitre et une crosse épiscopales. Un rayon de lumière descend sur le visage du saint. Par l'entrée de la grotte, on aperçoit un paysage sauvage et accidenté, dont l'éclairage intense forme contraste avec la demi-obscurité de l'ermitage.

Cette toile a été placée dans une dépendance de l'église ; elle n'est ni datée ni signée. — Castan. *Op. cit.* — J. Amberg. *Schweizerisches Künstler Lexikon.*

[2] Haut. 2 m. 70, larg. 2 m. 40. Toile dans un cadre rectangulaire, peint en gris-noir, avec filets dorés. Elle est placée actuellement contre le mur de la chapelle opposé à celui de l'autel, directement au-dessous du cintre ogival de la voûte et surmonte la grille en bois de la clôture qui sépare la partie de la nef réservée au public de la tribune des religieuses. Son élévation au-dessus du sol rend difficile l'examen des détails de la peinture.

La sainte, vue en pied et de face, porte un costume et un voile noirs, avec collerette et sous-voile blancs. Elle tient une tige de lis dans la main droite ; les doigts de la main gauche ouverte sont d'une grande finesse de dessin.

L'ange adulte du premier plan à droite, habillé en jaune, est à genoux. Sur les pages du livre qu'il tient, on lit : *Constitutiones Sanctae Colettae.* Derrière lui, un autre ange, vêtu d'une robe rose, désigne du doigt le ciel entr'ouvert. L'ange de gauche, qui tient dans la main droite la crosse de l'abbesse, est habillé en bleu. Au-dessus, au second plan, deux autres anges planent dans les airs, l'un portant une couronne de fleurs.

En bas et à gauche du dernier plan, dans une éclaircie sous les nuages, on aperçoit la ville et le clocher de l'église de Poligny, une colline avec un ermitage et plus loin le monastère des Clarisses ; enfin, tout au coin de la toile, un arc de triomphe romain à côté des ruines d'un temple antique.

A la partie inférieure du cadre, a été fixé un cartouche ovale, inscrit dans un panneau de forme triangulaire aux côtés arrondis et ornés de motifs de sculpture et d'une coquille Louis XV, à la pointe du panneau tournée vers le bas. On lit sur le cartouche, en lettres dorées : *Ste Colette abbesse de l'Ordre de Ste Claire. Réformatrice générale de tous ses monastères. Fondatrice, en 1415, de celui de Poligny dont elle fut abbesse pendant dix ans.*

qui a deux mètres de haut et représente l'*Apothéose de sainte Colette*, réformatrice des couvents de sainte Claire.

« Entourée d'un groupe d'anges, la bienheureuse Colette s'élève dans les nuages ; à ses pieds, sourit une tête de chérubin dont le modelé est délicat ; deux séraphins, qui descendent une couronne sur le front de la sainte, ont une grâce un peu précieuse qui rappelle la gentillesse des Bolonais. Des deux anges qui escortent le sujet principal, l'un, qui tient un livre ouvert et porte une draperie jaune fort bien faite, remonte, avec un relief moindre et une ardeur atténuée, à la tradition de Rubens ; l'autre, qui présente la crosse abbatiale, a du mysticisme élégant et de la savante simplicité qui caractérisent Le Sueur. Ces figures secondaires sont bien disposées ; le faire est harmonieux, l'inspiration magistrale ; elles vivent de toute la vie propre aux personnages des compositions.

« Mais la sainte Colette fait naître des impressions tout autres. Ravie en extase, elle s'enlève sur un fond très sombre, les genoux fléchis, les bras entr'ouverts, tenant dans une de ses mains, d'une beauté royale, une branche de lys. Elle est vêtue du costume de son Ordre ; son visage, à la fois humble et inspiré, est d'un galbe très noble ; l'ascétisme répand une pâleur touchante sur ce visage défleuri, resté charmant dans l'arrière-saison de l'âge. D'une exécution moins large que Van Dick, cette figure rappelle le ton local et l'esprit du maître.

« Quand on la contemple, le reste du tableau s'anéantit ; les anges, les chérubins pétrifiés, passent à l'état d'ornementation ; seule la sainte Colette existe et respire ; on devine un portrait, probablement celui de l'abbesse, peint d'après nature par un maître du genre qui, dans ce tableau que l'on croirait dû à deux peintres, trahit la spécialité de la vocation.

« Des sœurs converses m'apportèrent une échelle et un tronçon de cierge, car le cadre était perché très haut et la nef assez obscure. Sur le dernier échelon, je pus lire en bas de la toile : *Melchior Wyrsch inv. pinx.* 1772... [1] »

A cette description tracée d'une plume élégante, dans un style où la note poétique et l'art semblent s'allier, il convient cependant de faire une légère retouche, afin de respecter l'exactitude des données de l'histoire monastique. Au milieu du XVIII^me^ siècle, le couvent des Clarisses de Poligny ne suivait peut-être pas aussi rigoureusement

[1] *Melchior Wyrsch et les peintres bisontins.* Op. cit. p. 30 et 31.

que maintenant les règles sévères de sa réformatrice. Mais ses religieuses ne connaissaient rien de l'existence mondaine et élégante de leurs voisines, les dames de l'illustre chapitre de Château-Chalon. Sans aucun doute, la R^de^ Mère Marie-Gertrude Comtet, qui était abbesse des Clarisses de Poligny en 1772, n'a point franchi la clôture implacable pour poser devant le chevalet d'un peintre. Celui-ci fût-il autant disgracié de la nature que l'était Wyrsch, et d'une austérité de mœurs incapable, comme la sienne, de provoquer la plus légère distraction chez une nonne, il n'aurait jamais réussi à pénétrer à l'intérieur du cloître. Le visage de la sainte Colette nous a paru celui d'une belle personne, à l'air distingué, aux traits d'une régularité académique, rappelant celui des Vierges de Raphaël, dont Wyrsch avait conservé le souvenir depuis son retour de la Ville Eternelle. L'hypothèse d'un portrait, peint d'après nature, imaginé par F. Wey, n'est ni exacte ni même admissible.

Le coloris de cette œuvre de grande allure fut entièrement emprunté aux demi-teintes les plus douces de la palette de notre artiste. Afin de donner à son exécution l'équilibre et l'harmonie qu'on y remarque, Wyrsch dut vraisemblablement en faire une ou plusieurs esquisses. L'un de ces travaux préparatoires semble être un grand dessin, au crayon noir, conservé au musée historique de Stans, dénommé l'*Assomption*, et qui paraît plutôt un avant-projet, assez poussé, de l'*Apothéose de sainte Colette*.

De l'année suivante, nous connaissons un petit panneau, *Le Christ dépouillé de ses vêtements* [1], dans une tonalité chaude et vigoureuse,

[1] Haut. 0,40, larg. 0,28. Bois dans un cadre doré du genre Renaissance italienne, en bois découpé et sculpté.

Le Christ est assis sur un banc de pierre, devant une colonne. Il est représenté en pied, de $^3/_4$ à droite. Un bandeau de toile blanche est drapé autour de ses reins ; un manteau rouge rejeté en arrière et sur l'épaule gauche. Les pieds sont repliés l'un sur l'autre par la souffrance, les mains crispées sur la poitrine, la figure douloureuse penchée en avant. L'arrière-plan est formé par un paysage lumineux sur lequel flottent de légers nuages.

En bas et à droite, on lit ces mots : *M* (elchior) *Wyrsch inv*(enit) *pinx*(it) *1773*. Ce petit panneau était autrefois la propriété de l'abbé Reichlin, vicaire à Gersau, décédé en 1913. Il appartient actuellement au neveu de celui-ci, M. Joseph Reichlin de Reding, à Schwyz, et porte au revers un carton avec la dédicace : *Hommage de sentiments de respect, de reconnaissance et d'attachement, offert à Monsieur Pfluogger très digne curé de la ville de Soleure, par son très humble, très obéissant et très dévoué serviteur. Soleure le 9^me^ avril 1804.* (Signé) *Fr*(ançois) *Jos*(eph) *de Roll, maréchal de camp.*

Le donateur, dont il est question ci-dessus est le baron de Roll, maréchal de camp au service de France, peint par Wyrsch en 1766. — Cf. *Wyrsch, à Soleure.*

une anatomie bien étudiée, sans recherche de style académique. En 1773 également, Wyrsch peignit un *saint François de Sales*, d'un puissant effet décoratif rehaussé par des oppositions de lumière et d'ombre [1].

* * *

Nous avons dit qu'à partir du moment où Wyrsch réussit à ouvrir, avec la collaboration de son ami Luc Breton, une Ecole de peinture et de sculpture à Besançon, il eut la faculté de travailler d'après le modèle vivant [2]. Sa technique prend désormais une direction plus accentuée encore vers la représentation de la nature, tandis qu'en même temps sa manière devient plus magistrale. La seconde année de son professorat marque l'éclosion de l'un de ses chefs-d'œuvre incontestés : *Le Bienheureux Nicolas de Flue éteignant l'incendie de Sarnen.*

Ici, Francis Wey aurait pu hasarder plus sûrement l'hypothèse d'un portrait peint d'après nature, s'il avait eu l'heureuse idée d'aller l'admirer, lors de son voyage à Buochs, à quelques lieues de l'hôtel-de-ville de Sarnen, où ce tableau est exposé. Il se contenta de dire : Wyrsch est redevable de sa plus grande notoriété à cette peinture si

1765-1768. Op. cit. — J. Amberg, *Schweizerisches Künstler Lexikon*, intitule, par erreur, ce tableau : *La tentation de Jésus-Christ.*

[1] Haut. 0,84, larg. 0,67. Toile dans un cadre rectangulaire à simples baguettes. Inédit.

Le saint évêque de Genève est vu de $^3/_4$ à droite, dans son oratoire dont la grande baie, au deuxième plan, permet d'apercevoir une cour limitée par une colonnade sur laquelle plane un ange ailé. Il est à genoux, au centre du premier plan, devant une table entièrement recouverte d'un tapis sur lequel se trouve un livre ouvert. Le prélat porte un riche costume de chœur, un surplis garni d'une haute dentelle, une soutane dont les plis se déroulent sur le sol et un long camail en hermine mouchetée.

Le bras gauche est tendu horizontalement, la main ouverte ; le bras droit replié, serre sur la poitrine un grand crucifix.

La figure du saint, auréolée et vue de face, est encadrée de longs cheveux bruns, d'une moustache et d'une barbe brunes. Les yeux en extase se portent sur une éclaircie des nuages, en haut et à gauche, où deux têtes d'angelots ailés accompagnent un riche ostensoir d'or projetant des rayons lumineux.

Au centre et dans le haut de la scène, un chérubin tient une palme de la main droite et, dans la gauche, une couronne de fleurs au-dessus de la tête du saint.

Cette toile porte, en bas et à gauche : *Wyrsch pinx*(it) 1773. Elle appartient à M. J. C. Wessner et faisait partie de la riche collection du père de celui-ci, à St-Gall.

[2] *Wyrsch peintre d'histoire ; ses Christs en croix et au tombeau. Op. cit.* — *L'Œuvre de Wyrsch, sa bibliographie, aperçu général sur l'évolution de son talent.*

sublime, dit-on, et si populaire qu'on va l'admirer encore de tous les points de la Suisse. Puis il cite L. Simond, dans son *Voyage en Suisse* (tome I, p. 465) qui fait l'éloge de ce tableau en ces termes : « Tout est admirable, ce visage exténué de l'anachorète, mais plein d'une expression simple et touchante, son attitude si naturelle et l'excellence des détails, surtout de ses mains. [1] »

Le docteur Ledoux, qui a vu cette toile, la décrit ainsi : « Sur ce fond : les montagnes, le lac, la ville en flammes de Sarnen, s'avance le Saint, vêtu d'une robe de bure assez ouverte pour dégager le bas du cou, s'arrêtant au-dessus des attaches des pieds nus. Cou et pieds méritent déjà, avec les mains, à ce tableau, la note d'une valeur supérieure. La main droite, dont le poignet est enlacé d'un chapelet, appuie éloquemment, d'un geste noble, la parole sortant des lèvres entr'ouvertes. La gauche tient le bâton de voyage.

« De l'ermite amaigri, mais robuste, la tête légèrement auréolée, plus rude que belle, mais au regard miséricordieux, aux cheveux et à la barbe noirs presque incultes, exprime la tristesse et la prière. C'est l'apôtre de la paix qui accourt pour calmer la tempête des passions humaines, pour imposer aux frères ennemis, dans la fureur de leurs combats, la trêve de Dieu. »

Dans ces dernières lignes, l'écrivain semble établir une confusion entre le tableau du Rathaus de Sarnen et un panneau qu'il a vu chez le Dr Jacob Wyrsch, à Buochs, et que nous avons étudié précédemment : *Le Bienheureux Nicolas de Flüe devant la diète de Stans* [2]. Quoiqu'il en soit le regretté et sympathique docteur Ledoux termine ainsi sa description : « Dans la symphonie des couleurs, les tons sombres de la robe, des cheveux, de la barbe, assurent le jaillissement des clartés des chairs. Est-ce, comme plusieurs l'ont avancé, le chef-d'œuvre de Wyrsch ? [3] »

A cette question, tous les connaisseurs n'hésiteront pas à répondre en partageant l'avis que nous avons émis plus haut. Le saint est d'une vitalité si intense qu'il fascine le regard ; l'incendie, dont le tableau remémore le souvenir, disparaît, intentionnellement sacrifié par la

[1] *Wyrsch et les peintres bisontins. Op. cit.* p. 40. — On sait que, sans doute par suite d'une coquille d'imprimerie ou de traduction, on lit, dans le *Voyage en Suisse*, à propos des œuvres de Wyrsch « ce peintre aveugle ». L'auteur a voulu dire : devenu aveugle.

[2] *Les œuvres du peintre Wyrsch de 1760 à 1765.*

[3] *Les œuvres du peintre Wyrsch au musée du Louvre et en Suisse. Mémoires de la Société d'Emulation du Doubs, 1900.*

volonté du peintre, portraitiste plus encore que peintre d'histoire. Tout l'intérêt se concentre sur l'expression du visage, sur les yeux noirs et brillants de l'anachorète, qui a repoussé l'ennemi du sol natal et qui termine son existence dans le jeûne et la prière [1].

Dans cette œuvre, l'artiste n'a entendu traduire aucune idée mystique, le réalisme de son pinceau ne s'est incliné devant aucune des lois conventionnelles de l'Ecole. Elle exhale un souffle de génie artistique d'une telle puissance que l'émotion religieuse naît d'elle-même chez quiconque est sensible à toute manifestation de la beauté, même sous les traits du plus miséreux des hommes.

De nos jours, un amateur milliardaire couvrirait de dollars cette grande toile. Lorsqu'elle fut envoyée de France à Sarnen, on l'accueillit avec une pénible désillusion. On avait commandé une « grande machine à grand effet où, dans la ville en flammes, on pensait reconnaitre les courageux sauveteurs guidés par le geste miraculeux du saint ; on recevait le portrait d'un mendiant ! Le maître de Buochs, a dit le chanoine Amberg, reçut cinq louis d'or pour cette peinture [2].

L'insuccès financier qui récompensa si maigrement le travail d'un artiste qui n'avait guère, pour vivre, que les produits de son pinceau et son modeste traitement de professeur, provoqua-t-il chez Wyrsch un certain découragement ? Il est permis d'en douter lorsqu'on connaît la volonté tenace de ce fils de laboureurs ; mais il semble lui avoir inspiré, pour un temps assez court, l'idée d'un

[1] Haut. 1 m. 98, larg. 1 m. 05. Toile dans un cadre en bois noir, dont les coins et le milieu des montants, ainsi que la baguette supérieure, sont ornés de petites volutes dorées, de style Louis XV.

Le saint, placé au premier plan, occupe la majeure partie du sujet. Sous un ciel très haut et nuageux, on aperçoit, au dernier plan à gauche, un paysage montagneux avec une maison à mi-côte et, plus haut, une chapelle. Au même plan à droite, la ville au bord du lac ; quelques maisons sont encore fumantes, dominées par l'église restée intacte. Sur une grosse pierre, en bas et à droite, on lit : *Wyrsch pinxit 1774.* — Jean-Rodolphe Fussly, *Dictionnaire général d'art ou courtes notices sur la vie et les œuvres des peintres sculpteurs, etc.*, Zurich, 1779, signala le premier ce tableau au public.

La légende du bienheureux Nicolas de Flüe est trop connue pour qu'il nous paraisse utile d'en rappeler ici les circonstances curieuses, que nous avons relatées précédemment. — *Les œuvres de Wyrsch de 1760 à 1765. Le baron de Thurn et Valsassine, chanoine de Lure, et son portrait peint par Wyrsch. — Bulletin de la Société d'Agriculture, lettres, sciences et arts de la Haute-Sâone, 1928.* — J.-I. von Ah, curé de Kerns. *Des seligen Einsiedlers Nikolaus von Flüe, genannt Bruder Klaus, zu Unterwalden, wunderbares Leben, segensreiches Wirken und gottseliges Sterben.* Einsiedeln, Benziger, 1887, p. 265.

[2] *Maler Wyrsch.* Hans von Matt. Stans, 1898.

retour vers les compositions classiques, plus facilement accessibles au sens artistique de la clientèle cléricale. Une série de ses œuvres de cette époque en sont une manifestation évidente. Nous citerons dans cet ordre d'idées, le *frère Fétix de Cantalice* [1] et le *saint Joseph* [2] qui sont placés au-dessus de deux autels latéraux, dans l'église des capucins de Zoug, lesquels procèdent, le second surtout, des principes de l'école classique.

Le *saint Nicolas de Myre* [3], tableau surmontant l'autel d'une chapelle voisine de Kerns, plaît aux regards par le chatoiement des teintes, la fraîcheur du coloris et la finesse des détails, sauf quelques petits défauts de proportions dans les formes.

Le tableau d'autel de l'église de Montagney, *saint Pierre*, daté de 1777 [4], et le *saint Charles Borromée*, dans celle de Boulot, peint

[1] Haut. 1 m. 10, larg. 1 m. Cadre rectangulaire. Toile. Inédit.

A gauche, le bienheureux, à genoux, les cheveux gris et portant l'habit des capucins, est vu de profil vers la droite. Il reçoit dans ses bras l'Enfant Jésus, que la Vierge, vêtue d'une robe rouge et d'un manteau bleu, lui tend, placée dans les nuages. Du même côté se trouve un ange. Ce tableau est signé : *Wyrsch pinx*(it) *1776*.

[2] Mêmes dimensions et cadre que le précédent. Toile. Inédit.

Le père nourricier du Christ est debout, vu de face, dans la pose traditionnelle, vêtu d'une robe brune et d'un manteau vert sombre. Sa main droite tient une tige de lis ; la gauche est placée sur la poitrine. Mêmes date et signature que le précédent.

[3] Haut. 1 m. 60, larg. 1 m. Toile dans un cadre doré à fronton arrondi.

Le prélat est vu en pied, debout. La hauteur de son corps paraît excessive par rapport à la grosseur de la tête encadrée dans une mitre, une longue barbe et des cheveux blancs. Il est vêtu d'une robe en satin blanc, dont les plis tombent harmonieusement et d'une chape de soie rose, doublée de bleu pâle. Il porte une étole et une croix d'or sur la poitrine. Ses mains levées et bénissantes sont bien dessinées ; la crosse appuyée dans la saignée du bras gauche.

Dans les airs, deux têtes d'angelots à gauche, et une autre, au milieu vers la droite, entourent la tête de saint Nicolas. Du même côté, au premier plan, se trouve une table recouverte d'un tapis vert, d'un effet discutable, sur lequel on voit un livre fermé et trois pommes.

Au deuxième plan, à gauche, un paysage maritime représentant une carène sombrant dans les flots de la mer, tandis que cinq personnages et un bœuf, montés dans une barque, gagnent le rivage, sauvés par l'intercession du saint évêque. La date et la signature ont disparu dans les craquelures du vernis et de la peinture.

[4] Haut. 1 m. 80, larg. 1 m. 22. Toile dans un cadre avec fronton cintré.

Saint Pierre est vu en pied, dans la pose traditionnelle, portant les deux clefs symboliques. La toile porte en bas : *Wyrsch pinxit 1777*.

L'église de Montagney renferme trois autres tableaux : *saint Paul*, *l'Immaculée Conception* et le *Baptême du Christ*, qui ne sont ni datés ni signés. Aug. Castan les attribue à Wyrsch ; mais il y a lieu de faire les plus extrêmes réserves à cet égard. — *L'ancienne école de peinture..... Op. cit.* p. 122.

l'année suivante [1], sont de bonnes compositions d'Ecole, où le talent de Wyrsch se distingue de celui des peintres d'histoire religieuse, assez nombreux en Franche-Comté à cette époque, par le soin dans la disposition du sujet et la correction du dessin.

La belle église de Sachseln, qui attire de nombreux pèlerinages au tombeau du bienheureux Nicolas de Flüe, renferme deux tableaux d'autel, signés par Wyrsch en 1775 et 1776, conçus dans un esprit différent l'un de l'autre. La *Descente de croix*, ou plus exactement la *Pietà* [2], revêt le caractère d'une composition bien ordonnée, dans le genre du classicisme italien. La *Présentation de Marie dans le Temple*

[1] Haut. 1 m. 66, larg. 1 m. Toile dans un cadre rectangulaire, placé près de la chaire, à gauche. Inédit.

Le saint est vu en pied, de profil, dans son oratoire dont l'une des colonnes forme l'arrière-plan. Il est agenouillé sur les degrés d'un autel orné de draperies vertes ; au-dessus se détache un grand crucifix qu'il contemple, en extase, les mains jointes, très finement et artistement dessinées.

Revêtu d'un surplis en étoffe blanche ordinaire, sans dentelle, et du camail des cardinaux, garni d'un petit col de tulle blanc, le prélat semble s'être flagellé avec la discipline qu'il porte au cou et qui se déroule jusqu'à ses genoux. La barette rouge est placée au pied de l'autel. Au bas de la toile, on lit : *Wyrsch pinx*(it), 1778.

[2] Haut. 2 m. 05, larg. 1 m. 10. Toile dans un cadre doré, avec fronton et ornements sculptés de style Louis XV, décorant l'autel latéral gauche.

Au second plan se dresse, dans une teinte grisaille, une haute croix en bois supportant la draperie d'un linge blanc, et contre laquelle est appuyée une échelle. Dans la pénombre et accroupie sous les bras de la croix, sainte Madeleine tient dans les mains l'urne des parfums.

Au premier plan, est assise, presque de face, la Vierge douloureuse, vêtue d'une robe rose, d'un manteau bleu et d'un voile jaune clair. Elle porte, sur ses genoux, le corps inanimé du Christ. De sa main droite, elle soutient la tête de son fils et, de la gauche, soulève les plis d'un long suaire sur lequel est étendu le corps du crucifié, dont le visage est tourné vers la droite.

A gauche du tableau, un apôtre à barbe noire, qui paraît être saint Jean, est agenouillé, les mains jointes, auprès de la tête de son maître. Entre ce personnage et la Vierge, on aperçoit une sainte femme en pleurs.

A droite de la scène, se tient debout un vieillard à longue barbe et cheveux blancs, drapé dans un manteau rouge sur une robe jaune, la tête penchée avec compassion vers la Vierge de douleurs, les bras tendus, les mains ouvertes. Ce personnage paraît être Joseph d'Arimathie, offrant à Marie d'ensevelir son fils dans le sépulcre de son jardin.

Devant le premier plan, à gauche, sur un linge blanc, sont étalés les instruments du supplice : quatre clous, la couronne d'épines, l'éponge et le plat d'airain qui a contenu le fiel. Du même côté, sur une pierre garnie de quelques pousses d'herbe, on lit : *J*(ohann) *M*(elchior) *Wyrsch inv*(enit) *Pinxit 1775*. — Jean-Gaspard Fussly. *Galerie des meilleurs peintres suisses*, Zurich, 1780, fit connaître ce tableau sous le titre inexact : *L'ensevelissement du Christ*.

au contraire, par le goût, la manière et la légèreté de la touche, rappelle l'influence de l'Ecole française du XVIII^me^ siècle[1].

On voit également, dans l'église de Sachseln, deux autres tableaux : *La distribution des scapulaires* et *Le Rosaire* ou la *Couronne de roses*, datés et signés par Wyrsch en 1775, dont la valeur et l'intérêt artistiques sont inférieurs aux deux tableaux d'autel précédents. L'église d'Emetten, près Buochs, possédait autrefois une réplique du *Rosaire*. Le musée historique de Stans conserve une *Esquisse du scapulaire* (haut. 0,54, larg. 0,32) et une *Ebauche du Rosaire* (haut. 0,576, larg. 0,332) toutes deux en couleurs et non signées, qui appartenaient précédemment au D^r^ Jacob Wyrsch à Buochs.

Il est à présumer que les cinq tableaux de Wyrsch, qui ornaient l'ancienne église de Kerns, étaient conçus d'après les mêmes idées que les précédents, les uns dans le style classique, les autres dans le genre français de l'époque. L'incendie de ce monument, survenu le

[1] Toile et cadre, de mêmes dimensions et forme que le précédent, ornant l'autel latéral droit.

Le fond du tableau est formé par la perspective architecturale du portique, en plein cintre, du Temple de Jérusalem, surmonté de nuages au centre desquels voltigent trois têtes d'angelots et, à droite, un groupe de trois chérubins portant une guirlande de roses.

Sur les marches d'accès du Temple se tient, vu de face, le grand-prêtre à longue barbe grise, vêtu d'une robe bleu Nattier, avec ceinture croisée sur la poitrine supportant une plaque rectangulaire en or, dans laquelle sont enchâssées douze pierres précieuses rondes, saphirs et rubis. Il est chaussé de satin blanc et coiffé d'un haut bonnet rond en velours bleu. De la main droite, il désigne l'entrée du Temple ; de la gauche, il semble inviter la petite Vierge à pénétrer dans le sanctuaire.

A gauche, saint Joachim, portant une robe vermillon et un manteau brun, est vu de profil vers la droite, avec une barbe et des cheveux gris. Son genou gauche est en terre ; sa main droite, placée sur le genou de la jambe droite repliée, semble offrir sa fille à Jehovah.

Au deuxième plan, sainte Anne, vue de $^3/_4$ à gauche, à genoux sur les marches du Temple, est vêtue d'une robe rose, d'un manteau bleu et d'un voile jaune doublé de blanc. Ses traits sont ceux d'une femme déjà âgée ; elle croise les deux mains sur sa poitrine.

Au centre, la Vierge enfant est représentée de profil, la figure gracieuse, l'œil expressif, ses longs cheveux blonds répandus dans le dos, la tête couronnée de roses roses et blanches alternées. Ses bras ouverts et ses mains délicates se tendent vers le grand-prêtre. Derrière elle, une femme debout, portant un voile jaune, tient un panier où sont couchées deux colombes au plumage immaculé. En bas et à gauche, sous une marche de l'escalier du Temple, on lit : *J*(ohann) *M*(elchior) *Wyrsch inv*(enit) 1776. — J.-G. Fussly. *Galerie..... Op. cit.*, cite ce tableau, qu'il dénomme : *Le sacrifice de Marie, de Jacques et d'Anne.* — J. Amberg, *Lexikon...*, l'intitule : *La consécration de Jésus-Christ.*

4 août 1813, qui les a détruits, ne permet plus d'en juger. Cependant, il paraît certain qu'ils furent peints peu de temps avant l'année 1779. Jean Gaspard Fussly, dans un article de l'édition de son *Dictionnaire*, paru à cette date [1], les signale parmi les œuvres les plus récentes de son ami. C'étaient : Le *Baptême de Jésus-Christ dans le Jourdain*, *sainte Anne*, la *Distribution des rosaires et des scapulaires*, la *Mort de saint Joseph* et le *Christ en croix ;* ce dernier ornait le maître-autel de l'église de Kerns et les autres, des autels latéraux. La disparition de ces tableaux constitue une perte appréciable pour l'étude de l'œuvre de Wyrsch. Il eût été intéressant de comparer certains d'entre eux avec d'autres sujets analogues traités par notre peintre à des époques différentes. Le *Christ en croix* de Kerns était peut-être le premier de ceux que Wyrsch peignit à l'aide d'un modèle humain, mort ou vivant.

* * *

(A suivre.)

[1] *Opere citato.*

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Ein Inventar der Kathedrale zu Chur vom Jahre 1589.

Als vor kurzem in dieser Zeitschrift die ältesten Verzeichnisse des Churer Domschatzes [1] veröffentlicht wurden, war kaum zu erwarten, so rasch eine Ergänzung dazu bieten zu können. Um so größer war die Freude, als ganz unerwartet ein weiteres Inventar der Kathedrale zu Chur zum Vorschein kam. [2] Obwohl viel jüngeren Datums, bietet auch diese Zusammenstellung viel Interessantes. Manches darin Erwähnte ist leider nicht mehr vorhanden, anderes hingegen kann der Kunstfreund noch heute im reichen Domschatze zu Chur bewundern. Soweit wie möglich soll in den Anmerkungen auf Abbildungen noch vorhandener Stücke hingewiesen werden.

Inventarium (rerum) ad ecclesiam Curiensem spectantium anno 1589.

Anno domini 1589 den 10. tag Aprilis haben die eerwürdigen herren deß hohen stiftes Chur : *Nicolaus Venustus* [3] I. V. D. praepositus, *Balthasar Schkhir* [4] Thuomcustos, *Ferdinandus de Monte* [5] Canonicus und *Joannes Fluggius* [6] Canonicus alleß inventiert, waß in der thuom kirchen gefunden worden, hailtum, silber gesmaidt und meßgewender wie folget.

[1] Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 1927, p. 153 f.

[2] Das dünne Papierheftchen (2 Bogen in Schmalfolio) befindet sich unter Akten der Kathedrale im Hause des Domkustos zu Chur. Hochw. Herr Domkustos Chr. Caminada hatte die große Freundlichkeit, dem Verfasser das interessante Schriftstück behufs Veröffentlichung anzuvertrauen. Als Einband des Heftchens dient ein Pergamentblatt aus einem juristischen Codex. Die Glossen sind in Kursive des XIII. Jahrhunderts geschrieben.

[3] Durch Bulle vom 4. Nov. 1563 wurde er zum Dompropst ernannt (bischöfliches Archiv : Wahlakten des Domkapitels). Vergleiche : *M. Tuor*, Reihenfolge der residierenden Domherren in Chur (Jahresbericht der Hist. Antiq. Gesellsch. Graubünden 1905).

[4] Sicher zu lesen ist Sch-hir. Zwischen den beiden h steht ein verklexter Buchstabe mit Oberlänge, der ein k sein könnte. Die Obländer-Familie Schgier lieferte dem Domkapitel noch zwei Dignitäre : Domdekan Mathias Schgier und dessen Neffe, Domsextar Dr. Joh. Schgier. Vergl. *Tuor*, l. c., p. 38 ; 60 ; 65. Für die Zeit dieses Inventars nennt Tuor (l. c., p. 59) als Kustos Balthas Swigerus.

[5] Kustos 1591–97 und 1597–1607 Domprobst. *Tuor*, l. c., p. 20 und 59.

[6] Der spätere Churer Bischof Johannes V. Vergl. *J. G. Mayer*, Geschichte des Bistums Chur II, p. 231-310, Stans 1914. *Pastor*, Geschichte der Päpste XII, p. 309 f.

Erstlich den grossen silbernen sarch.
Mer die silberne monstranz mit vergülten bilderen. [1]
Mer ain messene monstranz übergült.
Mer S. Lucy silberiß bildt. [2]
Mer ain anders brust bild mit ainer ketten. [3]
Mer drey vergülte köpf. [4]
Mer 2 silberne creutz, das ain übergült ; ist das klain zuo Fürstenburg den 1. tag Augusti gebracht worden.
Mer ain silberiß rauchfaaß, ist gross.
Mer ain groser kelch, wan der bischof celebriert.
Mer 2 groß silberne opfer kentli.
Mer 2 einfache saydene leviten rök ; die hat der bischof.
Mer ain helfenbainene ledlin mit silberne spangen, ist hailthum darin. [5]
Mer 2 helfenbainene trükli mit hailtum, mit messine vergülte spangen. [6]
Mer ain silberiß täfli, hat S. Ieronimi bildtnuß.
Mer daß groß siber creutz, so auf dem tromen vor dem fron altar stat. [7]
Mer 4 kelch oben in dem chor.
Mer ain kelch underthalb bim hailig crütz altar.
p. 2. Mer ain kelch, ist auf Fürstenburg.
Mer ain silberiß rochfaaß täglich zuo gebrauchen.
Mer ain silberiß schiflin zum wyroch.
Mer 2 andere silberne opfer kentli.
Mer ain braunen athlasen himmel mit guldenen sternen.

Volgendt die Meßgwender.

Erstlich ain rotsameten stuk mit ain gulden creutz allenthalben. mit berlin gstikt ; hat bischof Hainricus [8] gestift.

[1] Die heute noch erhaltene 1 Meter hohe und 14 Kg. schwere spätgotische silberne Monstranz. Abgebildet : *Mayer*, Geschichte des Bistums Chur II. Beilage Nr. 1. *Molinier Emile*, Le trésor de la cathédrale de Coire, pl. XVIII. (Paris 1895.)

[2] Abbildungen : *Mayer*, l. c., I, p. 10 ; *Molinier*, l. c., pl. XVII. Die Büste entstammt dem ausgehenden XV. Jahrhundert und dürfte ein Weihegeschenk der siegreichen Bündner nach der Schlacht an der Calven sein.

[3] Wohl die prächtige, silbervergoldete Büste des hl. Placidus, die eine Kette trägt. Abbildung : *Molinier*, l. c., pl. XVI.

[4] Die Büsten der H. H. Florinus (XIV. Jahrh.), Abbildung : *Mayer*, l. c., I, p. 78 ; Emerita, Abbildung : *Mayer*, l. c., I, p. 28, und Ursula.

[5] Dieses wundervolle Elfenbeinkästchen mit seinen silbervergoldeten Beschlägen ist noch heute eine Zierde des Domschatzes. Abbildung : *Molinier*, l. c., pl. XIII und XIV.

[6] Ein prachtvoll elfenbeinernes Reliquienkästchen mit Bronzebeschlägen aus dem Dome zu Chur befindet sich im Nat. Mus. zu München. Abbildung : bei *Molinier*, l. c., pl. VIII. Der Churer Domschatz besitzt noch zwei elfenbeinerne kleine Truhen. Eine entstammt dem XI. Jahrh. (Abb. : bei *Molinier*, l. c., pl. VII). Das andere Elfenbeinstück ist eine Versehbüchse aus einem Stück Elefantenzahn.

[7] Das aus dem XIII. Jahrh. stammende Kreuz ist abgebildet bei *Molinier*, l. c., pl. XI.

[8] Wohl der Churer Bischof Heinrich VI. von Höwen, 1491–1505.

Mer ain guldiß stuck mit unser frowen krönung.
1 rot samettes mit ain guldin creutz, daran die auffart Christi mit ain österrichiß wapen.
2 schwarz sammet meßgewender, daß ain mit ain guldin crütz, daß ander mit gulden listen.
1 grüen sammet mit ain gülden crütz ; hat bischoffs Henrici [1] wapen.
1 grüen attleß mit ain crütz mit berlin und die 4 evangelisten.
2 rot gedrukt sammet, daß ain mit ain crütz, das ander ist daran.
1 rot damasch mit ain creutz.
1 rot sides mit ain schwarz sammeteß creutz.
1 rot gelbleche mit goltfaden gestikt, an crütz.
p. 3. Mer ain grüen gewestret schamloth mit ain creütz.
1 rot damast mit ainem roten creutz ist in S. Jeronimi capel.
1 waiß damast mit ain creutz und deß bischofs von Heweß [2] wapen.
1 waiß syden mit ain crütz.
2 blaw attleß mit crützen.
1 blaw mit an rotsammets crütz.
2 violen braun, das ain mit ain guldin crütz, daß ander mit ain crucifix.
1 rot mit gulden bluomen und ain crucifix.
3 schwarz, das ain ist drukt sammet, daß ander ist schamloth mit deren von Schlandersberg wapen, das dritt ist damast.
1 schwarz mit ain roten creutz.

Summa der meßgwender 26.

Volgen die Cappen.

Erstlich ain rot sammete cappen mit goldt und berlin gestikt, hat deren von Hewiß wapen, ist coronatio Mariae darauf.
Mer ain gelbluomet samete mit der visitation.
1 viol braun sammet mit gulden strichen und S. Ieronimo.
1 grüen sammet mit unser frawen bildt mit deren von Landenberg wapen.
2 grüen schamlott, daß ain mit übergülten knöpf, die ander cappa ist kain.
p. 4. Waiter 3 waiß kappen, die ein ist damast mit gulden bluomen, die ander hat coronationem Mariae, die drit damast mit ain vergülten knopf.
2 blaw, die ain attles mit ainem vergultem knopf, die ander damast mit vergülte bluemen.
1 rot gedrukt sammet mit ain saiden knopf.
1 schwartz buoben sammet.
1 böß âschenfarb sammet under der monstranz.

Summa der Cappen 15.

[1] Wohl der Churer Bischof Heinrich VI. von Höwen, 1491–1505.
[2] Wohl der Churer Bischof Heinrich VI. von Höwen, 1491–1505.

Volgen die leviten rök.

Erstlich 2 rot sammet mit goldt und berlin gestikt, haben deren von Heweß wapen.
Mer 2 rot gedrukt sammet mit vergülte knöpf.
2 rot Damast.
2 rotgelbleche mit gulden gewürkt.
2 grüen sammat mit vergülten knöpf.
2 grüen damast.
4 blaw attleß, die 2 mit gulden strichen und übergült knopf.
2 waiß saiden.
2 waiß damast mit blauen strichen.
4 schwarz sammet, die 2 mit gedruktem sammet.

Summa der leviten rok: 12 par.

p. 5. *Fürheng.*

Erstlich ain braun fürhang mit gestickte bilder.
Mer ain grüen damast.
1 rot damast.
1 rot arreß.
1 blaw damast mit sammeten strichen.
1 rot schlech siden.
1 waiß damast.
1 schwartz wulleß mit ain sammet crütz.
2 gewürkt umheng umb der thuombherren stüel.
1 teppich vor dem altar.
1 teppich mit ain crucifix.

Summa 12 stük.

Volgen die Alben.

Erstlich 4 Alben mit roten schilten, 2 sammet und 2 attleß mit zwen stolen.
Manipel und humerale.
Mer 3 mit blauen schilten, die 2 attleß, die dritt damast mit iren zuogehörden.
3 mit grüen sameten schilt mit daß darzuo gehört, bresten 2 humeral.
3 mit wisen schilten schamlott die 2, die drit mit arresen schilten sambt waß dartzuo gehört.
3 mit schwartzen attlesen schilten und waß dartzuo gehört.
1 grüen mit ain damasten schilt.
1 mit blauen attlesen schilt und waß dartzuo gehört.

Summa der Alben 18.

p. 6. Mer sind 7 stolen und 7 manipel ubrig.
Item 8 corporalia.
Mer 50 alter tüecher guott und boß, groß und klein.
Mer 2 gar grose kertzen stök.

Mer 8 andere klain und groß.
Mer 9 andere klain und groß.
Item 6 gar grose gesang buecher mit winter und summer tail.
Mer ain antiphonar, bergamen.
Mer 3 psalter, bergamen.
Mer das Salve buech, bergamen.
Mer ain bergament meß buoch.
Mer der groß Urbar, ain copey aller brieffen. [1]
Mer ain urbar, darin aller zehent verzaichnet. [2]
Mer andere buecher in der scaffa und in choro, die nit inventiert sind.

p. 7. *Inventarium eorum, quae sub clavibus arcae continentur, quas claves domini clavigeri capitulares canonici habent ad manus eorum.*

Primo liber evangeliorum refectus et tectus auro et gemmis praetiosis.
2. Calix aureus gemmis ornatus cum sua patena aurea etiam gemmis ornata, in capsea lignea reclusus.
3. Sedecim calices cum eorum patenis exceptis duabus, inter quos fractus calix est computatus.
4. scatula, in qua continentur gemmae, fragmenta quaedam auri, argenti et aliorum.
5. Alia scatula continens quaedam fragmenta aurea, coopertae libri evangeliorum. [3]
6. breve apostolicum suppressionis. [4]
7. Pax aurea gemmis praetiosis ornata. [5]
8. Capsula sigillorum dominorum de capitulo. [6]
9. scriniolum cum nonullis pecuniis.

p. 8. Hie ist verzeichnet, waß vom alten inventari verloren; verzeichnet anno 89, den 10. Aprilis von den obgeschribnen herren:
Erstlich 2 hübsche corporalia, daß ain mit berlin, daß ander sammet.

[1] Das um die Mitte des XV. Jahrh. in schöner Schrift angelegte « Chartularium magnum » (oder Chartular A) im bischöflichen Archiv.

[2] Im bischöflichen Archiv sind noch mehrere Urbarien des Domkapitels erhalten, die *C. v. Moor* veröffentlichte (Die Urbarien des Domcapitels zu Cur; Cur 1869).

[3] Der Domschatz enthält eine kleine gotische Truhe mit Beschlägen, an der noch ehemalige Bemalung zu erkennen ist.

[4] Darunter dürfte wohl der Indult Pius' V. vom 7. Juni 1570 zu verstehen sein, worin der Papst gestattete, daß nur mehr 14 Domherren an der Kathedrale von Chur seien, bis die durch die Reformation verlorenen Einkünfte ersetzt und vermehrt seien, um 18 Kanonikern den Unterhalt zu gewähren. cfr. *Tuor*, l. c., p. 10.

[5] Diese Pax, eine Perlmutterschnitzerei in reicher spätgotischer Fassung, wird noch heute gebraucht.

[6] Das älteste Siegel des Domkapitels aus Elfenbein (die Madonna mit Kind und die Legende: † Stella Maris Matrona enthaltend) ist heute noch im Domschatze zu sehen. Es war um die Mitte des XIII. Jahrhunderts noch im Gebrauch (z. B. 1257: Quellen z. Schw. Gesch., Bd. X, Nr. 2).

Mer sind im alten inventario gsin 32 [meßgwender]; do sindt aber nur 26, mit den übrigen sindt thuomherren und caplen vergraben.

Mer sind im alten inventario gewest 22 cappen. Jetzund sindt nur 16 vorhanden; auß ain wisen hat man ain fürhang und auß ain grienen auch ain fürhang und auß ain roten ist stolen und manipel gemacht.

Waiter ist auch ein klaine cappen auß rotem damast vorhanden.

Mer sind alben gewest 32; ietzund sind nur 18 vorhanden.

* * *

In diesem Zusammenhang soll auch ein Reliquienverzeichnis der Churer Kathedrale geboten werden. Darin werden die Reliquien des hl. Lucius und seiner Schwester Emerita vermißt. Vor der Aufhebung des Klosters St. Luzi bei Chur befanden sich die Häupter und Leiber dort. Wahrscheinlich kamen sie 1542 nach der Kathedrale.[1]

Reliquiarium cathedralis ecclesiae Curiensis.[2]

Sancti Urbani papae; de veste S. Petri mart.; Sancti Udalrici et Sanctae Afrae; sancti Pamphili mart.; SS. Sergii et Bacchi m. m.; s. Blasii; de cruce latronis Dismae; de cruce S. Materni in Erentrudis; s. Brictii episc.; s. Jacobi fratris conversi; de s. Valentino m.; item S. Valentini et aliorum m. m.; s. Caßiani m.; s. Othmari abbatis; s. Oswaldi mart.; de caligis beati Henrici; s. Emeritae v. et m.[3]; reliquiae martyrum, qui propter fidem passi sunt Moguntinae; s. Merculiani conf.; s. Dignae m.; s. Bricci episc.; s. Salvatoris m.; s. Iacincti m.; s. Georgii m.; s. Florini confes.[4]; s. Vellari; de velo B. V. M.; de feretro eiusdem B. V. M.; de velamine B. V. M.; de sepulchro B. V. M.; de lacte B. V. M.; magistri Joannis episc.; de la tonica che tosto le sette piaghe di Giesu Christo, de cilicio S. Theobaldi; de scamno, super quo sedit Christus in Coena; de veste S. Simeonis; de S. Blasio ep. et mart.; de s. Victore mart.; s. Jacobi apost.; s. Columbae virg.; S. Galli.

Anton v. Castelmur.

[1] *J. G. Mayer*, St. Luzi bei Chur. Einsiedeln 1907 [2], p. 65 Sollte das Reliquienverzeichnis vor diesem Datum entstanden und nur in späterer Kopie erhalten sein?

[2] Papierblatt im Besitze von Domkustos Chr. Caminada. Die Schrift ist die humanistische italienische « testeggiata » des ausgehenden XVI. Jahrhunderts.

[3] Der Genitiv Emeritae deutet darauf hin, daß nur einzelne Reliquien und nicht der ganze heilige Leib darunter zu verstehen sind.

[4] St. Florin, Priester zu Remüs im Engadin, der zweite Patron des Bistums Chur.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Une grande figure historique [1].

Œuvre de longue haleine et fruit de vingt années de labeur, — pendant lesquelles ont eu le temps de s'assoupir les passions bouillonnant autour de cette vie et de cette mémoire, — la biographie, en deux volumes, que vient de consacrer à ce grand disparu M. Pie Philipona, doyen des publicistes suisses, est bien près d'être un ouvrage définitif. Son auteur a vécu dans l'entourage et l'intimité de M. Schorderet, et, collaborateur dévoué et précieux du Fondateur de l'Œuvre de Saint-Paul, il a hérité de sa pensée et a vu de près les mobiles de son action.

Celle-ci fut intense et a débordé le cadre des limites de la petite patrie fribourgeoise, car la figure de l'apôtre que fut ce prêtre, serviteur passionné de l'Eglise et de son pays, était de celles aux larges envergures qui dépassent les horizons de leur naissance et le théâtre immédiat de leur activité, aussi M. Philipona a-t-il pu, avec raison, appeler sa biographie : *Un chapitre de l'Histoire religieuse et politique de la Suisse.*

C'est, en effet, à tous les événements et à tous les actes de la vie nationale, de 1868 à 1893, que le chanoine Schorderet fut mêlé, comme témoin autorisé ou comme acteur de premier plan ; mais c'est surtout sur la scène politico-religieuse de son canton que devait donner toute sa mesure ce grand et, parfois, génial remueur d'idées, cet homme d'action prodigieuse, toujours en mouvement et à qui le repos pesait comme une abdication ou une lâcheté. Orateur puissant, au verbe original, dont les envolées atteignaient parfois à des hauteurs superbes, polémiste redoutable qu'une plume jamais banale servait comme une épée et dont il savait à l'occasion, émousser le fil jusqu'à lui faire rendre des accents de tendresse d'une inexprimable douceur, il fut avant tout l'*apôtre*, à l'image de son gigantesque modèle, le Docteur des nations. De la parole paulinienne dont s'était nourrie sa vaste intelligence, il avait la flamme qui brûle et en même temps réchauffe.

Ah ! oui, pour ceux qui l'ont connu et ont eu la joie et la consolation de ses intimités, comme son biographe et comme l'auteur de ces lignes, le chanoine Schorderet fut vraiment un autre Paul, pour qui *vivre, c'était le Christ*, le Christ qu'il faut servir, faire connaître, faire aimer, faire régner, afin que *tout soit restauré en Lui*, en dépit de toutes les luttes qu'il faut soutenir pour ce programme social, malgré toutes les fatigues et toutes les angoisses par lesquelles il faudra passer, toutes les gouttes de fiel dont il faudra s'abreuver jusqu'à la nausée, tous les mécomptes, cruels parfois jusqu'aux tentations du découragement, malgré toutes les méconnaissances

[1] *Le Chanoine Schorderet* (1840-1893), par Pie Philipona. Fribourg, Imprimerie de Saint-Paul.

et toutes les ingratitudes, si lourdes, si déchirantes, qui seront votre récompense terrestre.

Le chanoine Schorderet ! j'ai été le témoin de ses larmes et j'ai entendu le cri lancinant de ses indignations, quand le calice de l'épreuve débordait, mais je l'ai vu aussi tomber à genoux, embrasser le crucifix et crier : *Tout pour toi, mon Dieu, même cela, tout, tout ! surtout cela !*

Le chanoine Schorderet a connu toutes les angoisses, celles des enfantements douloureux, celles des causes que le succès trahit, jusqu'à celles des reniements qui crucifient, mais il a été le bon semeur qui, malgré les vents et les tempêtes, jette, sans relâche, dans la glèbe ingrate, le grain fécondé de sueurs, dans l'espoir qu'au grand soleil de Dieu les semailles incertaines lèveront et couvriront quelque jour les guérets de la gloire de leurs épis d'or.

Mais, comme tant de laboureurs des champs de l'action, le chanoine Schorderet n'a pas vu se dorer toutes les moissons dont sa main infatigable avait jeté les patientes semailles, et s'il a semé dans les pleurs, il ne lui fut pas donné de récolter toujours dans la joie.

Cependant, Dieu lui fit cette grâce et lui donna cette consolation de sentir solidement établies, ou riches d'espérances certaines, les fondations auxquelles il avait prodigué sa vie, comme aussi de voir les causes pour lesquelles il s'était dépensé sans mesure, sinon toutes triomphantes, du moins, s'imposant au respect de l'adversaire et de jour en jour plus voisines et assurées du succès.

Ce que fut la carrière de ce champion de batailles acharnées, souvent rendues plus ardues par la jalousie qui mine, par la diplomatie qui entrave, par la peur qui paralyse, et de quelles nobles, généreuses et saintes ambitions se gonflait ce cœur d'apôtre, à quel foyer de vie divine il allumait et entretenait sa flamme, en plein souffle d'orage, l'ouvrage de M. Philipona le dit avec une mâle fierté, avec un rare bonheur d'expression, avec une impartialité de jugement qui n'exclut pas la chaleur de l'ami et la secrète tendresse du compagnon d'armes.

Si, du point de vue technique et strictement historique, l'on peut regretter l'absence d'indication des sources et le défaut d'annexes où seraient reproduits les documents cités, il n'en reste pas moins que qui voudra étudier l'histoire politique et religieuse de la Suisse, et de Fribourg en particulier, au dernier demi-siècle, ne pourra pas ignorer l'ouvrage si important de M. Philipona, sans s'exposer à ne rien comprendre à un état de choses et d'esprit, à un régime, à des institutions en pleine vigueur, dont le chanoine Schorderet fut l'initiateur, le protagoniste, le créateur, ou le promoteur.

Rédacteur français des *Monat-Rosen*, l'organe de cette Société des Etudiants suisses qui avait toutes ses tendresses, pour l'indépendance et pour la pureté de principes de laquelle il rompit, victorieusement, tant de lances, et dont, à ses derniers jours, avec des pleurs dans les yeux, il embrassait encore le ruban symbolique, — aumônier de l'Ecole normale de Hauterive et, plus tard, fondateur de la Société fribourgeoise d'éducation, — irréductible adversaire du libéralisme qu'à l'appel des Pontifes

infaillibles, il combattra jusqu'à sa dernière heure et, chez nous, poussera jusqu'en ses derniers retranchements, — créateur de cette Œuvre, digne du cœur d'un Paul, l'Apostolat par la Presse, à laquelle il donne ces organes de défense et de combat : la *Liberté*, l'*Ami du Peuple*, la *Revue de la Suisse catholique*, — collaborateur du *Bulletin pédagogique*, du *Bulletin de l'Association de Pie IX*, — champion infrangible des droits de l'Eglise et des catholiques opprimés, dans la lutte gigantesque du Kulturkampf, — chanoine actif de l'antique collégiale de Saint-Nicolas et, comme tel, pasteur aux inépuisables merveilles de charité et d'apostolat dans une paroisse urbaine deshéritée, qu'il sut vivifier et doter d'œuvres protectrices et d'associations vivantes, — promoteur des grands pèlerinages fribourgeois à Notre-Dame des Ermites, à la Grotte de Lourdes, à l'ermitage du Ranft, au sanctuaire du Sacré-Cœur de Paray-le-Monial, à la chapelle des Marches, — orateur puissant, original et vibrant des grandes journées du Pius-Verein et des imposantes assises populaires de Posieux, ce Grütli fribourgeois à l'ombre inspiratrice duquel s'étaient écoulées, dans le labeur manuel, dans l'étude, dans la prière, tant d'années de sa jeunesse, — cofondateur et animateur du Cercle catholique, ce N° 13 fatidique, centre de ralliement des forces conservatrices, poste d'écoute et de commandement, d'où sont parties tant d'initiatives de salut, où furent dressés, étudiés, discutés tant de plans d'offensives, illustrées par tant de victoires.

Que sais-je encore !

Tout cela, et par-dessus tout, dévoué jusqu'à l'anéantissement de sa volonté propre, fils passionné de l'Eglise et des successeurs de Pierre, qui l'encouragèrent et le bénirent tant de fois, collaborateur de l'homme d'Etat génial qu'il avait deviné, aidé à sortir de l'ombre et dont il avait pressenti les immenses services et la carrière aux fécondités merveilleuses : Python, Schorderet, deux noms que l'histoire ne séparera plus, qu'elle burinera sur l'airain de ses vengeresses tablettes, comme la reconnaissance les a à jamais gravés dans le cœur des patriotes fribourgeois et des catholiques suisses.

Tour à tour, soldat dans le rang et chef hardi, Schorderet fut de toutes ces batailles politiques, d'où sont sortis, avec son efflorescence d'institutions providentielles, ce régime conservateur-progressiste et le gouvernement éclairé qui l'incarne, sous les plis du drapeau national aimé jusqu'aux suprêmes sacrifices et de la bannière cantonale, emblème sans peur ni reproche du fédéralisme ancestral et sauveur.

Voilà Schorderet, à l'âme de feu, au cœur de lion, géant taillé dans une chair d'apôtre, accessible à tous les frémissements généreux, à toutes les émotions saintes, et vibrante jusqu'en ses fibres intimes pour ses deux seules amours : Dieu et la Patrie.

La biographie d'un tel homme, le récit de l'action publique d'un prêtre qui ne fut mêlé à tant d'événements d'importance capitale pour son pays et n'eut tant d'influence sur les hommes et les choses de sa patrie que précisément parce qu'il était *prêtre avant tout*, ce récit et cette biographie devaient nécessairement raviver bien des pages que certains croyaient à jamais effacées, faire surgir, dans l'ambiance de fièvre et d'agitation

qui les vit paraître sur la scène politique et religieuse, bien des ombres acquises à la paix de la tombe et à la sérénité de l'histoire. Etait-il opportun de remuer ce passé et de faire revivre ces morts, dont les passions furent parfois si ardentes ? D'aucuns se le demanderont.

Mais à ceux qui seront tentés de trouver ce réveil prématuré, et imprudente l'interruption de la prescription de silence ou d'oubli que rompent ces *souvenirs* (par tant de côtés, évocateurs d'une époque, d'une politique, d'un état de choses et d'un courant d'idées qui demeurent), avec l'immense majorité de ses lecteurs, le biographe du chanoine Schorderet répond justement :

Nous ne nous méprenons pas sur la différence des temps, nous nous rendons bien compte que la situation actuelle en Suisse et à Fribourg, en particulier, ne ressemble plus à celle où les catholiques opprimés luttaient pour leur existence, pour le libre exercice de leur culte contre une agression qui, sous le nom fallacieux de lutte civilisatrice, tendait à faire table rase du catholicisme dans notre patrie... Mais la génération contemporaine de l'âge héroïque devient de plus en plus parsemée. Les vétérans se font rares et bientôt, dans nos campagnes, il ne se trouvera plus personne pour relier le passé au présent. Qui nous garantit pourtant que des jours sombres ne puissent revenir où le pays aura besoin de toutes les forces qu'il a puisées autrefois dans sa foi et dans la tradition ! Ce qui se passe aujourd'hui dans le monde nous montre que le bolchévisme, ce réservoir où viennent se concentrer toutes les erreurs et toutes les haines, livre un assaut suprême à l'Eglise catholique. Les complicités qui, en Amérique et en Europe, laissent perpétuer tant d'horreurs et tant de massacres, nous apprennent que les catholiques ne peuvent compter que sur eux-mêmes pour résister, avec la grâce de Dieu, à tant d'ennemis coalisés. Il suffit de lire certains journaux suisses pour remarquer la connivence d'esprit et de cœur de nos anciens Kulturkämpfer avec le brigandage mexicain. Nous n'avons rien à espérer de ces prétendus partis d'ordre qui nous appellent au secours lorsque le communisme menace leur caisse, mais qui sourient aux saturnales du bolchévisme lorsqu'elles sont dirigées contre les prêtres, les moines et les croyants. La génération actuelle a donc besoin de se souvenir, afin de ne pas s'endormir dans un repos trompeur. La paix, certes, nous la voulons, mais non point un sommeil léthargique qui empêche de voir l'approche du danger et les moyens de le conjurer. Ce chapitre de notre histoire religieuse et politique n'a d'autre but que de rappeler par quoi nous avons été sauvés, et c'est dans l'observation attentive des événements actuels qu'il trouve sa justification.

On ne saurait mieux dire, et le disant, M. Pie Philipona a fait œuvre virile et nécessaire et a rendu un immense service à notre cause et au pays.

Fribourg. ALFRED COLLOMB.

L. Suter et G. Castella. Histoire de la Suisse. Prix : 10 fr. Benziger, Einsiedeln 1928.

Comme on l'a déjà dit à propos des éditions antérieures, comme l'avouent la plupart des professeurs qui l'emploient, cet ouvrage ne tient pas assez

compte des méthodes pédagogiques. Sans tomber dans une aride nomenclature ou un exposé séchement systématique, il serait possible, à mon avis, de résumer davantage certains événements ou d'y mettre pour l'intelligence des élèves un peu plus de clarté. Plusieurs maîtres de l'enseignement secondaire voudraient que l'édition française ne fût pas, pour la plupart des chapitres, une traduction de l'édition allemande ; ils préféreraient une refonte complète du livre.

A cette occasion, on pourrait mettre des sous-titres, qui permettraient de mieux grouper les faits ; et on pourrait recourir à une disposition typographique spéciale.

Par ailleurs, grâce à l'érudition de M. le Dr G. Castella, professeur à l'Université de Fribourg, la nouvelle édition offre des améliorations notables et elle est tout à fait au point. Plusieurs chapitres ont été entièrement remaniés. Le premier, qui concerne la préhistoire, contient de nombreux et nouveaux détails tirés des ouvrages de M. Vouga et de M. Viollier, des autorités en la matière. La féodalité fait l'objet d'un exposé très intéressant, presque trop scientifique pour des élèves de collège ; peut-être certains maîtres ne le comprendront-ils pas à fond. Par contre, M. Castella a fort bien brossé le tableau de la vie économique au XIXme siècle. Ne pourrait-il pas plus tard décrire aussi l'économie rurale et urbaine du moyen âge, avec un peu plus de détails qu'au chapitre 28 ; ne pourrait-il pas exposer aussi le système économique des temps modernes ? Enfin, « La Suisse pendant la guerre mondiale », « La neutralité suisse et l'entrée dans la Société des Nations » sont des sujets fort intéressants et rappellent les heures parfois tragiques vécues par la plupart d'entre nous.

Dans le domaine de l'histoire ecclésiastique, l'impartialité des auteurs va si loin qu'elle évite les questions irritantes, quoiqu'elles soient parfois fort importantes. M. Castella connaît sans doute le livre fort documenté de M. le chanoine Peissard, « La découverte du tombeau de saint Maurice » qui, malgré quelques objections de M. Déonna, a tranché la question du martyre de saint Maurice ; néanmoins, il écrit : « On discute encore sur l'historicité du martyre de saint Maurice et de ses compagnons de la légion thébaine à Agaune. » Pourquoi le manuel n'expose-t-il pas les causes générales de la Réforme et surtout les théories de Luther, dont Zwingli, malgré quelques divergences doctrinales, n'a en somme que donné l'écho ?

Les conditions concernant la plupart des bailliages communs sont cette fois nettement exprimées lorsqu'il s'agit de la Ire Paix nationale (1529), mais encore trop vaguement indiquées lorsqu'il s'agit de la IIme Paix nationale (1531).

L'introduction de la Réforme dans le pays de Neuchâtel, dans les vallées de Saint-Imier et de Moutier pourrait être exposée avec plus de détails, ce qui permettrait de montrer la violence de Farel et l'influence décisive exercée par Berne.

« Le maintien de la foi catholique à Fribourg et au Valais » (chap. 66) devrait logiquement être traité après « La Restauration catholique » (chap. 68), qui en donne en somme les causes fondamentales. Ç'a été une excellente idée de réunir en un seul chapitre les troubles des Grisons et

la Guerre de trente ans ; toutefois l'exposé suppose du lecteur une connaissance exacte de l'échiquier européen au milieu du XVII^me siècle.

A propos du mouvement libéral (chap. 94), les auteurs auraient pu, sans faire de la politique, expliquer plus à fond les principes des libéraux et des conservateurs, principes qui aident à mieux comprendre les événements fort troublés, qui vont des révolutions de 1830 au Kulturkampf ; de ce dernier épisode, l'édition française de 1928 a donné fort judicieusement une vue d'ensemble plus complète.

La nouvelle « Histoire suisse » de MM. Suter et Castella est encore plus richement illustrée que les précédentes et elle s'est augmentée de huit belles cartes en couleurs. Deux d'entre elles permettent de bien se rendre compte de la puissance territoriale des Zähringen et de celle des Habsbourg. La carte des évêchés et des religions en Suisse, au XVIII^me siècle, renferme trop d'éléments ; les limites du diocèse de Constance ne sont pas très nettes et celles du diocèse de Lausanne ne sont pas tout à fait exactes ; néanmoins cette carte rend de précieux services.

Malgré les quelques remarques que je me suis permis de faire dans l'intérêt des maîtres et des élèves, le nouvel ouvrage est de première valeur scientifique ; il fait honneur à ses auteurs, spécialement à M. le Dr Gaston Castella, que je félicite tout particulièrement.

J. Jordan.

Die schweizerische Kapuzinerprovinz. *Ihr Werden und Wirken. Festschrift zur vierten Jahrhundertfeier*, herausgegeben von **P. Magnus Künzle**, Einsiedeln, Benziger 1928.

Eine Festschrift im Jubeljahr des Kapuzinerordens nach 400-jährigem segensreichem Bestande, gewiß viel berechtigter als die zahlreichen neueren Festschriften, wenn eine mehr oder weniger bekannte Persönlichkeit ihr 60. oder 70. Altersjahr zurücklegt. Die einzelnen Abschnitte des vorliegenden Werkes sind denn auch nicht disjecta membra poëtae, wie so manche der zweiten Art ; sie behandeln einheitlich Entstehung und Erscheinung, Leben und Wirken des Ordens. Und dieses ist so taten- und ruhmreich, daß man den Stoff nicht anderwärts zu suchen braucht. Die Darstellung wird von selbst eine glänzende Apologie des Ordens. Auch hier gilt das Wort : « Seine beste Rechtfertigung ist seine Geschichte. »

Mit Recht sieht der Kapuzinerorden den hl. Franziskus als seinen Stifter und Vater an — nicht wie der benediktinische Zweig der Zisterzienser, der dem hl. Benedikt, dessen Regel er doch befolgen soll, nur die zweite Rolle zuweist. Beim Kapitel « Der hl. Franziskus und sein Orden » möchten wir auf das gründliche Werklein « Die Franziskus-Orden in der Schweiz », von P. Anastasius Bürgler (Schwyz, Drittordenszentrale) hinweisen. — Es folgen dann eine Reihe trefflicher Einzeldarstellungen : Einführung und überraschend schnelle Verbreitung der Kapuziner in der Schweiz, deren Tätigkeit für die katholische Reform, in der Seelsorge, in der innern und äußern Mission, auf dem weiten Gebiete der Caritas, in Erziehung und Heranbildung der Jugend, in der Wissenschaft usw.

Herrliche Gestalten treten uns entgegen, wie der hl. Fidelis von Sigmaringen, der sel. Apollinar Morel; sodann gründliche Wissenschafter aus älterer Zeit (z. B. der schlagfertige Apologet Rudolf Gasser), wie aus unsern Tagen; dann ferner eifrige Caritasapostel schon lange vor dem gefeierten P. Theodosius Florentini, der freilich über alle andern emporragt und wie kein zweiter Schule machte; apostolische Männer, wie die großen Missionäre Anastasius Hartmann, Kandidus Sierro, in Rußland, Türkei, Asien, Afrika und Amerika; durchgreifende Organisatoren, wie die eben genannten und vor allen der ausgezeichnete Ordensgeneral Bernhard Christen, die weit über ihr Vaterland und ihr Jahrhundert hinaus wirken. Wir begegnen Männern, die gewaltig in die Speichen ihrer Zeit eingriffen, wie P. Ludwig von Sachsen in Appenzell und Solothurn († 1608), P. Seraphim Engel († 1629) im Toggenburg und Fürstenland, die Kapuzinermissionäre, die in Gemeinschaft mit Jesuiten und eifrigen Luzernerpriestern das Walliservolk dem katholischen Glauben erhielten oder zurückeroberten.

Wie es eine Festschrift mit sich bringt, haben wir es nicht mit einem eigentlich historischen Werk zu tun; es ist vielmehr ein Stück Rückschau der schweizerischen Franziskusfamilie, getragen vom edlen Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, beseelt von einem zukunftsfrohen Optimismus, geeignet, die jüngeren Mitglieder zu begeistertem Schaffen nach dem Vorbild der Alten anzufeuern und dem Orden neue Jünger zu werben.

Die Einzelartikel fügen sich gut zusammen — keine Kleinarbeit für den Redaktor! — Daß Stil und Ausführung wechseln, ist durch die Individualität der 18 Verfasser der Artikel bedingt; völlige Ausgeglichenheit nach Form und Inhalt wird da unmöglich. Die 40 ganzseitigen Illustrationen mit über 100 Personen- und Ortsbildnissen beleuchten den Text (vergebens haben wir das Bild des verdienten P. Fridolin Bochsler gesucht). Zusammenfassend kann man sagen: «Die schweizerische Kapuzinerprovinz» ist ein gediegenes Volksbuch, das in jeder Rücksicht empfohlen werden darf. Der Preis des stattlichen Bandes mit guter Ausstattung und reichen Illustrationen (10 Fr.) ist sehr mäßig.

Wird an ein Volksbuch auch nicht der strenge Maßstab angelegt, wie an ein wissenschaftliches Werk im engern Sinn, so muß es sich doch, nachdem es durch den Druck juris publici geworden, gefallen lassen, daß sich die Kritik ausspricht.

Auffallend wird dem Leser die ziemlich ungleiche Behandlung der Stoffe, was Umfang und zum Teil die Gründlichkeit betrifft (vergleiche die Diasporaseelsorge in der französischen Schweiz). Bei Anführung der Schriftsteller, Prediger usw., aus der neuesten Zeit, möchte vielleicht der Fernerstehende eine strengere Auswahl wünschen; aber einerseits ist zu bedenken, daß vorab die Ordensbrüder eine möglichst vollständige Aufstellung wünschen, anderseits wird eine allen gerecht werdende Auslese und ein ganz objektives Urteil immer schwer sein, wenn man nicht grundsätzlich von noch lebenden Persönlichkeiten und von noch nicht abgeschlossenen Ereignissen und Zuständen absieht. Ob wohl nicht der Verfasser des Artikels «Pflege des Schrifttums» allzusehr ins Einzelne eingeht und Werke von geringerer Bedeutung aufführt, die man ohne Schaden hätte übergehen können.

Beim Kapitel Regularterziaren dürfte wohl deren zweite Aufgabe (neben der Hauptbestimmung der Selbstheiligung, nämlich durch ihr Gebets- und Opferleben dem apostolischen Wirken des männlichen Zweiges als Hilfstruppe zu dienen, mehr hervorgehoben werden, wenn auch die ursprüngliche Opferidee hinter der neuzeitlichen Betätigung in Erziehung, Krankendienst, Missionen manchenorts stark zurücktritt. - Die Schöpfungen des P. Theodos sel. sind mehr seiner persönlichen Initiative entsprungen als Unternehmungen der ganzen Provinz. Bei Anführung heiligmäßiger Persönlichkeiten möchte man den Protest bezüglich des Dekretes Urbans VIII. (S. 377 unten) an die Spitze des Artikels sehen; wäre der gestrenge Sekretär des Indexkongregation noch am Leben, so würde er diese Forderung unerbittlich stellen. Den «im Glanz der Vollendung» Strahlenden des XIX. Jahrhunderts dürfte jedenfalls auch der General P. Bernhard Christen beigesellt werden. Bei einigen Artikeln wünschte man wohl die allzu häufigen Epitheta «seraphisch», «franziskanisch» vermieden. Sind bei einem Werke dieser Art Wiederholungen auch nicht ganz zu vermeiden, so finden sich doch manche unnötige, so z. B. P. Lorenz von Schnifis (S. 225, 355, 407), das dritte Mal um 100 Jahre zu spät angesetzt. Bemerkt mag werden, daß nicht Paul II. an der Wiege des Kapuzinerordens stand. Die gewöhnlich unrichtigen Ausdrücke «bekannt» und «bekanntlich» überlassen wir lieber dem Zeitungsjargon. «Gespiesen» und «den Greisen» (st. den Greis) werden Norddeutsche als Schweizer Provinzialismen brandmarken.

Doch diese Aussetzungen sind ohne großen Belang; es sind nur Wünsche, die bei einer baldigen zweiten Auflage des wertvollen Werkes Berücksichtigung finden mögen.

P. *Fridolin Segmüller.*

Die Union mit den Ostkirchen. *Bericht über die Wiener Unionstagung 1926, herausgegeben im Auftrage der österreichischen Leogesellschaft, von* **Dr. Hollsteiner,** Privatdozent der Kirchengeschichte an der Universität Wien. Graz und Leipzig 1928, Verlag von Ulrich Moser's Buchhandlung (J. Meyerhoff).

Zu Pfingsten 1926 haben die deutsche Görres- und die österreichische Leogesellschaft in der für Behandlung der östlichen Kirchenfragen äußerst günstig gelegenen Stadt Wien eine Tagung veranstaltet, auf welcher in einer dem Geiste meines Freundes, des griechisch-unierten Metropoliten von Lemberg, Graf Andreas Szepticki, — wie Dr. Iwan Turyn mit Recht in seinem Referat hervorhebt —, sowie dem Geiste der Kongresse von Velehrad vollkommen entsprechenden Weise das Problem der Union Roms und der östlichen Kirchen besprochen wurde. Die verschiedenen bei dieser Gelegenheit gehaltenen Referate finden sich in der Schrift abgedruckt. Es sprachen: Universitätsprofessor Dr. Tomek, Wien («Die katholische Kirche und die christlichen Gemeinschaften des Ostens»); Professor Dr. Konrad Lübeck, Fulda («Das Problem der Union mit dem kirchlichen Osten»); Universitätsprofessor Dr. Anton Baumstark, Bonn

(« Trennendes und Einigendes zwischen der katholischen Kirche und den Ostkirchen ») ; Universitätsprofessor Dr. Felix Haase, Breslau (« Die russische Kirche und die Union ») ; Dr. Diodor Kolpinsky, Warschau (« Die psychologischen Schwierigkeiten der Union mit den Russen ») ; Dr. Iwan Turyn, Wien (« Zur gegenwärtigen Lage der Union mit den Ostkirchen ») ; Baron Konstantin Wrangel, Rom (orthodox) (« Die Unionsbestrebungen der Russen ») ; Universitätsprofessor Dr. Hans Eibel, Wien (« Zur Ideologie der Union »). Den Referaten geht ein Vorwort und eine Einleitung von Dr. Hollensteiner voraus ; es beschließt sie ein Tagungsbericht von demselben Verfasser.

Überall zeigt sich in den Reden die gleiche versöhnliche Tendenz, das ernstliche Streben, die Wahrheit zu erkennen, den Problemen wirklich gerecht zu werden, und die kluge, geduldige Denkart, die nichts überstürzen will und sich vorläufig damit begnügt, daß man einander besser kennen lerne und sich näher trete. — Trotzdem würde ich vielfach wünschen, die betreffenden Herrn Redner wären den Dingen noch mehr auf den Grund gegangen und hätten sich teilweise eine richtigere Kenntnis und Anschauung von denselben verschafft. Selbst mit dem so fein durchdachten Referate eines — was das Liturgische und Historische betrifft — so ausgezeichneten Kenners des östlichen Wesens, wie Prof. Baumstark, bin ich im Grunde nicht einverstanden. Ist das denn wahr — ein Gedanke, den auch mehrere andere Redner sich angeeignet haben —, daß sich im Osten die Begriffe Kult und Dogma völlig decken ? Selbstverständlich hängen diese beiden Dinge untrennbar zusammen, im Westen so gut wie im Osten. Aber auch die östliche Kirche glaubt an die Auferstehung der Toten und ein ewiges Leben (Dinge, mit denen man sich im Origenistenstreite viel abgegeben hat), Gegenstände, die kein Kultobjekt sind. In den christologischen Streitigkeiten haben ihre Vertreter oft genug betont, daß die Erlösung und Heiligung der Menschen — also nicht in erster Linie der Kult — davon abhinge, daß Christus all das besitze, was die rechte Lehre bei ihm voraussetze. Die letzte größere dogmatische Streitigkeit des Ostens, die barlaamitische, betraf in keiner Weise den Kult der Kirche, sondern die Mönchsfrömmigkeit, die Aszese. Den großen Kirchenvätern des Ostens wie denen des Westens — man studiere z. B. die Predigten des Chrysostomus — war die Religion keineswegs ausschließlich oder in erster Linie Kult, sondern ernstes sittliches Ringen, Betrachtung der Schrift, Ausführung des Evangeliums Christi. Auch heute wird, obwohl die äußere Form, wie es ja leider zu ergehen pflegt, wenn der Geist abnimmt, eine außerordentlich große Bedeutung gewonnen hat, kein Grieche oder Orientale den Satz zugeben, für ihn sei Kult und Religion eins und dasselbe. Es ist leicht, indem man einen Gedanken, der viel Wahres enthält, einseitig betont, geistreiche Theorien aufzustellen. Nur darf ihnen das sichere Fundament nicht fehlen. — Solche Behauptungen, wie die, als habe die griechische Kirche in alter Zeit eine Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä, sogar ein Fest zu deren Ehre gehabt (Prof. Lübeck) — nur in Südrußland hat infolge der polnischen Herrschaft unter dem direkten Einfluß der Jesuitenschulen, an denen damals viele Orthodoxe

ihre Studien betreiben mußten, eine Zeitlang bei manchen der Glaube an diese Wahrheit geherrscht —, sollten doch endgültig verschwinden. Das griechische Fest «der Empfängnis der hl. Anna» am 9. Dezember war nur eine Kopie des bereits vorher bestehenden Festes der Empfängnis Johannes' des Täufers. Man erinnerte sich an dem Tage an das, was die apokryphen Evangelien vom Ursprunge Mariae erzählten. Hätte man etwas von dem Privilegium der unbefleckten Empfängnis gewußt, so hätte man es bei dem Feste erwähnen müssen, was jedoch nie geschah. Da sich die griechische Kirche überhaupt so gut wie nie mit der Erbsünde befaßte, so konnte sie auch nicht dazu kommen, die Frage zu stellen, ob Maria von ihr betroffen gewesen sei. — Herr Prof. Lübeck stellt es als unbezweifelt sicher hin, Cyrill Lukaris sei ein vollendeter Kalvinist gewesen. Ist es ihm unbekannt, daß die Frage bis heute höchst umstritten ist und von der orthodoxen Welt einmütig verneint wird? Mit gutem Grund weist man darauf hin, daß dieser gelehrte Patriarch sich in seinen unzweifelhaft echten Schriften und Predigten stets genau auf den orthodoxen Standpunkt stellt, und daß er ein gewaltiger Eiferer für die Orthodoxie war. Es ist daher leicht möglich, daß das seinen Namen tragende kalvinische Glaubensbekenntnis aus bestimmtem Interesse in Gent veröffentlicht und in ebenso tendenziöser Absicht mit seinem Namen geschmückt wurde. Was überhaupt die Darstellung der Dogmenlehre der orthodoxen Kirche oder ihrer Theologen betrifft, so wäre es Herrn Prof. Lübeck zu raten, sich die Dinge weit genauer anzusehen und die Schriften alter Zeit eingehender zu betrachten. Dann würde er in manchen Fällen nicht so schnell dazu kommen, diese Anschauungen seltsam zu finden oder gar als Neuerungen anzusehen. Die «Eschatologie» der griechischen Kirche wird von ihm ein «buntes Durcheinander» genannt und nicht einmal richtig aufgefaßt. Einen «endgültig entscheidenden Richterspruch» nach dem Tode kennt sie nicht. Er erfolgt nach ihr bei der Ankunft des Herrn. Darum kann bis dahin das Schicksal einiger Seelen, die sich auf Erden einer solchen Begünstigung würdig machten, infolge des kirchlichen Gebetes eine Veränderung erfahren, sie können von der linken Seite auf die rechte übergehen. Einstweilen empfinden Gerechte wie Frevler einen Vorgeschmack der sie erwartenden Vergeltung. Nur Unkenntnis des Altertums — man lese z. B. Kassians Kollationen darüber nach — kann darin etwas außerordentlich Befremdendes finden. Wo hat Prof. Lübeck die seltsame Entdeckung gemacht — mir ist trotz jahrelangen eingehenden Studiums des griechischen Gottesdienstes nichts davon bekannt —, daß man in der orthodoxen Kirche auch völlig Gesunde mit dem heiligen «Gebetsöl» salbt? Was die Epiklisislehre betrifft, so besteht da ganz gewiß kein «Bruch mit der Vergangenheit». Die Lehrmeinung von der «Ikonomia» soll Lübeck zufolge eine «Erfindung» orthodoxer Theologen sein, während sie sich doch so klar, sowohl dem Worte als der Sache nach, bei Wasil dem Großen findet. Der Einfluß der protestantischen Theologie auf so manche orthodoxe Vertreter der heiligen Wissenschaft läßt sich gewiß nicht leugnen. Aber die Kirche als solche hat keine neuen Lehren angenommen. Ehe man einer so hoch konservativen Gemeinschaft

etwas Derartiges vorwirft, muß man es sich hundertmal überlegen und genau beweisen können. Es ließe sich da noch manches sagen. Gerade bei Darstellung des dogmatischen Standpunktes des anderen Teiles ist genaueste Sachkenntnis erforderlich. — Ebenso sollte endgültig mit der durch nichts begründeten, zwar gutgemeinten, aber völlig falschen Vorstellung aufgeräumt werden, als sei die russische Kirche alter Zeit nach der Kirchentrennung andere Wege als die griechische gegangen, und als hätte sie womöglich einen Zusammenhang mit Rom und dem Abendlande gehabt. Was man dafür anführt, beweist nicht das Mindeste. — Die Sympathie für die russischen « Altgläubigen » (Dr. Kolpinsky) hat gewiß ihre Berechtigung, und es soll gar nicht geleugnet werden, daß sich bei ihnen manchmal ernsteres Christentum findet als bei vielen Orthodoxen. Ist das ein gemeinsames Charakteristikum der Sekten, daß sich in ihnen oft mehr Begeisterung, aber auch mehr Schwärmerei, zeigt als im Schoße der großen Kirchengemeinschaften? Bei der Nikon'schen Reform handelte es sich nicht um « Gräzisierung » der russischen Kirche, die doch immer ein Teil der griechischen gewesen war, sondern um vernünftige Korrektur der Kirchenbücher auf Grund des Originals. Wer genau die sehr interessante Geschichte und Verzweigung der Altgläubigkeit studiert, erfährt aber auch, wieviel beklagenswerte, manchmal an Stumpfsinn grenzende Torheit und Beschränktheit eine Rolle in dieser Bewegung gespielt hat. Jedenfalls wird man die Welt der orthodoxen Kirche wenig anziehen, wenn man eine besondere Begeisterung für den russischen Raskol zur Schau trägt. Man soll dabei gewiß die guten Seiten dieser Leute gerne anerkennen, und ebenso die schaurige Behandlung, die sie ehedem von der russischen Staatskirche und dem Staate erfahren haben, brandmarken. Das ist eines der düstersten Kapitel in der Geschichte des Christentums.

Volle Erfassung und unbefangene Darstellung der Wahrheit wird am besten den erstrebten Zielen dienen.

Dr. Max, Herzog zu Sachsen,
Professor an der Universität Freiburg (Schweiz).

Gottlob Theodor, Der abendländische Chorepiskopat. (Kanonistische Studien und Texte, herausgegeben von A. M. Koeniger, Band 1.) Bonn, Kurt Schroeder, 1928. XVI und 149 Seiten.

Das Institut der Chorbischöfe (χωρεπίσκοπος = Bischof eines Landbezirkes) zum Unterschied von den Stadtbischöfen findet sich zuerst im Orient, wo bereits im Jahre 314 die Synode von Ancyra Bestimmungen über ihre Befugnisse aufstellt. Sie unterstanden den Stadtbischöfen. Aber da sie doch die Einheit der bischöflichen Diözese gefährdeten, wurden sie vom Ende des IV. Jahrhunderts an allmählich abgeschafft. In etwas späterer Zeit tauchen dann im Abendland Chorbischöfe auf, mit dem gleichen Namen *chorepiscopus* bezeichnet und auch großenteils mit ähnlichen Befugnissen ausgestattet, ohne daß jedoch ein direkter Zusammenhang

zwischen ihnen und den orientalischen Chorbischöfen bestünde. Über den Ursprung, den Charakter und die Stellung dieser Mitglieder der kirchlichen Hierarchie im Abendlande waren die Ansichten unter den Rechtshistorikern geteilt; manche behaupteten, sie hätten überhaupt keine bischöfliche Weihe erhalten, sondern seien bloß Priester mit höheren Befugnissen für die Verwaltung der Diözese gewesen. Dies bedingt natürlich eine verschiedene Auffassung des Ursprunges und der ganzen amtlichen Stellung der Chorbischöfe. Um diese Fragen zu klären, hat der Verf. der vorliegenden Studie alle Quellenzeugnisse über dieses Institut der abendländischen Kirche gesammelt und systematisch verarbeitet, so daß er eine abgeschlossene, vollständige Darstellung des abendländischen Chorepiskopates: seines Aufkommens, seiner Befugnisse, seines Verhältnisses zu den Diözesanbischöfen, seines Wirkens in der Zeit seiner Blüte (VIII. und IX. Jahrh.) und seines allmählichen Verschwindens vom X. Jahrhundert ab, infolge des gegen das Institut geführten Kampfes, bieten kann. Die Ergebnisse der vollständig auf der Bearbeitung der zeitgenössischen Quellen beruhenden Untersuchung sind in allen wesentlichen Teilen gesichert, und es ist dem Verf. gelungen, in die Auffassung der Entwicklung und der kirchlichen Amtsstellung der Chorbischöfe des Abendlandes Klarheit zu bringen. Die von ihm benutzten Quellen und Darstellungen sind vor der Einleitung vollständig angegeben. Für die Schweiz kommt vor allem die Diözese *Konstanz* in Betracht. Auch für diese ist für das IX. Jahrhundert das Bestehen von Chorbischöfen geschichtlich gesichert. In Verbrüderungsbüchern wird unter dem Konstanzer Bischof Salomo (839-871) ein „Thioto chorepiscopus" ausdrücklich erwähnt (S. 53), und die ganze Entwicklung des Chorepiskopates, besonders in ausgedehnten Diözesen, läßt darauf schließen, daß er wohl Vorgänger und Nachfolger gehabt hat. Das wäre eine Stütze für die Hypothese Eglis, daß der Bischof Ursinus, der als Stifter einer Martinskirche auf der Inschrift in Windisch erwähnt ist (Kraus, Christliche Inschriften der Rheinlande, Nr. 10), Weihbischof des Konstanzer Bischofs gewesen sein kann.

J. P. Kirsch.

Zu kaufen gesucht:

Heft 1. Jahrgang XII (1918) der Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte. Angebote mit Preisangabe wolle man richten an die Redaktion.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.

Das Collegium Pontificium Papio in Ascona.

Von P. Fridolin SEGMÜLLER O. S. B.

(Fortsetzung.)

7. Anfeindungen und Anstände.

Wenn in den folgenden Darlegungen die Machenschaften mancher tonangebender Kreise in Ascona in mißbilligendem Sinne dargestellt werden, so fällt deshalb kein Schatten auf die Gemeinde als solche, noch auf einzelne Geschlechter und Familien, so sehr auch das Treiben der Hetzer und Rädelsführer verurteilt wird.

Aus der irrigen Auffassung, als wäre die Stiftung Papios zugunsten der Jugend Asconas Eigentum der Gemeinde geworden, über das sie frei verfügen könne, erwuchsen schwere Mißverständnisse und langwierige Streitigkeiten. Man glaubte, ein weitgehendes Verfügungsrecht über das Eigentum wie über die Verwaltung und Leitung des Kollegs zu haben.

Trotz der klaren Bestimmung der Konstitutionen (I. Kap. 2), daß niemand außer dem Rektor des Kollegs *Jurisdiktionsrechte* in der Kirche S. Maria beanspruchen dürfe, machten doch sowohl die Gemeinde wie die Ortsgeistlichkeit verschiedene Anforderungen bezüglich der kirchlichen Funktionen geltend. Schon 1619 waren Cristoforo Vacchini und Bartolomeo Duni von der Gemeindeversammlung an den Kardinal Friedrich Borromeo (der damals in Rom weilte) mit der Klage abgeordnet worden, der Rektor halte seine Messe statt am Hauptaltar, an einem Nebenaltar, was den Kardinal bestimmte, obige Regel, daß kein Auswärtiger sich in die gottesdienstlichen Anordnungen einzumischen habe, den Konstitutionen einzuverleiben. [1]

Als die Ortspfarrer und einige Gemeindeglieder neue Ansprüche

[1] « Prot. Vicin. », 6. Okt. 1619. « Apol. », Nr. 95 s, pag. 56 s.

betr. die Benützung der Kirche machten, so bei Prozessionen, Leichenbegängnissen, Jahrzeiten, erklärte der Auditor der päpstlichen Kammer, über die Kollegiumskirche, obwohl im Territorium der Diözese Como gelegen, habe nur der Erzbischof von Mailand als Apostolischer Administrator und Protektor Jurisdiktionsrechte, welcher deren Ausübung dem Rektor übergeben habe. Vom Kardinal wurde dann ohne weiteres die Benützung der Kirche und der Glocken zugestanden, aber unter jedesmaliger Verständigung mit dem Rektor.[1] Trotzdem versuchte man mit Umgehung des Rektors die Kirche zu benützen, hielt Prozessionen ohne Anzeige an den Rektor und klagte in Mailand, wenn man die Kirche verschlossen fand und die Glocken stumm blieben. Ebenso wollte man dort zu jeder Zeit, auch während des Gottesdienstes der Studenten, gesungene Ämter und andere Funktionen abhalten.[2]

Weil die Kollegiumskirche der Jurisdiktion des Erzbischofs von Mailand unterstand, wurde auch der Gottesdienst im *ambrosianischen Ritus* gehalten, der ja nur unbedeutend vom römischen abweicht. Zum ersten Mal verlangte man 1680 gebieterisch, daß der Gottesdienst im römischen Ritus gefeiert werde. Natürlich ging man nicht auf dieses Ansinnen ein.[3]

In Ascona war die Seelsorgsgeistlichkeit zahlreich vertreten; nebst drei Porzionarpfarrern, welche die Seelsorge abwechselnd je eine Woche lang versahen, dann zwei Wochen völlig frei waren, waren dort noch eine Reihe anderer Priester, z. B. 1762, 13 Benefiziaten und 8 unbepfründete. Diese fanden es angemessen, die Christenlehre für die Männerwelt auf das Lehrpersonal des Kollegs abzuladen. Die Art und Weise, wie diese frei übernommene Obliegenheit erfüllt wurde, bildete in der Folge Gegenstand häufiger Klagen. Als 1690 die Christenlehre etwas später angesetzt wurde, um die Freizeit der Studenten nicht

[1] « Apol. », Nr. 96, pag. 57; Nr. 297, p. 132. Diese Angelegenheit kehrt öfter wieder, so 1725 (Arch. Coll. B 3) und « Prot. Vic. », 2. Februar 1708; 1777 (« Lettera di ragg. », p. 17).

[2] « Prot. Vic. », 13. und 20. Juni 1708; 15. Juli 1731. Arch. Coll. B 2, 1695; B 3, 21. August 1725.

[3] « Prot. Vic. », 6. August 1689. Dem gegenüber macht es sich sonderbar, daß man die Fastnacht und die Fasten nach ambrosianischem Ritus halten wollte, der erst mit dem Montag nach dem 1. Fastensonntag die Fastenzeit beginnt. Man wollte bis dahin Maskeraden treiben und erst von da an die Fastenübungen (Abstinenz) beginnen lassen. Arch. S. Sepolcro, « Acta Congreg. », 11. Febr. 1767. Favores sunt ampliandi, onera restringenda!

zu verkürzen, wollte man dies nicht leiden und erhob Klage beim Erzbischof. [1]

In den Konstitutionen III, 4, hatte der Kardinal Friedrich erlaubt, daß der Rektor an Festtagen und bei besondern Anlässen einige *Alumnen* im Superpelliz in die *Pfarrkirche* schicke, weil die Leute dies zur Erhöhung der Feier wünschten, worüber sich die Pfarrer mit dem Rektor zu verständigen hätten. Man wollte diese Vergünstigung immer weiter ausdehnen, forderte die Anwesenheit der Alumnen auch an Werktagen, nahm sie ins Elternhaus, wodurch Störung des Schulbetriebes und andere Unordnungen entstanden. Als deshalb die Besuche des Gottesdienstes in der Pfarrkirche eingeschränkt wurden, enstand große Unzufriedenheit in der Gemeinde. Nach wiederholten Beschwerden, Gesuchen und Versprechungen von Seiten der Gemeinde, versprach der Rektor, zu feierlichen Funktionen zwei oder vier Alumnen in die Pfarrkirche zu schicken und ihnen unter Umständen auch einige Konviktoren beizugeben. Aber nach dem Gottesdienst müßten sie auf dem kürzesten Weg wieder ins Kolleg zurückkehren. [2]

Des weitern entstand Unzufriedenheit, wohl zunächst bei den Geistlichen, dann bei ihren Verwandten, weil der Rektor zu Feierlichkeiten *fremde Geistliche*, z. B. den Propst von Canobbio, einlade ; das heiße, dem Kolleg Kosten verursachen und die einheimische Geistlichkeit zurücksetzen. Der Rektor sagte, er behalte sich alle Freiheit vor ; er werde, wie bisher, einheimische Priester einladen, aber ebenso, wenn es ihm beliebe, seine Mitbrüder, die Oblaten in Canobbio. [3]

Auch in die *Disziplin der Schule* wollten sich gewisse Leute einmischen. Sie erhoben sich so drohend und tumultuarisch gegen die Lehrer, welche die Schüler mit Ernst und Strenge zum Studium anhielten, daß der Kardinal Friedrich eine Untersuchung anordnete und dann in die Konstitutionen die Bestimmung aufnahm : Wenn die Väter sich über die Strafen ihrer Söhne beschweren, soll man diese ohne Hoffnung auf Wiederaufnahme entlassen. Diese strenge Maßregel, die 1725 nochmals erneuert wurde, aber von der Rota 1655 aufgehoben

[1] « Prot. Vic. », 8. Januar 1690. Arch. Coll. B 3, 1725 ; B. 13, 1762. Es scheint, daß der eine oder andere der Professoren für Abhaltung der Christenlehre nicht den nötigen Eifer gezeigt hat, wenigstens klagte Ant. Zezi 1728, daß sie in diesem Jahr nur sechsmal gehalten worden. Coll. B 6.

[2] « Prot. Vic. », 4. Januar 1690 ; 31. Juli 1692 ; 1. und 5. Januar 1693. « Apol. », Nr. 296 s, p. 131 s.

[3] Ibidem ; 2. August 1693.

wurde, kam freilich nie in Anwendung. Es muß übrigens zum Lobe der Gemeinde gesagt worden, daß die Mehrheit sich 1619 und 1620 selber gegen solche unvernünftige Väter erhob, die Oblaten in Schutz nahm und sie ermahnte, die Schüler in Furcht und strenger Zucht zu halten. [1]

In vielen Stücken zeigte man sich recht kleinlich und wollte in den *Schulbetrieb* hineinregieren, wovon man wenig verstand. Als die Schülerzahl der äußern Schule 1707 übermäßig groß war, und das Kolleg eine neue Schulabteilung einführen wollte, beschloß die Gemeinde, sie wolle keinen neuen Lehrer; der Unterlehrer der Dorfschule könne auch noch die neue Abteilung am Kolleg übernehmen. Doch siegte bald die Vernunft, und man stimmte der Anstellung des neuen Lehrers zu; doch verlangte man, er müsse das alte kleine Schulbüchlein beim Unterricht verwenden. [2] Beim gleichen Anlaß kam ein anderer Punkt zur Sprache. Der Rektor Tonetta hatte verlangt, neueintretende Alumnen sollten vom Vater oder vom nächsten Verwandten dem Rektor vorgestellt werden. Wie alle Neuerungen, fand auch diese Verordnung Widerspruch einiger Querköpfe, die bei der Gemeindeversammlung Widerruf derselben verlangten. Doch die Mehrheit fand sie vernünftig und ging zur Tagesordnung über. — In die Konstitutionen war das *Alter* zum Eintritt ins Kolleg wie zum Genuß der Alumnate (Freiplätze), 14 Jahre, vorgeschrieben. Als deshalb 1649 vom Kardinal Monti zwei Knaben, weil noch zu jung, nicht zugelassen wurden, ordnete man sogleich zwei Beschwerdeführer nach Mailand ab. — Als der Rektor 1688 zwei Bewerbern um Freiplätze die Aufnahme verweigerte, weil es sich bei der Aufnahmsprüfung zeigte, daß sie nicht schreiben konnten, erging man sich in Drohungen gegen den prüfenden Lehrer Cristoforo Bettatini und verlangte vom Kardinal dessen Abberufung. [3]

Weil es äußerst schwer hielt, in der äußern Schule gute Disziplin zu halten, und um die Schule der innern Schüler vor schädlichen Einflüssen schlimmer Elemente der äußern Schule zu bewahren, machte die Kongregation in Mailand den Vorschlag, die äußere Schule auf Kosten der Stiftung außerhalb des Kollegs zu verlegen. Das setzte aber einen Sturm ab; alle Gemeindestimmen erhoben sich gegen den

[1] « Constit. », II, 1. « Apol. », Nr. 93, p. 55. Arch. Coll. B 3.

[2] « Prot. Vic. », 13. und 20. Nov. 1707. Ob das Kolleg diesem Verlangen nachkam, wissen wir nicht.

[3] « Prot. Vic. », 27. Nov. und 12. Dez. 1649; 3. Aug. 1688.

Vorschlag, « die Schule müsse bleiben, wo sie der Kardinal hingestellt habe ». Als dann eine Abordnung nach vorausgegangenen schüchternen Versuchen das formelle Gesuch stellte, auch diejenigen Knaben von Ascona, die kein Alumnat besaßen, müßten nach der dritten Elementarklasse der äußern Schule in die innere Schule (Gymnasium), natürlich unentgeltlich, aufgenommen werden, gab die Kongregation den gleichen Entscheid, die Schule bleibe, wie sie der Kardinal Borromeo eingerichtet habe.[1] Selbstverständlich blieb es ihnen unbenommen, als Konviktoren einzutreten.

Einzelne Anstände und Einreden in die Befugnisse der Schulobern veranlaßten die Kongregation zur Veröffentlichung ganz selbstverständlicher *Schul- und Erziehungsmaximen*, wie, daß die Alumnen nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Rektors das Elternhaus besuchen dürfen, daß es in seinem Gutfinden liege, die Erlaubnis auf mündliches oder schriftliches Gesuch der Eltern zu erteilen, daß die Zöglinge auch außerhalb des Kollegs an die Schulverordnungen sich zu halten haben, daß der Rektor Alumnen wie Konviktoren aus guten Gründen (Trägheit, Unbotmäßigkeit und noch schwerere Vergehen) ausschließen könne.[2]

Aus dem Testamente suchte man mehr herauszulesen als darin enthalten war. Papio vermachte sein Kapital « pro victu et vestitu scholarium in dicto loco pro tempore existentium », d. h. für Nahrung und Kleidung der Schüler, die am genannten Orte, d. h. im Seminar sich aufhalten. Man fand aber gut, den Worten, freilich im Widerspruch mit den grammatikalischen Regeln, die Deutung zu geben: « Den Schülern, die aus dem genannten Orte Ascona stammen, müsse man alle Bedürfnisse unentgeltlich abgeben. » Also verlangte man, daß ihnen auch *Bücher und Schulmaterialien* geliefert werden, wie den Konviktoren (wobei man verschwieg, daß letztere diese Artikel wie die Pension bezahlten). Ferner müßten sie aus dem Stiftungsfonds erhalten werden, wenn sie *auswärts* studierten. Von Kardinal Friedrich Borromäus war bestimmt, daß die Alumnen von Ascona ihre philosophischen und theologischen Studien am Seminarium Helveticum in Mailand absolvieren könnten, wofür eine gleiche Zahl jüngere Schweizer nach Ascona geschickt wurden, welche dort ihre humani-

[1] « Prot. Vic. », 16. August 1626. Arch. S. Sepolcro, 17. August 1726.

[2] Arch. Coll. B 3, 21. Aug., resp. 19. Sept. 1725. « Prot. Vic. », 4. Jan. 1692; 29. Juli, 2. Aug. 1693.

stischen Studien machten.[1] Die Bewohner von Ascona aber verlangten mehr: Es sollten die Jünglinge, die auswärts auf *Universitäten* studierten, auch auf Kosten des Kollegs erhalten werden. Als der hohe Administrator nicht auf diese Forderung einging und nicht eingehen konnte, rekurrierte die Gemeinde nach Rom, wo am 17. März 1649 der Entscheid erfolgte: Alimenta juvenibus admittendis *in ipso collegio dumtaxat* esse praestanda, non extra.[2] Als 25 Jahre später Kardinal Litta bestimmte, daß nur Studierenden in Ascona und Mailand Freiplätze zuerkannt werden, nicht anderswo, erfolgte wiederum ein Rekurs nach Rom. Wieder wurde das Gesuch, 1674, von der Rota abschlägig beschieden, unter Verbot weiterer Appellation. Man solle in Ascona genügend Lehrer für alle Fächer (d. h. auch Philosophie und Theologie) anstellen.[3]

Aus den Worten des Testamentes glaubten einige schon früher folgern zu können, im Seminar müßten nach dem Willen des Stifters *alle Wissenschaften* gelehrt werden. Sei das in Ascona nicht möglich, so müßte an auswärtigen Schulen dazu Gelegenheit geboten werden. Noch mehr glaubte man sich nach dem obigen Entscheid der Rota dazu berechtigt. So richtete der rührige Vertreter Asconas in Rom, Giovanni Battista Vacchini, zwei Immediateingaben in diesem Sinne an Papst Klemens X., der nach längerer Beratung die Entscheidung dem Ermessen des Erzbischofs Kardinal Litta überließ. Dieser bewilligte das Gesuch, «weil im Kolleg die Studien nur bis zur Rhetorik gemacht werden können, und es sich nicht lohnt, Professoren für Philosophie, Theologie, Medizin, Jus usw. anzustellen; die auswärtigen Studenten sollen Stipendien erhalten, so weit die Einkünfte reichen».[4]

Der Kreis der Bezugsberechtigten wurde immer weiter ausgedehnt. Auch junge Maler und Bildhauer erhielten Stipendien. Und da die Chirurgie, Pharmazeutik und Pharmakopolie als Zweige der Medizin angesehen wurden, machten auch die Lehrlinge dieser Berufe Anspruch auf die Wohltat Papios. Nach und nach erreichte man sogar, daß den Praktikanten und Assistenten von Ärzten und Apothekern die Stipendien bis zum 24. Jahr bewilligt wurden, weil sie eigentlich noch Studierende seien. Das Stipendium betrug anfangs monatlich

[1] «Apol.», p. 44 und nota.
[2] Carte *Borr.*, «Apol.», p. 58 und 128.
[3] «Prot. Vic.», 7. Aug. 1672; «Apol.», Nr. 290, p. 129, 14. April 1674.
[4] Arch. Patr. Breve vom 7. Juni, bischöflicher Erlaß vom 9. Juli 1674. «Apol.», Nr. 288 ss., p. 128 s.

4, später 6 Scudi oder 360 Lire, 60 Scudi im Schuljahr. Weitergehende Ansprüche auf völlige Freihaltung und Ersatz der Reisekosten (ex integro manuteneri) wurde mit Hinweis auf die Unzulänglichkeit der Einkünfte (pro viribus redituum) abgewiesen. [1] Andern Anforderungen, den Alumnen aus der Stiftung nicht nur Nahrung, Kleidung, Wohnung zu verschaffen, sondern auch Bücher, Schreibmaterialien und Nebenauslagen zu bestreiten, ferner ihnen ein entsprechendes Verpflegungsgeld für die Ferien zu verabreichen, wurde stets Widerstand geleistet. Auch der Arzt, die Arzneien und die Krankenpflege wurde im Seminar zu Ascona wie im Helveticum zu Mailand bezahlt, nicht aber, wenn die Alumnen in Ferien oder sonst auswärts weilten. Entschieden wurde auch das Ansinnen abgewiesen, den Theologen, welche entgegen der bischöflichen Vorschrift in Mailand außerhalb des Helveticums oder des großen Seminars wohnten, Stipendien auszufolgen, und das trotz stürmischen Protesten der Gemeinde. [2]

Geradezu unbegreiflich, aber recht bezeichnend für die kleinliche Anmaßung der Hetzer ist das weitere Ansinnen an den Protektor, den Alumnen im Kolleg zu Ascona sowohl wie im Helveticum zu Mailand müsse *gleiche Kost und Kleidung* gewährt werden wie den *Professoren*. Den Studenten aber an Universitäten seien die Stipendien zu erhöhen; mit 60 Scudi à 6 Lire könnten sie nicht ex integro nach dem Rotaentscheid erhalten werden. [3]

Ohne weiteres wurde seit 1655 den Theologen eingeräumt, die Studien bis zur Erlangung des *Doktorates* fortzusetzen; seitdem 1674 auch für Rechts- und Arzneistudien die gleichen Stipendien gewährt wurden, galt diese Vergünstigung selbstverständlich auch für sie. Doch lehnte es die Kongregation ab, auch die Kosten für die Disputation und Dissertation zu bestreiten. [4]

[1] « Prot. Vic. », 6. Nov. 1826; 4. April 1689. Arch S. Sepolcro, 15. Mai 1745. Die ausgedehnte Wohltat wurde oft mißbraucht. Nicht immer war es so leicht, den Unterschied zwischen einem Bildhauer und Steimetz, einem Kunstmaler und Flachmaler, einem Chirurg und einem Bader und Feldscher zu machen. Ein erstickter Mediziner nahm Handgeld als Söldner, fand dann Anstellung als Spitaldiener in Mailand und verlangte als « Assistenzarzt » das Stipendium, auch nachdem er wegen seiner Aufführung entlassen war. S. Sepolcro, 8. Juli 1741.

[2] Arch. Coll. B 8, 9, 15. S. Sepolcro, 11. Febr. 1767. « Prot. Vic. », 26. August 1669; 6. Nov. 1682. « Lettera di ragg. », p. 17. « Apol. », p. 133.

[3] « Prot. Vic. », 6. Nov. 1682. Man vergaß dabei die Klausel: Pro viribus reddituum.

[4] « Prot. Vic. », 11. Nov. 1646; 6. Okt. 1659; 19. Juli 1669. Arch. Patriz., 1. März 1661.

Viele Schwierigkeiten bereitete die Auslese der Alumnen, die *Verteilung der Freiplätze und Stipendien.* Man beschwerte sich, daß einzelne Alumnen auf Empfehlung angesehener Personen aufgenommen wurden, daß oft zwei bis drei Brüder oder ebenso viele Neffen gleichzeitig Nutznießer waren. In den Sitzungen der Gemeindevorsteher wie in den Bürgerversammlungen wurden häufig Klagen laut und dem Erzbischof wiederholt vorgelegt, es sollen die Alumnate ohne Parteilichkeit vergeben werden. [1] Die Beschwerde berührte den Erzbischof und die Kongregation in Mailand darum nicht, weil diese Instanz die Freiplätze auf ein Gutachten der von den Asconesen erwählten Deputaten hin zuteilte. Ob nun auf die zahlreichen Bittgesuche und Empfehlungen von Einzelpersonen in Mailand besondere Rücksicht genommen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. So, wenn ein Anton Zenna seinen Sohn empfiehlt, da er hundertmal ärmer sei als viele andere wenig religiöse und auch sittlich nicht immer empfehlenswerte Familien. Ein Neffe des Propstes Serodino sollte deshalb für ein Alumnat unmöglich gemacht werden, weil er möglicherweise illegitim sei.[2]

Besonders suchte man auswärts wohnende Bürger vom Genuß der Alumnate fernzuhalten, sowie die Neubürger. Von Seiten einer Partei wurden dem Geschlechte Resiga-Vacchini die Patrizierrechte abgesprochen, worüber seit 1765 schwere Kämpfe entstanden. Insbesondere suchte man den Angehörigen des Geschlechtes die Berechtigung zur Nutznießung an der Papiostiftung streitig zu machen. Die Deputaten wollten den ganzen Fragenkomplex dem Kardinal zur Entscheidung übergeben; der aber lehnte wohlweislich ab: Die Frage der Zugehörigkeit zum Patriziat sei eine rein weltliche Frage; die bürgerliche Obrigkeit möge darüber entscheiden. Der Landvogt in Locarno, Franz Kolin von Zug, sprach der Familie das Patriziat zu, und das Syndikat bestätigte gegenüber der rekurrierenden Partei den Spruch. Daraufhin verlieh der Kardinal 1776 einem Angehörigen des Geschlechtes das Alumnat, was ihm, wie dem Alumnus den Haß von Übelgesinnten eintrug, welche die ganze Gemeinde mit Klagen, Verleumdungen und anonymen Briefen in Unordnung brachten. [3]

[1] « Prot. Vic. », 1690; 4. Jan. 1692; 29. und 31. Juli, 5. Aug. 1692 usw. « Apol. », Nr. 135, p. 71.

[2] Coll. B 6, 1728. Zenna erhielt das Alumnat 1731. Carte *Borr.*, 25. August 1663. Den weitern Verlauf der meisten angefochtenen Bewerbungen kennen wir nicht, weil die Listen der Schüler fehlen.

[3] Carte *Borr.*, 25. Febr. und 23. Aug. 1775. « Apol. », Nr. 133 s., p. 70.

Einen Traum mancher Halbgebildeten in Ascona bildete die Errichtung einer *Handelsschule* im Kollegium ; oder wenigstens sollten Stipendien auch solchen Studenten zukommen, welche auswärts Handelskurse besuchten. Man begann 1750 damit, daß man bat, Alumnen mit schwachem Talent von literarischen Fächern, besonders von Latein und Griechisch, zu dispensieren und ihnen dafür vermehrten Unterricht in solchen Fächern zukommen lassen, welche ihnen später für den Kaufmannsberuf von Nutzen sein könnten. Sodann möge man ihnen das Alumnat belassen, wenn sie auswärtige Handelsschulen besuchen ; sonst gehe viele Zeit und Arbeit verloren, wenn sie ohne Lust und Liebe zu Fächern, die ihnen später doch nichts nützen, gezwungen werden. In Ascona seien vier Apotheker und keine Apotheke, 25 Geistliche (3 Notare) usw. Die umliegenden Orte erfreuen sich eines blühenden Wohlstandes, Ascona aber bleibe in Armut, weil es keinen Handel und Verkehr habe. Das widerspreche nicht dem Testamente Papios. Der Kardinal Pozzobonelli lobt in seiner Antwort das Interesse der Asconesen für Bildung und Förderung der Jugend, findet aber den Vorschlag keineswegs dem Sinn und Geist des Testamentes gemäß und auch nicht im wahren Nutzen des Ortes gelegen ; die Jünglinge müßten durch ein auswärtiges Handelsnoviziat an Seele und Leib verkümmern und würden der Heimat und der Religion entfremdet. Er bedauert, daß man die Studien für Pharmazie und Chirurgie als stipendienberechtigt erklärt habe, doch seien diese Fächer Hilfswissenschaften der Medizin, einer freien Kunst, was vom Handelsfach nicht gelte. Darum mußte der Bescheid durchaus negativ lauten. Mit Mühe konnte der Propst Zezi, welcher die Eingabe dem Kardinal überreicht und befürwortet hatte, das Volk beruhigen ; es sei gewiß zu ihrem Vorteil, wenn sie sich der erlauchten Einsicht des Kardinals unterwerfen. [1]

Dieser vielseitigen Beanspruchung der Stiftung und Stipendien für alle möglichen Zwecke stehen die zahlreichen Anträge und Vorschläge gegenüber, die *Alumnate* zum Teil *aufzuheben* oder auch für ganz stiftungsfremde Zwecke zu verwenden. Schon 1646 hatte die Vicinanz beantragt, einen Teil der Alumnate aufzuheben, um die übrigen besser auszustatten ; 1760 verlangte man, den Studenten bis

[1] Arch. S. Sepolcro, « Acta Congreg. », 5. Jan. 1750. Arch. Patriz., 24. Okt. 1750. « Apol. », Nr. 103, p. 61. — Im Vorjahr hatte ein Anton Pisoni ein Stipendium erhalten, um in Helvetien Mathematik zu studieren, « aber nur auf ein Jahr ». S. Sepolcro, 21. Sept. 1749.

zur Rhetorik nur das halbe Stipendium zu geben; dann könne man die Unfähigen ausscheiden, den Tüchtigen aber in ihren höhern Studien vermehrte Unterstützung zukommen lassen.[1] Später, 1696, beschloß eine Gemeindeversammlung, einen Versuch bei Sr. Heiligkeit zu machen, um die Erträgnisse einiger Alumnate, sowie die in Mailand brachliegenden großen Überschüsse *zur Tilgung der Gemeindeschulden* zu verwenden. Als Gründe werden angeführt: Höhe der Schulden, Überfluß an Priestern, keine Gefahr mehr vom Protestantismus; zudem habe die Maggia in einer Überschwemmung ein Drittel des Landes weggerissen, und das arme Ascona habe viel ans Kollegium geleistet.[2]

Dieses Gesuch wurde 1760 und in den folgenden Jahren dringlich erneuert. Die gedruckte Eingabe oder das Rechtsgutachten von 1762 (Coll. B 13) verhehlt die schweren entgegenstehenden Bedenken nicht: Wille des Testators, Natur der Stiftung, Widerstand einiger Gemeindeglieder, besonders der Geistlichkeit. Aber die traurigen finanziellen Verhältnisse der Gemeinde zwingen unerbittlich dieses Mittel auf. Zwar sei die Schuld von 67,300 Lire teils durch willkürliche, großenteils aber durch notwendige Prozesse kontrahiert.[3] Die schweren Zinsen und die Steuern machen jährlich 3330 Liren aus, wozu noch oft außerordentliche Abgaben kommen. Die Einnahmen der Gemeinde beziffern sich auf 600 L., die Fremdensteuer auf 350 L., weshalb 2380 L. jährlich von den 90 bis zum Verhungern armen Familien der Patrizier

[1] « Prot. Vic. », 11. Nov. 1646. « Apol. », Nr. 248, p. 112.

[2] « Prot. Vic. », 1696, 26. Mai, 17. Juni, 2. August. « Apol. », Nr. 104, p. 61.

[3] Mit der schweren Gemeindeschuld von Ascona, größtenteils verursacht durch Prozesse und Wahlstreitigkeiten, befaßten sich die eidgenössischen Gesandten schon 1659; sie betrug damals 16,054 Kronen oder 192,655 Pfund, und es wurden Verordnungen für die jährliche Amortisierung erlassen; ferner der Gemeinde verboten, ohne Ermächtigung des Landvogts einen Prozeß zu führen. 1751 begegnen wir der gleichen Klage und ähnlichen Beratungen. « Eidg. Absch. », V, 1 B, S. 1443; VII, 2, S. 1013. In den Akten des Patriziates findet sich ein undatierter Gemeindebeschluß: Zum Zweck der Schuldentilgung wird eine Sechserkommission der weisesten und ehrenwertesten Männer mit unbeschränkter Vollmacht erwählt. Sie verwenden zur Amortisierung der Schulden die Einkünfte von vier Alumnaten; ferner alle Überschüsse des Kollegsbetriebs und die in Mailand brachliegenden Gelder; ferner 2 % aller Kirchengüter, außerdem den Ertrag des Armenfonds. Von allen Kapitalien wird eine Steuer zugunsten der Schuldenkasse erhoben. Sie verteilen die Alumnate durch's Los. Die Kommission, die auf 10 Jahre erwählt wird, soll alljährlich der Gemeinde Bericht erstatten und Rechnung erlegen. Sie scheint nie ins Leben eingetreten zu sein. Die Schulden bestehen noch jetzt. Die Titel selbst sind vernichtet, wie man vermutet, um die Schulden vom Patriziat auf die Munizipalgemeinde abwälzen zu können.

aufgebracht werden müßten. Der Boden sei im allgemeinen wenig fruchtbar, die 500 Einwohner ohne Verdienst aus Handel und Industrie. Mit verschwenderischem Aufwand von Zitaten aus Kirchen- und Staatsrecht, aus Vätern und Profanschriftstellern [1] soll dann dargetan werden, daß wegen Aufhören der protestantischen Gefahr, wegen Überfluß an Geistlichen und andern gelehrten Berufen Ursache und Zweck der Stiftung dahinfalle, deren Bestimmung von den Administratoren ohnehin schon geändert worden sei, da neben den Theologen auch Juristen, Mediziner, Künstler, ja sogar Chirurgen, Pharmazeuten und Pharmakopolen bezugsberechtigt seien. Das umsomehr, als die Gemeinde dem Kolleg 3000 Scudi, dazu die Kirche und Gärten geschenkt, die gewaltigen Prozeßkosten zur Erhaltung und Verteidigung des Instituts aufgewendet, alle Steuern und Abgaben erlassen und zudem jährlich 20 Scudi beigesteuert habe. Also solle man von den 12 Alumnaten sechs aufheben und deren Ertrag in die Gemeindekasse fließen lassen. So werde man noch immer genug Priester erhalten, besonders wenn die Knaben in Ascona ihre Verpflegung statt im Kolleg in ihren Familien erhalten und erst in den höhern Studien Stipendien beziehen würden. Das wäre zum Nutzen aller — nur aus eigennützigen Rücksichten seien einige dagegen. Man hoffe vom Rechtlichkeits- und Billigkeitssinn Sr. Eminenz, daß sie dieses Projekt dem Heiligen Vater empfehle. [2] In seiner Vernehmlassung an die römische Kongregation nannte der Kardinal Pozzobonelli die ins Feld geführten Gründe leichtfertige und grundlose Vorwände (frivoli ed insussistenti pretesti). Der Entscheid lautete abweisend. [3] Die Sache ruhte einstweilen — aber später suchte man das gleiche Ziel auf Umwegen wieder zu erreichen.

Seit unvordenklichen Zeiten hatte das Kolleg volle *Steuerfreiheit* in Ascona wie in Rom. An letzterem Ort bezeugen dies heute noch

[1] Von solchen werden zitiert: Dio Cassius, Plato, Cicero (de inventione, de finibus, somnium Scipionis), Seneca, Plinius, Tacitus, Quintilian, Appian Dionys v. Halikarnaß, über 50 Zitate.

[2] Arch. Coll., B 13. «Apol.», Nr. 104, p. 61; Nr. 111 ss., p. 63 s. Mit Recht bezeichnet Rektor Mazza die Begründung als Prahlerei, Unverfrorenheit und Übertreibung. Sonderbarer Widerspruch, daß man einerseits immer fordert, die Alumnen müßten sogleich vom Eintritt ins Kolleg mit allem versehen werden, und jetzt will man ihnen während den Gymnasialstudien alles nehmen.

[3] Arch. Coll. B 14. «Apol.», p. 61 nota. Die 24. Julii 1762. S. Congregatio Em. S. R. E. Cardinalium Conc. Trid. Interpretum audita relatione Em. Card. Puteobonelli Archiep. Mediol. supradictae oratricis Communitatis instantiam rejecit.

die Marmorplakette in den Wänden der dortigen Häuser des Kollegs: Colleg. et Semin. Asconae — Libera. In ihren Eingaben um Unterdrückung von sechs Alumnaten führten die Asconesen stets die dem Kolleg von jeher gewährte Steuerfreiheit als eines der Motive an. Ja schon beim großen Prozeß gegen Ronco wird dieses Privileg erwähnt. Am 15. Januar 1663 erklärte auch das eidgenössische Syndikat das Eigentum des Kollegs als steuerfrei. Doch am 16. November 1766 beschloß die Gemeinde, vom Kolleg die gewöhnlichen Abgaben und Umlagen zu erheben. Eine Kommission erhielt den Auftrag, mit dem Rektor freundlich zu verhandeln, damit er sich freiwillig dazu herbeilasse. Die Kongregation von Mailand aber erteilte ihm die Weisung, daß er das Ansinnen ebenso freundlich abweise und fernere Begehrlichkeiten klug zum Schweigen bringe. Außerdem wollte die Gemeinde jedem Alumnen, der einen Freiplatz oder ein Stipendium erhalte, eine Abgabe von 25 Scudi (150 Lire, zirka 120 Fr.) auferlegen, eine Maßnahme, die wie die vorhergenannte nie wirksam wurde. [1]

Der gleiche Irrtum, die Stiftung sei ein Eigentum Asconas, führte zum Verlangen, «die *ungeheuern Reichtümer*, welche in Rom und in Mailand zu S. Sepolcro brachliegen», sollten nach Ascona gebracht und dort gemeinnützig verwendet werden. Ein Vertreter der Gemeinde in Rom, Ant. Pisoni, erhielt sogar den Auftrag, beim Heiligen Vater deswegen vorstellig zu werden: man wolle doch auch einmal etwas für das Gemeinwohl verwenden. [2]

Vielfach wurde den *Deputaten* des Kollegs zugemutet, mehr zugunsten der Gemeinde zu erwirken. Nach den Konstitutionen bestand ihre Aufgabe darin, «in völliger Unterordnung unter die Kongregation in Mailand dem Rektor in der Verwaltung des Kollegs beizustehen, besonders da, wo rasch gehandelt werden sollte und die Genehmigung der Kongregation nicht mehr eingeholt werden konnte». [3] Die Deputaten waren nicht Vertreter der Gemeinde, sondern des Erzbischofs. Ihre Aufgaben wurden unbestritten ausgeübt mit einziger Ausnahme,

[1] Arch. S. Sepolcro, «Acta Congreg.», 11. Febr. 1767. — «Apol.», Nr. 105, 107, p. 61 s., Nr. 175., p. 85

[2] «Prot. Vic.», 6. Aug. 1689; 17. Juni 1696; Arch. Coll. B 27. Immer wieder ging man von der fehlerhaften Abschrift des Testamentes aus, welche sagt, der Fonds müsse bis auf 500,000 Scudi (3 Millionen Lire) geäufnet werden; deshalb müßten jetzt die Überschüsse wenigstens 100,000 Scudi betragen, die der Gemeinde gehören, ein Märchen, das auch später gelehrte Leute als bare Wahrheit hinnahmen.

[3] Über die Deputaten, ihre Wahl und Befugnisse, s. oben S. 20.

daß derjenige Laiendeputat, welcher den zweiten Schlüssel zur Kollegiumskasse verwahren sollte, solchen längst dem Rektor übergeben hatte, weil sich die Maßregel als unpraktisch und undurchführbar erwies. [1]

Zum ersten Mal scheinen 1692 bei einem Zwist mit dem Rektor Pocobelli Schwierigkeiten wegen der Befugnisse der Deputaten aufgetaucht zu sein. In zwei stürmischen Versammlungen erhoben einige Wühler Beschwerden, weil die Deputaten nichts zu bedeuten hätten: Die Rektoren bauen, restaurieren, machen Anschaffungen und Ausgaben in hohen Beträgen, ohne die Deputaten zu beraten; sie legen ihnen nicht sämtliche Rechnungsbücher zur Prüfung vor. Zum Protest gegen diese und andere Unregelmäßigkeiten nehme man keine Wahl der neuen Deputaten vor und werde dem Kardinal keine Liste eingeben, bis er dem gerechten Begehren der Gemeinde willfahre. Die Deputaten überbrachten dem Rektor diesen Beschluß und verlangten Einsicht in die Rechnungsbücher, die ihnen vorgelegt wurden. Als sie aber verlangten, dieselben mit nach Hause zu nehmen, wurde ihnen dieses abgeschlagen, mit dem Bedeuten, man brauche sie täglich, so etwas sei nirgends üblich. Der ganze Zorn ergoß sich jetzt auch über den Buchführer, der den Rektor unterstützte. [2]

Nun wurde unter der Hand tüchtig geschürt. Der neue Konsul leitete seinen Amtsantritt am Neujahrstag 1693 damit ein, daß er alle frühern und die eben schwebenden Beschwerdepunkte wieder erhob und dazu die neue Klage vorbrachte, der Rektor habe in dieser Zeit der Teurung Konviktoren, auswärtige Schüler aufgenommen, welche die Lebensmittel noch mehr verteuern. Dazu hätte er wenigstens die Genehmigung der Gemeindebehörden einholen sollen. Weder der Rektor noch andere seien Herren des Kollegs, sondern es sei für die Asconesen bestimmt, man wolle es aber allmählig zur Beute der Fremden machen. Er könne niemals dulden, daß unter seinem Konsulat solche Mißbräuche einreißen. Unter stürmischem Applaus wurde in einer weitern Versammlung, am 5. Januar, beschlossen, ein Memorial über diese Mißgriffe an den Kardinal-Protektor zu richten. Umsonst hatten verständige Männer zur Mäßigung gemahnt, die Konviktoren bringen ja durch ihre Pensionsgelder einigen Gewinn, so

[1] « Costituzioni e Regole del Collegio », c. 16. « Apol. », Nr. 63, p. 38; Nr. 251, p. 114.

[2] « Prot. Vic. », 29. und 31. Juli; 5. August 1692.

daß der Haushalt durch sie verhältnismäßig verbilliget werde, der gewalttätige Gemeindeprokurator schrie sie nieder. Doch kam es noch am gleichen Tage zu ruhigerer Überlegung, und am Abend schon faßte die Volksversammlung den Beschluß, von einer Eingabe an den Kardinal abzusehen; doch gab sie den Deputaten den gemessenen Befehl, auf das Kolleg ein wachsames Auge zu haben, damit keine Mißbräuche einschleichen. [1]

Über das Recht der *Aufsicht und Rechnungsprüfung* wachten sie eifersüchtig. Als das Gerücht entstand, die Mailänder Kongregation wolle die jährliche Rechnungsprüfung in Mailand vornehmen, protestierte eine Abordnung gegen eine solche Verletzung der Rechte Asconas, worauf ihnen der Kardinal antwortete, weder er noch die Kongregation hätten je an eine solche Maßregel gedacht. Nach dem Prozeß gegen Ronco und Locarno verlangten sie vom Kardinal Ersetzung der Stipendien, die an Auswärtige vergeben worden waren; doch umsonst, da der Urteilsspruch als nicht rückwirkend erklärt wurde. [2]

Fast lächerlich mutet die Verweigerung der *Approbation der Rechnungen* wegen angeblicher Formlosigkeit an: sie müßten in der vom Kardinal Friedrich vorgeschriebenen Form abgefaßt sein, wovon doch kein Wort in den Konstitutionen steht. [3] Außerdem aber wurde immer und immer wieder die Forderung gestellt, daß die Rechnung über die römischen Einkünfte und deren Verwaltung den Deputaten von Ascona übergeben werde, was seit Bestehen des Kollegs nie Übung war und auch später nie zugestanden wurde. [4]

Doch alle diese Versuche scheiterten an den klaren Bestimmungen des Reglements des Kollegiums und der päpstlichen Verordnungen.

[1] « Prot. Vic. », 1. und 5. Januar 1693.

[2] « Prot. Vic. », 15. Juli 1650.

[3] « Prot. Vic. », 25. Okt.; 12. Nov. 1667. « Apol. », Nr. 274, p. 122 s. Wie wenig aber oft die Deputaten von der Rechnungsführung verstanden, beweist ein Vorfall von 1770, wo sie einen Aktivposten in der Bilanz, für den der Rektor als Schuldner ausgewiesen war, als eine Schuld des Kollegs ansahen und deshalb ein Klageschreiben an den Erzbischof erließen, der Rektor habe das Kolleg letztes Jahr in eine Schuld von 3000 und dieses Jahr in eine solche von 4000 Lire gestürzt. Mit Mühe gelang es, ihnen die Sache klar zu machen, worauf sie die Anschuldigung zurücknehmen mußten. « Apol. », p. 130 nota.

[4] « Prot. Vic. », 28. Juli 1775. Arch. Coll. B 25 den 27. Dezember 1770; B 33, 23. April 1777; B 31, 3. Juli 1779. Diese Forderung ist um so befremdlicher, als die Gemeindevorsteher der Oberbehörde selber keine Einsicht in die Rechnungen gewähren wollten und zur Hebung von finanziellen Unordnungen vom Syndikat dazu gezwungen werden mußten. « Eidg. Abschiede », VI, 1 B, 1659, p. 1443.

Darum suchte man diese zu ändern und berief sich gegen sie, als das Kolleg noch kaum 40 Jahre und die Organisation noch nicht zehn Jahre bestand, auf altes, unvordenkliches Herkommen.

Die frühern Versuche, die « Regel » abzuändern, wurden gegen Ende des Jahrhunderts wieder aufgenommen. [1]

In der Volksversammlung 1697 eröffnete der Kanzler Ant. Philipp Vacchini, er habe in einem Kasten unter alten Papieren die echte Regel gefunden. Sogleich wurden die Gemeindevorsteher beauftragt, auf Grund der wahren Regeln ein Memorial und ein Konkordat aufzusetzen und es dem Kardinal zur Bestätigung vorzulegen, damit die Machenschaften und Ränke der Lehrerschaft des Kollegs offenbar und die Rechte der Gemeinde gewahrt werden. Vom Kardinal müsse verlangt werden, daß er die von Kardinal Friedrich 1626 reformierten Konstitutionen und Regeln vorbehaltlos anerkenne. Man solle alle Mittel anwenden, um den Zweck zu erreichen, doch ohne Schaden für die Gemeinde, d. h. ohne Prozeßführung. Dem Kanzler wurde für seine Bemühungen und Verdienste eine Belohnung zugesprochen. [2] Ein Erfolg wurde nicht erzielt.

Alle diese Anstände verdichteten sich nach und nach zu heftigsten *Beschuldigungen* und Beschwerden gegen die Oblaten. Vorab war der energische Rektor Pocobelli (1689 1693) den unruhigen Elementen ein Dorn im Auge. Eine Anklageschrift und Gesandtschaft beschuldigte ihn 1693 wegen häufigen Reisen, wobei er Konviktoren (nicht aber Alumnen, die er verachte und zurücksetze) mitnehme, den Konviktoren Jagd, Kartenspiel, Wirtshausbesuch gestatte, den Frauen von Angestellten freien Zutritt ins Kolleg gewähre, die Schüler von Ascona am Aufstieg in höhere Klassen hindere, sich parteiisch zeige, indem er am Tisch Konviktoren häufiger vorlesen lasse als die Alumnen, was ihnen jedesmal eine Ehrenspeise eintrage « und noch tausend andere Mißbräuche ». Welchen Erfolg diese Klagen hatten, die zum Teil erst beim Abgang Pocobellis von seinem Posten vorgebracht wurden, wissen wir nicht. [3]

Sein Nachfolger, der als Lehrer sehr beliebte Cristoforo Rusca von Lugano (1694 1699), hatte als Rektor kein besseres Los und wurde

[1] Eine Beschwerde gegen Rektor Rusca verlangte « eine authentische Abschrift des Testaments Papios und der Konstitutionen, die von den vorhandenen Exemplaren bedeutend abweichen ». « Prot. Vic. », 1693–1696.

[2] « Prot. Vic. », 13.-25. Juni und 19. Nov. 1697. Arch. Coll. B 1, 26. Jan. 1696.

[3] Arch. Coll. A 10, 4. Aug. 1693. « Prot. Vic. », 5. und 20. Jan.; 4. Aug. 1693.

die Zielscheibe fortwährender Angriffe wegen angeblicher Unordnungen und Mißgriffe. Nebst den persönlichen Beschuldigungen gegen Pocobelli brachte man die alten Klagen vor in betreff des Glockenläutens, der Teilnahme der Alumnen an den Funktionen in der Pfarrkirche, angebliche Verschleuderung der Einkünfte, gewährte Gastfreundschaft gegenüber den Eltern auswärtiger Schüler, zu geringe Berücksichtigung der einheimischen Priester bei Festlichkeiten, Überfluß an Dienerschaft (es waren 4 oder 5 Angestellte) und Taglöhner (für die Gärten), dazu die schon berührte Forderung wegen des wahren Testamentes und der wahren Regel. Geschehe nicht schleunige Abhilfe, so erfolge der baldige Ruin des Kollegs. [1]

Rektor Rusca konnte sich leicht rechtfertigen. So wegen des Glockenläutens und angeblicher Zurücksetzung der Ortsgeistlichen. Wegen angeblicher Verschwendung konnte er darauf verweisen, daß infolge der Teuerung die Lebensmittel und andere Bedarfsartikel seit 1683 im Preise auf das Doppelte gestiegen seien. Wenn man die Zahl der Freiplätze von 17 auf 12 herabgemindert und das Kostgeld der Pensionäre von 5 auf 7 Scudi im Monat erhöht habe, sei der finanzielle Ausfall damit noch lange nicht ausgeglichen. Die Dienerschaft (Küche, Portier, Besorgung des Hauses) von 5 auf 3 herabzusetzen, gehe nicht an; neue Bauten habe man nicht aufgeführt; notwendige Reparaturen und Anschaffungen seien, allerdings ohne Gutachten der Deputaten, aber mit Genehmigung der Obern in Mailand geschehen. [2]

Da wir längere Jahre von diesen Beschwerden nichts mehr vernehmen, ja 1724 sogar die Gemeinde beim Kauf eines Stückes Land zur Abrundung des Gartens auf die Handänderungstaxen zugunsten des Kollegs verzichtete, muß das Verhältnis freundlicher geworden sein. [3]

Aber im folgenden Jahr erneuerten sich die Beschwerden, und um allen Zweifeln ein Ende zu machen, gab die Kongregation eine *Entscheidung in zehn Punkten*, die vom Kardinal approbiert wurde, woraus die Beschwerdpunkte unschwer entnommen werden können.

1. Erlaubnis, die Glocken des Kollegs zu benützen und Funktionen

[1] Coll. B 1, 2, 1695. «Prot. Vic.», 28. Juli 1695; 28. Juli 1696 und 1697.

[2] Ibidem. Vom Erfolg ist nichts bekannt. Der Streit um «die wahre Regel» nahm die nächsten Jahre alle Aufmerksamkeit in Anspruch.

[3] «Prot. Vic.», 1724. Und gerade da hätte man begründete Beschwerden wegen zu geringer Sparsamkeit und unnötiger Ausgaben gehabt, als Propst Maraviglia (1721–27) sein Wunderwerk erbaute (s. unten Abschnitt 9).

in der Kirche vorzunehmen nach bisheriger Übung mit jedesmaliger Begrüßung und Bewilligung des Rektors.

2. Gestattung, daß im Kolleg die Christenlehre für die Männer Asconas gehalten werde, ohne daß indessen eine Pflicht besteht.

3. Die Deputation in Ascona ist ganz von der Kongregation in Mailand abhängig und kann von sich aus nur in dringenden Fällen entscheiden, wo man nicht an die Kongregation gelangen kann. Der Rektor bedient sich des Rates der Deputaten, ohne daran gebunden zu sein. Er hat die Verordnungen der Kongregation immer auszuführen, ohne etwa die Zustimmung der Deputaten einzuholen.

4. Aus gerechten Ursachen kann der Rektor Konviktoren und Alumnen ausschließen, nur muß er Mitteilung an den Administrator machen.

5. Besuch im Elternhaus ist den Alumnen nur auf schriftliches Gesuch des Vaters zu gewähren ; auch dort sind sie zur Beobachtung der Schulregeln verpflichtet. Wenn Väter sich über die Strenge der Disziplin beschweren, sind die betreffenden Söhne zu entlassen.

6. Den Alumnen können zwar Erleichterungen gewährt werden ; doch dürfen sie zu einigen Diensten (Reinigen, Zimmerordnen usw.) angehalten werden. Das ist keine unwürdige Behandlung und Verachtung.

7. Die Alumnen sind so viel wie möglich von den Konviktoren getrennt zu halten.

8. Für die äußere Schule soll, weil wegen großer Schülerzahl die Disziplin schwer zu handhaben ist, ein zweiter Lehrer angestellt werden.

9. Die von irgend jemand, nur nicht vom Kardinal Friedrich Borromäus verfaßte « zweite Regel » ist apokryph und unterschoben ; sie hat nie Genehmigung und Gültigkeit erlangt.

10. Wer Beschwerden gegen das Kolleg oder den Rektor hat, soll sie dem Propst von S. Sepolcro vorbringen, und erst, wenn er sein Recht nicht zu erhalten glaubt, sie an den Generalvikar oder den Erzbischof weiterziehen. [1]

Im folgenden Jahr, 1726, verlangte die Deputation vom Generalpropst anläßlich der jährlichen Visitation Abänderung einiger obiger Bestimmungen, weil sie mit der Regel nicht harmonierten. Er verwies ihnen streng diesen Versuch ; was sie Regel nennen, sei nur eine gewissenlose Fälschung. Der Rektor konnte der Gemeinde noch mitteilen, er habe in der Angelegenheit mit dem Generalvikar gesprochen,

[1] Arch. Coll. B 3, 19. Sept., vom Kardinal genehmigt 21. Sept. 1725.

der versicherte, Eminenz gedenke niemals von den Konstitutionen abzuweichen, wohl aber jeder unvernünftigen Forderung, die sich auf eine sog. zweite Regel stütze, sich zu widersetzen. [1]

Es folgte eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe, nur unterbrochen durch die Bemühungen um Verminderung der Alumnate. Aber 1770 sollten die Anfeindungen gegen die Leiter des Kollegs ein Jahrzehnt lang die schärfsten Formen annehmen. Den Grund der neuen Zwistigkeiten bildeten nicht etwa neue unbeliebte Verordnungen und Maßregeln, sondern der Ehrgeiz einiger unruhigen Köpfe, die sich laut Aussage der Gemeindebehörden durch Wiederaufnahme der alten Beschwerden wichtig und um die Gemeinde verdient machen wollten. [2]

Als 1770 die drei Deputaten Ignazio Cerri, Dionigio Pancaldi und Giovanni Cattomio nebst drei andern Bürgern zwei Schreiben mit alten und neuen Beschwerden und Klagen gegen den Rektor an den Generalvikar in Mailand richteten, antwortete ihnen dieser, daß Seine Eminenz mit höchstem Mißfallen gesehen, daß sie ganz unbegründete Ansprüche an das Kolleg und falsche Anklagen gegen den Rektor erheben, wie Erkundigungen ergeben hätten. Er spricht scharfen Tadel gegen die Urheber dieser Bewegung aus. Zwei der unterzeichnenden Bürger, der frühere Kanzler Bartolomeo Vacchini und der jetzige Kanzler und Maler Pier Francesco Pancaldi wollen zwar unschuldig an « den Verleumdungen gegen den Rektor sein », beschweren sich aber über dessen Extravaganzen (bezüglich Gottesdienste) und fordern das Recht der Oberaufsicht und Rechnungsprüfung für die Deputaten, Vermehrung der Freiplätze nach Maßgabe der Einkünfte und Überlassung der überflüssigen Gelder an die Gemeindekasse. [3]

Unter einem furchtbaren Wirrwarr der Meinungen wurden am 5. Dezember 1770 folgende *Wünsche* der Gemeinde formuliert : Beobachtung der von Kardinal Friedrich Borromeo erlassenen Regel (zweideutig !), Mitteilung aller Anschaffungen und Ausgaben an die Deputaten, Wiedereinführung zweier Schlüssel für die Kasse des Kollegiums, Vorlage der Rechnungen über die römischen Einkünfte, Abschaffung der überflüssigen Diener (drei seien genug) und der Taglöhner (anderseits verlangt man bessere Kultivierung des Gartens), Vermehrung der Freiplätze und Stipendien, Auszahlung der Gelder, die in bedeutender

[1] « Prot. Vic. », 21. Dez. 1725. Arch. S. Sepolcro, 17. Aug. 1726. Arch. Coll. B 4. « Apol. », Nr. 67 nota, Nr. 123 und 138. Spätere Versuche, « Apol. », Nr. 252, p. 114.

[2] Brief an den Erzbischof, 19. Aug. 1772. « Apol. », p. 65.

[3] Arch. Coll. B 23, 24, 28 und 29, 14. Sept. 1770 bis 13. Febr. 1771.

Höhe in der Kasse zu Mailand liegen müssen und Anlegung derselben in Ascona, Steuerzahlung des Kollegs an die Gemeinde, Erhöhung der Stipendien von monatlich 30 auf 36 Lire. Noch wird gefordert, daß man die Knaben von Ascona aus der äußern Schule (Scoletta) leichter in die höheren Schulen aufsteigen lasse, auf den jährlichen Beitrag der Gemeinde von 20 Scudi verzichte und keine Schüler von andern Gemeinden in diese äußere Schule zulasse. Auch sollen dem Rektor von oben herab wegen seiner Ungereimtheiten und Extravaganzen Vorstellungen gemacht werden. [1]

Diese Forderungen wurden dem Generalprovikar Zezi in Como, einem Bürger von Ascona, übergeben, damit er sie durch seinen Einfluß in Mailand unterstütze, was er nur versprach, falls man die Eingabe in ehrerbietigere Form bringe. Ein gewisser Freund Marco aber mahnt ihn, der Sache sich nicht anzunehmen: man habe die Forderungen nur aus purem Eigensinn und aus Haß gegen die Oblaten aufgestellt mit Außerachtlassung aller Ehrfurcht gegen den Erzbischof. Freilich erweise sich auch der Rektor zu wenig freundlich und entgegenkommend. So denke auch der Propst und Pfarrer Raffaele Pancaldi, der bei der Versammlung zur Mäßigung gemahnt habe. [2]

Aber auch der energische Rektor Karl Mazza kam zum Worte. Auf Einladung des Provikars Zezi ließ er sich vernehmen, der ganze Sturm sei nur das Werk einiger Hetzer, die unter dem Vorwand des öffentlichen Wohles ihre selbstsüchtigen Ziele verfolgten. Er habe immer nach Weisung der Obern gehandelt, trotz aller kleinlichen Nörgeleien und boshaften Kritiken in Ascona. Im übrigen möchte er die Sache begraben. [3]

Diesem einleitenden Scharmützel machte eine gemessene Antwort des Kanonikus Alexander Ressa (?), Mitglied der Kongregation in Mailand, ein vorläufiges Ende. Er spricht im Auftrag der Kongregation das höchste Mißfallen des Kardinals am Treiben in Ascona aus, stellt fest, daß die Einkünfte des Kollegs in Mailand verwahrt und stets gerecht verwaltet und nur für das Kolleg verwendet werden; das solle auch in Zukunft geschehen. Damit die Asconesen einigermaßen beruhigt seien, werden die Gelder fürderhin von der Bank verwaltet und ausbezahlt. [4]

Der Streit ruhte nun für kurze Zeit, um bald noch heftiger loszubrechen. *(Schluß folgt.)*

[1] Arch. Coll. B 26 und 27; 27. Dez. 1770 und 4. Jan. 1771.
[2] Arch. Coll. B 19, 20, 27, im Dez. 1770. «Apol.», Nr. 140, p. 73.
[3] Arch. Coll. B 26, 4. Jan. 1771.
[4] Arch. Coll. B 30, 7. Jan. 1771.

Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828-1838).

Nach Briefen des Bischofs Jos. Anton Salzmann, des Schultheißen Jos. Karl Amrhyn und anderer.

Von Hans DOMMANN.

(Fortsetzung.)

VI. Der Zusammenbruch des Badener Konkordats; die Affäre Cuttat und andere kirchenpolitische Angelegenheiten (1836–1838).

Während die Verhandlungen wegen der Aargauer Angelegenheiten fruchtlos weitergeführt wurden, entschieden die Geschehnisse in den Kantonen Solothurn und Bern das Schicksal der Badener Artikel. — Luzern hatte die beiden Kantone wiederholt um offizielle Annahme ersucht.[1] Im Kanton *Solothurn* aber wurden die Badener Artikel am 15. Dezember 1835 verworfen. Die Erklärung, die Staatsrat von Roll dagegen abgab, wurde entscheidend.[2] — Dann bereiteten sich im Kanton *Bern* wichtige Ereignisse vor, die folgenschwerer wurden, weil sich die ausländische, besonders die französische Diplomatie lebhaft dafür interessierte. Der gut orientierte eidgenössische Kanzler schrieb

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.

[2] *Derendinger*, S. 348 f. Staatsrat von Roll an Amrhyn, 15., 18. Dez. 1835 (Bericht). — « Waldstätterbote », Nr. 103, 1835; « Allg. Kirchenztg. », Nr. 1, 1836 (Kommentar): « Der erste Grund der Verwerfung ist Egoismus. ... Der zweite Grund ist Egoismus. ... Der dritte Grund ist Egoismus ... ». — Am 31. Mai 1836 erließ der Große Rat von Freiburg eine Proklamation, in der er erklärte: daß er den Beschlüssen von Baden fremd bleibe; daß er die Akte dieser Konferenz ebensowenig billige, wie die Art des Vorgehens ohne Mithilfe des Heiligen Stuhls, in Fragen, die wesentlich die katholische Religion interessieren; daß er jene Beschlüsse vielmehr formell zurückweise und daß es sein ausdrücklicher Wille sei, die bisherigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat im Kanton Freiburg unversehrt zu erhalten. — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21. — Der « Eidgenosse » (Nr. 103) schrieb: « ... Solothurn muß seiner feigen Selbstsucht überlassen bleiben, weil es an der gemeinsamen Entwicklung des vaterländischen Staatsrechts in Kirchensachen keinen Teil nehmen will. ... »

am 26. Januar 1836 seinem Schwiegervater, Staatsrat Schwytzer: « Die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz scheinen dermalen die Diplomatie in der Schweiz, sowie die benachbarten Kabinette mehr als alles andere zu beschäftigen. Seit einem Monat hat die französische Botschaft wiederholt auf diesen Gegenstand bezügliche Instruktionen empfangen, um infolge derselben durch mündliche Vorstellungen, da wo sie immer Gehör fand, die Überzeugung auszusprechen, es könne der dermalige gespannte Zustand in kirchlichen Dingen unmöglich ohne große, nachteilige Folgen von längerer Dauer sein; es müssen die erschütterten Verhältnisse neu geregelt werden; ein solches Verhältnis könne aber nur durch direkte Unterhandlung zu Rom erzielt werden; man soll[e] also jemand in die heilige Stadt abordnen; daselbst werde man die französische Gesandtschaft instruiert finden: nicht nur den schweizerischen Unterhändler zu unterstützen, sondern für alles Billige ihren ganzen Einfluß durch direkte Verwendung bei dem Heiligen Stuhl eintreten zu lassen, so zwar, daß der schweizerische Unterhändler bereits alles zu Rom vorbereitet finden würde. Montebello [der französische Botschafter] fragte mich, ob ich eine solche Unterhandlung zu führen geneigt wäre, was ich als unverträglich mit meiner eidgenössischen Stellung erklärte. Später hat man von französischer Seite wiederholt den Wunsch ausgesprochen, meinen Vater mit einer solchen Mission bekleidet zu sehen. Auch dem Geschäftsträger zu Wien ist von daselbst höchstgestellten Männern die Verwunderung zu erkennen gegeben worden, daß man in der Schweiz nicht daran denke, auf dem einzig erreichbaren Wege einer direkten Unterhandlung zu Rom die obwaltenden Schwierigkeiten zu lösen. » — Am 13. Februar meldete Kanzler am Rhyn weiter: « ... Die Mächte des Wiener Kongresses erklären nunmehr, daß die Einführung der Badener und Luzerner Konferenzbeschlüsse in diesen Landesteilen [im Berner Jura] mit der Bedingung, unter welcher dieselben der Schweiz abgetreten worden, in Widerspruch stehe. ... Zu dem Zwecke, solche mündliche Eröffnungen der vorörtlichen Behörde zu machen, befindet sich Hr. von Bombelles [der österreichische Gesandte] hier; andere Gesandtschaften sind im gleichen Sinn instruiert. ... Alles ist das Ergebnis einer Zeit, in welcher verschiedene Regierungen unter sich ein Wettrennen angestellt haben, welche unwissender, welche gewalttätiger sei. » Alt-Schultheiß Schwytzer aber schrieb dem Kanzler am 29. Januar: « ... Schon Gleichartiges hat in hier verlautet; nur ist das Auffallendste an der Sache, daß Frankreich so entscheidend ins Mittel treten und unsere so ver-

worrene[n] kirchlichen Angelegenheiten entwirren helfen will. Allerdings kann dies, so wie die Sachen stehen und bei der geschlossenen Stellung des Bischofs von Basel, nur mittelst einer Negotiation mit dem Herrn, der über ihm steht, geschehen. ... Es werden sich schon Reiselustige nach Italien finden, und es ist zu wünschen, daß einer der Radikalen selbst den Versuch wage, dem Heiligen Vater freisinnigere Ideen beizubringen und ihn ihren Wünschen geneigter zu machen. ... »[1]

Wie sehr die Liberalen und Radikalen des katholischen Vororts nach dem Mißerfolg in Solothurn die Annahme der Badener Artikel durch Bern wünschten, beweist der folgende Brief Amrhyns an seinen Sohn: «Ich wünsche im Interesse der Würde wie der Ruhe der Schweiz und vorzüglich um [den] Nationalsinn vor dem zum Teil, ja großenteils feindseligen Auslande nicht ganz zu verleugnen, daß Bern bei der auf den Hornung ausgesetzten Beratung über die Badener und Luzerner Konferenzen sich nicht aufs neue — wie im Jahr 1815 — gelüsten lasse, ... als Defensores religionis betitelt zu werden. ... Mag man auch über den Ursprung und Zweck der Badener Konferenz verschiedene Ansichten hegen, so gebietet die Ehre der Schweiz, wie die Rechte des Staates in Kirchensachen, daß man nicht unzeitige und so späte Mißbilligungen und Verwerfungen eintreten lasse, die besonders jene Kantone in neuen Kampf verwickeln müßten, welche im entgegengesetzten Sinne vorangegangen sind, und wovon die Folgen — die vaterländische Geschichte weist es nach — auch auf den unfreundlich hervortretenden Tadler zurückfallen müßten. ... »[2] Schwytzer aber schilderte seinem Schwiegersohne in dieser politischen Krisenzeit die Situation folgendermaßen: «... Ich hatte von jeher die Überzeugung, daß unsere Badener und Luzerner Konferenzbeschlüsse niemals ein gutes Resultat haben würden. Nunmehr kann die Sache als entschieden angesehen werden, denn der reformierte Teil Bern[s] wird die ihm immer nahe anliegende Bärenhaut nicht für ein fremdes Interesse wollen gerben lassen. ... Wir stehen also allein mit Aargau und dem entfernten St. Gallen; nur macht Zürich noch Miene, ernstlich Fait et cause zu nehmen, denn es hat in hier die genausten Erkundigungen über unsere kirchlichen Verhältnisse unter der Hand eingezogen, um nötigenfalls bei der Hand zu sein und mitsprechen zu können. Aargau ist noch immer kampflustig und hat uns ... zur

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.
[2] 2. Jan. 1836.

Fortsetzung des Kampfes gegen die geistliche Übergewalt aufgefordert. Für einstweilen haben wir seine Zudringlichkeit ab und auf den Zeitpunkt verwiesen, wo die von unserm Großen Rate behufs der kirchlichen Angelegenheiten niedergesetzte Kommission ihren Bericht über das, was weiter in der Sache zu tun sei, wird erstattet haben. Im Grunde aber will man die Schlußnahme Berns abwarten und dann erst das Fernere beraten. Nun wird nach der neuesten Entwicklung guter Rat teuer werden. ... »[1]

Am 20. Februar 1836 nahm der Große Rat von Bern nach langen, erregten Verhandlungen die Badener Artikel an, trotzdem die Gesandten der Nachbarmächte zum voraus gegen ihre Einführung im ehemaligen Fürstbistum Basel protestiert hatten und es bekannt war, daß der Heilige Stuhl Österreich, Frankreich und Sardinien um Intervention ersucht hatte.[2] Kanzler am Rhyn hatte einige Tage vor der Annahme seinem Schwiegervater auf Grund von Unterredungen mit fremden Diplomaten, besonders mit Graf Bombelles, und mit dem Vorortspräsidenten weiter berichtet: «Rom hat Österreich, Frankreich und Sardinien zunächst zur Intervention wegen den geistlichen Dingen angegangen. Österreich hat diese Intervention abgelehnt, im gegenwärtigen Augenblick, dagegen die Gesandtschaft mit dem Auftrag nach Bern geschickt, in mündlicher Unterredung den Mitgliedern der Regierung das Bedauern auszudrücken, das das Kabinett hätte, wenn es durch Schlußnahme des Großen Rats in den Fall gesetzt werden sollte, als Garant des status quo der kirchlichen Verhältnisse im Jura pflichtgemäß auftreten zu müssen, was für alle Kongreßmächte notwendig eintreten müßte, wenn

[1] 14. Februar 1836.

[2] « Schweiz. Kirchenztg. » 1836, Nr. 9, 11. — Kanzler am Rhyn an Schwytzer, 21. Febr.: « Nachdem am 19. die Beratung bis abends nach 6 Uhr gedauert hat, wurden gestern ... gegen drei Uhr nachmittags mit $^2/_3$ Stimmen gegen $^1/_3$ die Beschlüsse der Luzerner Konferenz angenommen. Die Beratung war vornehmlich am ersten Tag oft sehr tumultuarisch, und von der Tribüne herunter hat das souveräne Volk mehrere seiner Stellvertreter, die gegen die Anträge stimmten, insultiert. So rief man, als [Schultheiß] Tavel sprach: « à bas le momier! » (St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.) — Schwytzer an den Kanzler, 23. Febr.: « Hierseits ist der Jubel groß bei gewissen Leuten, die auch der Ansicht sind, daß man die Sache ohne den Papst abtun könne. ... » — « Eidgenosse », Nr. 21: « Er [der Bischof] wird sich bewogen finden, entweder zurückzukommen auf christlichere Grundsätze, um mit den Diözesanständen in Einklang zu gehen, oder abzutreten und einem vernünftigern Oberhirten Platz zu machen. » Die erste Siegesmeldung in Nr. 16: « Viktoria! Die Schlacht ist gewonnen, die heiße, zweitägige, herrliche Geistesschlacht! ... Es war eine der herrlichsten, großartigsten Sitzungen, die je stattfanden in der Schweiz seit 1830. ... »

Rom oder ein Teil der katholischen Bevölkerung des Jura eine solche Einwirkung anrufen würde. Nicht verhehlen mußte Hr. von Bombelles dabei das Bedauern seines Hofes, daß mehrere der angetragenen Bestimmungen mit demjenigen Ähnlichkeit haben, was in Österreich bestehe. Daselbst werde aber von Staats wegen an einer Veränderung der Verhältnisse zur Kirche gearbeitet, und es sei nicht nötig, daß die Schweiz diejenigen Fehler begehe, die Österreich anerkenne, begangen zu haben. Das ist der Sinn einer geheimen Depesche Metternichs, die ich zu sehen bekam. Gestern hat die französische Gesandtschaft dem Schultheiß eine ähnliche Erklärung gemacht, infolge einer am 9. laufenden Monats erhaltenen Depesche Broglies, ebenso der vorgestern angelangte Gesandte Sardiniens. ... »[1]

Die Entscheidung in Bern ermutigte auch den *Luzerner* Großen Rat zu weiterem Vorgehen in der staatskirchlichen Gesetzgebung. Zwar warnten vorsichtigere Liberale, wie Kanzler am Rhyn: «Unsere Großhanse zu Luzern [mögen] sich zweimal umsehen, ehe sie etwas tun, und nicht vergessen, daß, wenn wir uns kirchlich emanzipieren wollen, wir es durch uns und ohne protestantische Hülfe tun müssen, wollen wir nicht verdientermaßen bei unserm Volke jeden Kredit verlieren und in die Knechtschaft des Ochlokratismus fallen, die drückender wäre als die von Rom.»[2] Schultheiß Amrhyn aber war in persönlicher Verbitterung weniger zurückhaltend geworden. Er schrieb seinem Sohne in phrasenhaftem Tone: ... Bischof und Rom sind im Laufe des letzten Spätjahres von mir vor den Gefahren mit männlicher Offenheit gewarnt worden, die ihr wegwerfender Starrsinn der Religion und unserm Vaterlande bereite. Wollten sie taub gegen diese Stimmen der Wahrheit sein, so mögen sie nun auch vor Gott und der Nachwelt die Folge verantworten, die sie aus eigenem Verschulden über sich und uns gebracht haben und noch bringen werden. ... Mischt sich das Ausland in die Sache, so ist unserm Volk der Beweis geleistet, daß es um seine freiern Institutionen, vielleicht gar um unsere nationelle Unabhängigkeit sich handle, und die Wut des fanatisierten Volkes wird sich mit Blitzesschnelle gegen die Geistlichkeit, als seine Verräter, wenden. In den Kantonen — mit Ausnahme der elenden Satelliten in den Kleinen Kantonen — ist man auf alles vorbereitet, und wir haben uns einverständlich auch in hier bereits in militärische Fassung gesetzt.»

[1] 15. Februar 1836.

[2] 11. März 1836, an Schwytzer.

Am 11. März erklärte der Luzerner Große Rat jede Ausübung von Gerichtsbarkeit in geistlichen Dingen von seiten des päpstlichen Nuntius oder der römischen Gesandten in der Schweiz als Mißbrauch. Er beauftragte den Kleinen Rat, einen Gesetzesentwurf zur Bestimmung des staatlichen Aufsichtsrechts über die Geistlichen und einen Vorschlag für die Übernahme aller Kollaturen durch den Staat vorzulegen.[1] Eine Kommission des Staatsrats, bestehend aus Amrhyn, Dr. Steiger und F. L. Schnyder, beriet dann die weitern Maßnahmen. Diese Kommission ersuchte Dr. Kas. Pfyffer und Staatsschreiber Siegwart-Müller, die Vorarbeiten für eine erzbischöfliche und bischöfliche Pragmatik zu übernehmen, und beauftragte Amrhyn, den ehemaligen Konstanzer Generalvikar von Wessenberg um seine bezügliche Ansicht zu befragen. Der Bischof sollte eine Synodalverfassung für das Bistum Basel ausarbeiten und den Ständen zur Genehmigung vorlegen.[2] Am 13. Juni beantragte Amrhyn dem Großen Rate, eine Kommission aufzustellen, welche die Echtheit der Geschichtsbelege in seiner Arbeit über die staatskirchenrechtlichen Grundsätze der Schweiz erwahren sollte. Er wollte in dieser Zusammenstellung nach dem Vorgang Felix Balthasars beweisen, daß die Badener und Luzerner Beschlüsse «nur das in sich enthalten, was vom ersten Ursprung der schweizerischen Freiheit an bis auf unsere Tage als Rechte des Staats anerkannt und behauptet war.» Am 25. Oktober 1835 hatte er diese Dokumente auch dem Bischof vertraulich mitgeteilt.[3] — Staatsrat Schwytzer aber klagte, man dränge immer mehr, die Kirchenangelegenheiten im Staatsrat zu behandeln; besonders Dr. Steiger, der voreilige Schritte Berns fürchte und Aargau beruhigen möchte.[4] Und dem eidgenössischen Kanzler

[1] Großratsprotokoll 1836. — «Schweiz. Kirchenztg.» 1836, Nr. 12; «Luzerner Zeitung», Nr. 22 ff.; «Eidgenosse», Nr. 17, 22; «Allg. Kirchenzeitung», Nr. 12 (Wortlaut der Beschlüsse und einer Protokollerklärung der Konservativen).

[2] Verhandlungsprotokoll der für kirchliche Angelegenheiten aufgestellten ao. Kommission (geschrieben von *Siegwart-Müller*); St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.

[3] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 20; *Liebenau*, Zur Geschichte des Staatskirchentums im Kt. Luzern (Katholische Schweizerblätter, N. F. XII. 1896, S. 95 ff.). — Siegwart-Müller an Amrhyn, 9. Juli 1836: Man habe bereits mit dem Bischof wegen der Synoden unterhandelt und eine erzbischöfliche Pragmatik ausgearbeitet. In unwesentlichen Punkten könnte der Bischof mit Rom unterhandeln. Für die Vorarbeiten mit Kas. Pfyffer wolle man sich an v. Wangenheim, den Präsidenten der Kommission für die Frankfurter Pragmatik, wenden, weil dieser «der entschiedenste Verfechter der wahrhaft katholischen Grundsätze gegen die kurialistischen» gewesen sei. — *Siegwart-Müller*, Der Kampf zwischen Recht und Gewalt, S. 143 ff., 243.

[4] An Amrhyn, 23. Juli. — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.

schrieb er: « ... Es scheint, die Vorfälle im Bistum üben auf unsere Kämpfer für kirchliche Freiheit keinen Einfluß aus, und man wolle es aufs äußerste ankommen lassen. ... Die Kluft zwischen Rom und der Schweiz dehnt sich immer mehr aus, und so muß auch eine daherige Unterhandlung mit ersterm, die natürlich vorbehalten bleibt, immer schwieriger werden. ... »[1]

Der Beschluß des Berner Großen Rats vom 20. Februar 1836 erregte im *katholischen Jura* bei Klerus und Volk starken Unwillen; denn schon vorher hatten sich 8000 Jurassier in einer Bittschrift gegen die Badener Artikel ausgesprochen.[2] Während der Klerus nach der Entscheidung Volksunruhen zu verhindern suchte, schickte der radikale Statthalter Choffat alarmierende Berichte nach Bern. Am 28. Februar wurde in Pruntrut eine Regierungsproklamation verlesen; Choffat traf demonstrativ polizeiliche Maßnahmen. Da wurden vor der Kirche Freiheitsbäume als Sinnbilder der kirchlichen Freiheit aufgerichtet; das gleiche geschah auch in andern Ortschaften. Die heftigen Anklagen Choffats veranlaßten darauf die Berner Regierung, die vorerst in diesen religiösen Demonstrationen keine Gefahr gesehen hatte, zwei Kommissäre mit einer Abteilung Dragoner in den Jura zu schicken. Auf Betreiben der Radikalen folgten diesen bald größere Truppenteile. Gegen den *Dekan Cuttat*, den Pfarrer von Pruntrut, und seine *Vikare Spahr und Bélet* ergingen Verhaftbefehle, weil sie der Anstiftung zum Aufruhr im «Ami de la justice» und auf der Kanzel bezichtigt wurden. Am 12. März kamen die neuen Regierungskommissäre: Schultheiß von Tavel, Karl Schnell und Eduard Blösch, nach Pruntrut und trafen bis am 25. März scharfe Anordnungen. Sie verlangten u. a., daß die Pfarrei Pruntrut vakant erklärt und der geflohene Pfarrer Cuttat mit seinen Vikaren vom Bischof suspendiert werde. Am 18. März begab sich Schultheiß Tavel selbst nach Solothurn, um den Bischof zu den gewünschten Maßregeln zu bewegen. In einem Schreiben erklärte er die drei Angeklagten als die Haupturheber der vorgefallenen Auftritte:

[1] 11. März 1836.

[2] *Hurter*, S. 375 ff.; *Henne*, S. 207 ff.; *G. J. Baumgartner*, II. 170 ff.; *Feddersen*, S. 220 ff.; *Tillier*, I. 330 ff.; *Vautrey*, II. 541 ff.; *E. Blösch*, Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte, Bern 1872, S. 73 f.; *C. J. Burckhardt*, Der Berner Schultheiß Charles Neuhaus, Frauenfeld 1925, S. 126 f.; Mémoire pour servir à la défense de l'abbé Bélet, Porrentruy 1837; Correspondance de MM. les préfets ... avec le Conseil-exécutif et MM. les commissaires extraordinaires, Bern 1836 (auch deutsch, Solothurn 1837). *E. Daucourt*, Les troubles de 1836 dans le Jura bernois. Porrentruy 1923.

Vikar Spahr, als Redaktor des « Ami de la justice » ; Vikar Bélet, als Mitarbeiter dieses Blattes und wegen « bedeutender politischen Umtriebe » ; Dekan Cuttat, weil er sich eine « Menge von Umtrieben » erlaubt habe, weil er geduldet habe, daß sein Pfarrhelfer im « Ami de la justice » die Behörden beschimpfte und Aufruhr predigte, weil er endlich seine Pfarrei am 10. März heimlich verlassen habe, ohne für einen Stellvertreter zu sorgen. Tavel forderte, daß die Pfarrei Pruntrut sofort als vakant erklärt und ausgeschrieben werde und daß den Vikaren jede Ausübung geistlicher Funktionen in den katholischen Bezirken des Jura untersagt werde.[1] Der Bischof willfahrte diesem Begehren ohne eigene Untersuchung. Diese Übereilung verursachte ihm in der Folge viele Schwierigkeiten und scharfe Vorwürfe des Papstes. Dekan Cuttat wandte sich, als er in sicherem Asyl von seiner Absetzung hörte, am 23. März von Wattenwil im Departement Haut Rhin aus an seinen Oberhirten. Er verwahrte sich gegen die getroffene Maßnahme, weil er in den zehn Tagen seiner Abwesenheit auf seine Seelorgerfunktionen nicht verzichtet und einen Vikar mit der Stellvertretung beauftragt habe. Die Maßregel könne nur die Wirkung eines Irrtums sein. Durch den von feindlichen Menschen erwirkten Verhaftbefehl sei er vor die Alternative gestellt worden : entweder ins Gefängnis geworfen zu werden oder zu fliehen. Der Rat weiser Leute habe ihn bewogen, sich für kurze Zeit zurückzuziehen. Er hätte sich im Bewußtsein seiner Unschuld jedem Gericht gestellt, wenn die herrschende Leidenschaft nicht die Hoffnung auf Wahrheit und Gerechtigkeit zerstört hätte. Trotz lügenhafter Berichte, Hausdurchsuchungen und sonstigen schärfsten Nachforschungen habe man keinen Beweis seiner Schuld gefunden. — So protestierte Cuttat vor dem Bischof gegen seine Absetzung und erklärte : da er die kanonische Institution erhalten habe, könne er nur durch ein Urteil des Bischofs nach vor-

[1] Kopie von Bischof Salzmanns Hand im F.-A. A. mit der anschließenden Bemerkung für Amrhyn : « Aus obstehendem, sehr schönen und gemäßigten Schreiben sehen Ihro Exc., daß ich nicht anders, als ich sollte, gehandelt habe. Allein Herr Cuttat, der gewiß nicht geflohen wäre, wenn er ein gutes Gewissen hätte, wird das Äußerste wagen und seine hohen vorherrschenden Verteidiger haben. Soll es dem Bischof in diesem Handel ergehen, wie in der bernischen Eidesangelegenheit ? » — Kanzler am Rhyn an Schwytzer, 6. Mai 1836 : « Bischof Salzmann wird Sie vermutlich mit dem Gaunerstreich unterhalten haben, den der religiöse Hr. von Tavel so erfolgreich bei ihm ausgeübt. » — « Schweiz. Kirchenztg. » 1836, Nr. 13 ff. ; « Eidgenosse », Nr. 22 ff. ; « Waldstätterbote », ff. ; Nr. 21 « Allg. Kirchenzeitung », Nr. 14 ff.

herigem Verhör seiner Pfründe beraubt werden ; wenn der Bischof auf seiner Erklärung beharre, behalte er sich den Rekurs an die Kurie in Rom vor.[1] — Bischof Salzmann schickte dieses Schreiben seinem Berater Amrhyn und fragte ihn : « Soll ich das Episkopat niederlegen ? Mit Freude tue ich es, und mir scheint es das Beste zu sein, was ich tun kann. Soll ich den künftigen Pfarrer von Brondrut nur bedingt auf so lange, bis Hr. Cuttat sich justifiziert haben wird und die Pfarrgeschäfte in Brondrut wieder führen kann, ernennen und einsetzen ? Dies würde meines Erachtens die h. Regierung von Bern nicht gutfinden. Die Adpellation an das oberste Kirchenoberhaupt kann ich nicht hindern. Ich bitte inständig um beförderliche Antwort. »[2] Amrhyn der schon bei der Ernennung Cuttats seinem scharfen Mißtrauen gegen diesen strengkirchlichen Priester Ausdruck gegeben hatte, antwortete, wie nicht anders zu erwarten war : « Dekan Cuttat kann sich weder nach dem Geiste des Evangeliums — der Hirt soll das Leben für seine Schafe lassen — noch nach den Kirchengesetzen über seine Entfernung rechtfertigen ; er hat die heiligsten Pflichten dadurch gegen Staat und Kirche verletzt, seine Würdigkeit zum Amte des Hirten verwirkt ; seine erwiesene, von ihm selbst nicht widersprochene Flucht ist vollständige Anklage und zugleich mittelbare Verdammung über ihn. Das genügt schon an und für sich, um die von der bischöflichen Stelle gegen ihn ausgefällte Pfrundentsetzung mehr als genügend zu rechtfertigen. Die gleichzeitigen Forderungen des Staats ; die Namens dessen gegen Cuttat geführten schweren Anschuldigungen ; der öffentliche Friede in Staat und Kirche sind dann noch Zutaten, welche ohne jene Verletzung der ersten Pflichten als Diener der Kirche schon für sich allein dem Bischof — zur Bewahrung beider verpflichtet — eine gleiche Entsetzungspflicht auferlegt haben würden. ... Rom kann, darf seiner selbst willen ein Benehmen der Art, wie jenes von Dekan Cuttat ist, nicht billigen, nicht in Schutz nehmen. ... Das einzige, was der Bischof zu seinen Gunsten — mehr aus Wohlwollen als aus Pflicht — ... tun kann, ist die an ihn auf sicherm Wege ... zu erlassende förmliche Weisung : ... sich bei der Regierung von Bern über sein Benehmen, über die gegen ihn vorhandenen Anschuldigungen zu rechtfertigen und gleich hierauf, mit den Ausweistiteln darüber versehen, sich zum Bischof zu verfügen, der sich dann die weitere Würdigung

[1] Kopie des Schreibens im F.-A. A. als Beilage zum Briefe des Bischofs an Amrhyn vom 25. März 1836. [2] Poststempel : 25. März 1836.

seines Benehmens, wie den Entscheid vorbehalte. ...[1] Bevor der Bischof diese Antwort erhielt, hatte er Amrhyn wieder geschrieben: « Es scheint mir ..., es sei notwendig, daß ich offiziell an die h. Diözesanstände (nämlich an den h. Vorort Luzern) schreibe, Hochselben den Brief des ... ganz bevollmächtigten Hrn. Regierungskommissärs von Tavel, meinen bischöflichen Ausspruch und den Hauptinhalt des Cuttatschen Schreibens referiere, um von da eine Weisung zu erhalten. — Meines Erachtens ist der Gegenstand eines Aufruhrs rein weltlicher Natur; folglich kommt der Untersuch desselben und seiner Teilnehmer der Säkularbehörde zu, und der Bischof muß dasjenige, was die Säkularbehörde ihm hierüber zumittelt, annehmen und vollziehen, was ich auch getan habe. ... »[2] Amrhyn erwiderte: « ... Der Staat ist hier in seinem vollesten Judikaturrechte, das selbst die Bischöfe von Konstanz zu jeder Zeit und gegenüber der sonstigen Forderung anerkannten, daß der strafbare Geistliche in jedem andern Verbrechensfalle der geistlichen Strafgerichtsbarkeit überlassen werden müsse. Berns Regierung kann und darf daher von dem Bischof im vorliegenden Falle keineswegs übergangen werden. ... Der katholische Vorort kann vom Bischof bei der Sache nicht wohl in Anspruch genommen werden, da ihm dieselbe amtlich noch unbekannt und vorderhand eine Sache des Standes Bern ist, der bis dahin ausschließlich in seiner souveränen Stellung gehandelt hat und handeln wollte. Wohl aber kann derselbe von diesem im eintretenden Falle in Anspruch genommen werden, wo er in seiner vereinzelten Stellung gegen die Einsprache Roms, gegen derselben Anmaßungen nicht ausreichen würde. ... Von einer Resignation des Bischofs kann ... durchaus keine Rede sein. Sie würde verderblich für Staat und Kirche werden; sie müßte den Bischof selbst auf eine höchst ungünstige Weise dem öffentlichen Urteile preisgeben. Zurücktreten kann man mit Ehre nur in ordentlichen, in ruhigen Zeiten. ... Wohin müßte die Diözese geraten, wenn der Bischof abtreten wollte? ... Durch eine solche Verwaisung würde über dieselbe die Flut der größten kirchlichen Verstörung, vielleicht wohl gar die unseligste Reformation hereinbrechen. ... »[3]

[1] 26. März 1836.

[2] Poststempel: 27. März 1836.

[3] 28. März 1836. Amrhyn und der Bischof nahmen die Beteiligung Cuttats an aufrührerischen Schritten als sicher erwiesen an, was aber nicht der Fall war. — Der Hinweis Amrhyns auf eine mögliche « unselige Reformation » zeigt, wie gefährlich die ganze kirchenpolitische Situation im Bistum damals war.

Nach Amrhyns Rat antwortete Bischof Salzmann am 29. März dem Regierungskommissär von Tavel. Der Berner Regierungsrat schrieb ihm darauf: er könne niemals mehr die Anstellung der «Hauptanstifter der im Jura stattgefundenen Unruhen», Cuttat, Spahr und Bélet, auf dem Gebiete der Republik Bern gestatten; er bestehe darauf, daß die Verfügung des Bischofs aufrechterhalten bleibe und daß die ausgeschriebene Pfarrstelle wieder besetzt werde.[1] Salzmann fragte Amrhyn nochmals an, «ob der Bischof (wenn allenfalls Rom den Hrn. Cuttat gegen den Bischof in Schutz nehmen wollte) auf den Beistand der h. Diözesanstände rechnen dürfe.»[2] Amrhyn versicherte: «Auch die übrigen Diözesanstände, wenn sie nicht zum Verräter an der eigenen Sache, an jener des Vaterlandes werden wollen, müssen ihn [den Bischof] im schlimmsten Falle gegen die versuchte Übermacht von Rom, gegen Verrückung der ihm durch die Kirchensatzungen angewiesenen Stellung und eigenen Wirksamkeit mit allem ihrem Ansehen schützen. ...»[3] So hatte sich der Bischof mit seinem übereilten Schritt in der Angelegenheit Cuttats noch mehr in die Hand der Staatsgewalt gegeben. Der Papst aber forderte von ihm durch ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs Lambruschini, vom 21. Mai 1836, daß der unverhört entsetzte Pfarrer sofort verhört werde und daß ihm Gerechtigkeit widerfahre.[4] Der Bischof teilte dieses Schreiben Amrhyn

[1] 8. April 1836. — Der Bischof an Amrhyn, 11. April: «... Hr. von Tavel hat mein Schreiben sehr gut aufgenommen. ...»

[2] 16. April 1836. «... Wie ich glaube, wäre — wenn Hrn. Cuttats Appellation an Rom ergienge und Rom den Bischof zur Verantwortung zöge — von mir die einfache Antwort zu erteilen: Volksstürme seien Gegenstand des weltlichen Richters, die Herr[e]n Cuttat, Spahr und Bélet von der h. Säkularbehörde als die Haupturheber des Aufruhrs erklärt und als solche der gebührenden Strafe unterworfen, und ich habe hierin nur meinen den h. Ständen abgelegten Eid erfüllet. ... Dem Hrn. Cuttat antwortete ich noch keine Silbe, indem es mir scheint, ich habe mich mit ihm, der außer der Diözese Basel ist, in keine Korrespondenz zu setzen. ...»

[3] 21. April 1836. Die Fürsprache für Cuttat von Pruntruter Geistlichen und dem Klerus des Amtes Leberberg — meinte Amrhyn — zeuge für «eine geheimere Verbrüderung ..., deren Mittelpunkt man, mit Ausnahme der Affiliation in Freiburg, außer der Schweiz suchen» müsse. Und er fügte — mit ungewollter Anklage gegen die liberalen Staatslenker — bei: «Allerdings wäre zu bedauern, wenn ein Unschuldiger unter der Zeit leiden müßte. Allein die Begriffe über Schuld und Unschuld sind heutzutage dienstbar der Sache, dem System geworden, dem man sich ... in die Arme geworfen hat. ...»

[4] «... Quam id molestum acciderit Ss^mo Domino Nostro, nihil hic attinet dicere. Juvat potius D^em Tuam sedulo hortari, ut quam in hoc negotio rationem tenueris vel justitia consonam probes, vel quantocitius emendes, ne scandali

mit und erbat wieder seinen Rat mit den merkwürdigen Worten: «Meine Lage inter Scyllam und Charybdim ist mit jedem Tage bedenklicher. Jeder Bischof in einem Reiche wird durch seinen Fürsten aufrechterhalten, indem die Fürsten unmittelbar oder mittelbar durch ihre Geschäftsträger auf Rom einwirken. Welche Hilfe findet der Bischof von Basel? Es wird noch dahin kommen, daß er vom Stande Aargau in die Acht und von Rom in den Bann gesprochen wird, wenn er nicht vorher resigniert und durch seine Resignation beide Parteien ihren Kollisionen überläßt.» [1]

Trotz der Einsprache Roms ernannte der Bischof den liberalen Pfarrer Varé von Courgenay an Stelle Cuttats zum Dekan und wollte ihm auch die Pfarrei Pruntrut übergeben. Da teilte ihm Varé mit, daß Papst Gregor XVI. in einem Breve vom 26. Mai an Cuttat dessen Betragen genehmigt habe und ihn als Pfarrer von Pruntrut auch fernerhin anerkenne; die Geistlichen, die sich vorher dem Willen der Bischofs gefügt hätten, opponieren nun mehr als je. Salzmann berichtete diese neue Tatsache dem Altschultheißen Tavel und Amrhyn. Er glaubte, eine sofortige Diözesankonferenz sei «höchste Notwendigkeit». [2] Amrhyn antwortete mit scharfen Anklagen gegen Rom: «Wäre ich ein Feind der katholischen Religion, ich könnte keine wirksameren Mittel gebrauchen, um dieser Nachteil zu bringen, als jene, der sich zur Stunde Rom und seine berufenen und unberufenen Sachverteidiger gegen [die] Regierungen und das Volk der Kantone bedient, die seinem Beherrschungssystem widerstreben. ... Als einer der leitenden Söhne der Kirche können E. b. Gn. nicht anders, als das Äußerste versuchen, um Rom über die sich selbst bereitende [!] Gefahr zu warnen, ihm die Augen zu öffnen. ...» Und er empfahl dem Bischof, dem Kardinal-Staatssekretär mit dem Berichte zu antworten, den

exinde causa fidelibus enascatur. . ..» (Kopie im F.-A. A.) — *Hurter* schreibt über das Absetzungsurteil des Bischofs (S. 399): «Hiefür erntete er die bittere Frucht, von den radikalen Blättern, die ihn kurz vorher selbst für einen Aufrührer, für einen Hochverräter ausgegeben hatten, nun ein aufgeklärter Prälat, ein würdiger Seelenhirt, ein Mann, der den Geist der Zeit erfaßt habe, genannt zu werden. Katholiken befiel ob jener Maßregel Niedergeschlagenheit, Protestanten Staunen; einen solchen Gang der Sache unter solchen Umständen vermochte niemand zu begreifen.»

[1] 1. Juni 1836.

[2] An Amrhyn, 15. Juni 1836 mit einem Auszug aus dem Schreiben Varés. — Das Schreiben Gregors XVI. an Cuttat ist abgedruckt u. a. in der «Luzerner Zeitung», Nr. 53. — Salzmann an Amrhyn, 21. Juni: «... Daß Hr. Cuttat ein Apostolisches Breve bekommen habe, läßt sich nicht bezweifeln; ebensowenig, daß Hr. Varé,

Salzmann im Entwurf ihm vorgelegt hatte ; vermöge seiner « institutionsmäßigen Stellung » habe der Bischof die Pflicht, die Pfarrei Pruntrut definitiv neu zu besetzen.[1] Doch drei Tage später mußte der Bischof berichten : « Hr. Cuttat, ermutigt durch sein Apostolisches Breve, hat in einem Schreiben an mich gemeldet, daß er auch gegen die Wahl des Hrn. Varé zum Dekan protestiere und es an die Apostolische Nuntiatur einberichtet habe. Auch sämtliche Herren Kapitularen des Kapitels Brondrut haben mir wegen der geschehenen Dekanenwahl geschrieben und mit Hrn. Cuttat in Ein Horn geblasen. Es tut wahrlich große Not, daß die h. Diözesanstände in Bern sich vereinen. ... » Im gleichen Schreiben meldete er, daß er den Bericht, den er Amrhyn vorgelegt hatte, an den Kardinal-Staatssekretär abgeschickt habe.[2]

wenn ich ihn definitiv zum Pfarrer von Brondrut erwähle, von allen Priestern im Jura und sämtlichen Pfarrkindern verlassen sein wird, weil das Wort : « Rom hat gesprochen », alsdann donnernd durch jene Gebirge widerhallt. Es könnte leicht zu einem Brande gelangen, bei welchem das liebe Vaterland in Flammen aufginge. » Er fragte Amrhyn, ob er das Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs offiziell dem Vorort Luzern zustellen, ob er nach Rom einen Bericht senden und die Pfarrei Pruntrut definitiv besetzen, oder ob er den Diözesanständen seine Demission ankündigen solle, was ihm für seine Person das Ratsamste scheine.

[1] 22. Juni 1836. — Am gleichen Tage schrieb der Bischof : die in Nr. 74 der « Allgemeinen Schweizerzeitung » in Bern gegen ihn gemachten Ausfälle bestärken ihn in der Absicht, zu demissionieren, weil er « so verlassen und ohne allen Schutz » dastehe. — Amrhyn aber stellte ihm am 23. Juni nochmals die unberechenbaren Folgen eines solchen Schrittes lebhaft dar : « ... Der abtretende Bischof würde die Diözese in vollendete Anarchie versetzen und den zerstörendsten Sturm zwischen der Kirche und dem Staate hervorrufen ; die neue Diözese Basel würde sich durch diesen Rücktritt auflösen, und diese kirchliche Auflösung — zum heillosen Provisorium zurückführend — dürfte ebenso leicht durch die damit sich anfachende Religionsverfolgung auch eine politische Auflösung gewaltsam herbeireißen. ... »

[2] Der ausführliche lateinische Bericht — eine Kopie von Bischof Salzmanns Hand — liegt im F.-A. A. Er beginnt mit den Worten : « 10. Martii anni 1836 reliquit Dominus Cuttat, non coactus sed sua sponte ... non solum Parochiam fidei suae commissam sed et totius Basileensis Dioceseos fines, idque insalutato Episcopo. Hic vero discessus fiebat eo ipso tempore, quo, cum in posteram diem adventus executionis militaris expectaretur, remanere sanctissimum fuisset Pastoris officium. ... » Cuttat habe die Stellvertretung Vikar Spahr übertragen, der sich offen als Redaktor einer Zeitung bekannt habe, die zum Aufstand gegen die von Gott gegebene Regierung aufgefordert habe. Durch die Bezeichnung eines solchen Stellvertreters habe Cuttat dessen Haltung gebilligt. Da sich aber beide am 12. März nicht in Pruntrut befunden haben, sei die Pfarrei ipso facto vakant geworden. Die Flucht Cuttats sei um so belastender, als er auch Dekan gewesen sei. Der Bischof habe den Regierungen Treue und Gehorsam geschworen. Ob er nun nicht einen Geistlichen entfernen müsse, der Urheber eines Aufstandes sei ? Es handle sich um keine kirchliche Sache, sondern um ein crimen laesae majestatis, um eine

Bevor in der Sache Cuttats weitere Schritte getan wurden, begann in Bern unter dem Druck der fremden Diplomatie der *politische Rückzug* in den kirchenpolitischen Angelegenheiten. Nachdem schon früher die fremden Gesandten, besonders der französische, dem Vorort Bern mündliche Vorstellungen gemacht hatten, anerbot sich König Louis Philipp im April dem schweizerischen Geschäftsträger Tschann gegenüber zur Vermittlung beim Heiligen Stuhl.[1] Und da auch der Berner Große Rat bei der Annahme der Badener Artikel für einige Punkte Unterhandlungen mit den kirchlichen Behörden vorbehalten hatte, beantragte der Regierungsrat am 13. Mai dem katholischen Vorort, diese Unterhandlungen nun zu eröffnen.[2] In Luzern aber — wo der Antrag die Regierung in Verlegenheit setzte — wollte man davon nichts wissen ; auch in den andern Kantonen nicht. Amrhyn schrieb dem Bischof : « ... Man muß zuerst darüber einverstanden sein, über was, auf welchem Gesichtspunkt, auf welche Grundsätze hin und mit wem man unterhandeln wolle. Auch sollen die Kantone ... ernst bedenken, daß eine Unterhandlung mit Rom in den heutigen Tagen zugleich eine mediatisierende Unterhandlung mit den mit der Curia Romana einverstandenen Großmächten sei. »[3] Die Vorstellungen Frankreichs, das sich mit den übrigen Mächten verständigt hatte, wurden denn auch immer bestimmter, nicht nur wegen der Besetzung des Jura, sondern auch wegen der Flüchtlinge und des radikalen Treibens in der

vor das weltliche Forum gehörende Sache. Die Regierung befehle die Neuwahl, obschon Cuttat protestiere. Dieser sei innert der festgesetzten Zeit nicht vor der Regierung zur Rechtfertigung erschienen.

[1] Kopie von zwei Schreiben Tschanns an den Tagsatzungspräsidenten Tscharner (25. und 26. April) im St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21. — Der König hatte danach auch eine Unterredung mit Internuntius Garribaldi und wünschte dabei ein Konkordat nach dem Muster des mit Frankreich oder Österreich geschlossenen.

[2] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21. — Kanzler am Rhyn schrieb Schwytzer am 20. Mai : « Betreffend die Juraverhältnisse, so nehmen Sie sich in acht ! Die Berner Radikalen spielen eine perfide Rolle und wollen die Verantwortlichkeit ihres Treibens jetzt dem *sogenannten* katholischen Vorort aufhalsen. Hoffentlich wird man in Luzern doch nicht in die Patsche gehen. »

[3] 29. Mai 1836. — Schwytzer an Kanzler am Rhyn, 28. Mai : « Wenn die Berner Regierung mit ihrem Brief wegen der geistlichen Angelegenheiten die unsrige hat wollen in Verlegenheit setzen, so hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Noch ist keine einzige der Vorarbeiten gemacht, welche einer endlichen und noch nicht beschlossenen Negoziation mit dem Heiligen Stuhl vorangehen und von den betreffenden Ständen genehmigt sein müssen, was Bern wohl weiß, so wie es auch von der Erfolglosigkeit des ganzen Geschäftes in seiner Entwicklung überzeugt ist. Allein es will sich vor seiner katholischen Bevölkerung decken und ist für alles weitere ohne die mindeste Sorge. »

Schweiz.[1] Der Herzog von Montebello hatte Ende Juni in Luzern eine Unterredung mit den Staatsräten Schwytzer und Amrhyn, in der er sich über diese Angelegenheiten aussprach. Er wünschte die Zurücknahme der Badener Artikel und versicherte, daß er den Nuntius in Schwyz bereitwillig gefunden habe, dann die Unterhandlungen zu beginnen. Auch deutete er an, daß die Fortdauer der Konflikte unangenehme Verwicklungen und die Intervention der Mächte veranlasse, die den Bundesvertrag von 1815 garantierten.[2]

Schon einige Tage später kam diese Intervention, indem der Herzog von Montebello im Namen des Königs in der Form eines Ultimatums den Widerruf der Badener Beschlüsse verlangte und mit der Besetzung des Berner Jura drohte. Dieser energische Schritt veranlaßte Bern zu raschem Rückzug. In geheimer Sitzung beschloß der Große Rat am 2. Juli mit 111 gegen 18 Stimmen: die Badener Artikel sollen nur insofern vollzogen werden, als die Zustimmung des Papstes erhältlich sein werde. Der Regierungsrat teilte diesen Beschluß sofort dem katholischen Vorort mit und wünschte, daß die Verhandlungen sofort begonnen werden.[3] In Luzern wollte man auch jetzt noch nicht bestimmt einlenken; auch Aargau drückte seine «schmerzende Empfindung» über den Berner Beschluß aus und verlangte, daß die Verhandlungen keinesfalls die Badener und Luzerner Beschlüsse umstoßen; Schritte dafür seien «überflüssig und in mancher Beziehung

[1] Kanzler am Rhyn an Schwytzer: Der französische Gesandte habe ihm in den letzten Tagen eröffnet, Frankreich könne nicht weiter zusehen und habe sich mit den übrigen Mächten verständigt. — 3. Juni: «Montebello hat von seinem Hof den Befehl, die Kantone zu bereisen. ... Frankreich hat an Österreich Anträge zu gemeinsamem Handeln gegen die Schweiz gestellt. ...» — Amrhyn an den Sohn, 14. Juni: «Man spricht in hier von einer Note, welche die fremden Gesandten dem Vororte zu Gunsten der aargauischen Klöster [die unter staatliche Verwaltung gestellt worden waren] vorderhand noch eingereicht haben sollen. Wo diese fremde Einmischung — die Schweiz bevormundend, ihre Ehre und Selbständigkeit beeinträchtigend — erfolgt, haben die Minister wie die Veranlasser auch den Klöstern das Schicksal der spanischen Klöster vorbereitet. Der Radikalism[us] wird sich mit dem Vandalism[us] verschwistern und dieses politische Extrem mit dem theokratisch-aristokratischen im Überbieten in die Schranke treten.»

[2] Schwytzer an Kanzler am Rhyn, 29. Juni 1836.

[3] 2. Juli 1836, St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21. — Der «Eidgenosse» (Nr. 55 ff.) schimpfte über die «Erbärmlichkeit des gesamten Bernerschen Regierungsrats» und über die «Schwäche des Großen Rats» in schärfsten Tönen, glaubte aber, daß deswegen die Badener Beschlüsse in Bern nicht zurückgenommen seien. Der Großratsbeschluß sei «wirklich nichtssagend, überflüssig.» —

selbst bedenklich.»[1] Immerhin fanden auf der Tagsatzung in Bern unter den interessierten Ständevertretern und mit den Diplomaten Besprechungen statt. Es zeigten sich aber dabei starke Meinungsverschiedenheiten ; Solothurn und Zug sonderten sich ab ; Bern wurde zuerst überhaupt nicht zugezogen, weil die Verteidiger der Badener Artikel fürchteten, es könnte eine offizielle Konferenz verlangen. Auf Einladung Berns fand dann auch eine vertrauliche Besprechung über dessen Großratsbeschluß statt. Doch konnten weder Bern noch Solothurn wieder für die Badener und Luzerner Beschlüsse gewonnen werden, und die gemeinsame Aktion auf Grund der Badener Artikel war — wenigstens formell — gescheitert. Von den ausschlaggebenden Ständen hielten Luzern und Aargau offiziell noch daran fest.[2]

Die *Affäre Cuttat* aber war mit dem Rückzug Berns noch nicht erledigt und des Bischofs Stellung damit nicht leichter geworden. Er schrieb nach der Berner Großratssitzung : « Wenn ein so mächtiger Kanton zurücktreten muß, was wird der Bischof von Basel, sobald ein absolutistisches Machtgebot an ihn gelangt (und bei gegenwärtiger

[1] 14. Juli 1836. — Kleinrat Baumann an Amrhyn, 5. Juli : « Wir haben von den fremden Diplomaten nichts Gutes erhalten, noch zu erwarten. Dabei wird man aber nicht stehen bleiben. Die Klostergeschichte im Aargau und Thurgau und der Spuk mit den wahnsinnigen, den verführenden und verführten Flüchtlingen werden uns auch keine Rosen bringen. » — Siegwart-Müller an Amrhyn, 9. Juli : « Der Beschluß des Großen Rats von Bern ... ist als eine Schwäche an sich, vorzüglich aber gegen das Ausland sehr zu beklagen. ... In bezug auf die Konferenzartikel finde ich den Beschluß nicht für sehr gefährlich, wenn Luzern als katholischer Vorort einerseits seine Stellung behauptet, anderseits den Umständen Rechnung trägt. ... Es ist wichtig, Bern vom Reißausnehmen abzuhalten, weil sonst Thurgau und Baselland auch davonlaufen und mit Aargau mißlich ist, sich einzuschiffen. » — Amrhyn als Tagsatzungsgesandter an Schwytzer, 16. Juli : Für eine vertrauliche Besprechung unter den Kantonen seien auf der Tagsatzung Einleitungen getroffen worden ; eine offizielle aber — wie Bern es wünsche — wolle er der Folgen wegen nicht. Er sei nun schon zum dritten Male mit dem Großbotschafter wegen der kirchlichen Angelegenheiten in Streit geraten. — Schwytzer an Amrhyn, 19. Juli : « ... Es ist keineswegs zu verwundern, wenn seine [Herzog Montebellos] Galle in einige Aufregung gerät bei Durchlesung all der saubern Artikel in unsern radikalen Blättern, wo unser « Eidgenoß » nicht zurücksteht. Diese Leute möchten immer zum Schwert greifen, bedenken aber wohl nicht, daß das liebe Volk sie im Stich lassen könnte ! » — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.

[2] Amrhyn an Schwytzer, 26. Juli 1836, St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21. — Schwytzer an Kanzler am Rhyn, 31. Juli : « ... Unsere Radikalen zählen auf einen nahen Umschwung der Dinge in Frankreich, wo es freilich nicht rosenfarbig aussieht. Dann bauen sie auf die Ermannung des Volkes, also die Kraft des Stärkern, die zum erwünschten Ziele führen soll. ... »

Verumständung muß es täglich erwartet werden), in der Cuttatschen Angelegenheit tun können? Die jetzige Zurücknahme des frühern Großratsbeschlusses rechtfertigt nun in publico den Brondruter Tumult und Herrn Cuttat etc.»[1] Anfangs Oktober erklärte Msgr. Viale-Prela dem Bischof im Auftrag des Nuntius de Angelis mündlich und schriftlich, daß der Heilige Vater die Absetzung Cuttats als ungültig und eine neue Pfarrwahl in Pruntrut als null und nichtig bezeichnen werde. Er ersuchte ihn, dem Nuntius mitzuteilen, was er in dieser Sache weiter zu tun gedenke. Bischof Salzmann schrieb darauf dem Nuntius: er könne über das, was von den Regierungen der Diözesanstände getan werde, noch nichts Sicheres berichten; es sei aber wahrscheinlich, daß er resignieren werde.[2] Am 7. Oktober erwiderte ihm der Nuntius: Es sei nun höchste Zeit, daß der Bischof über die Unterhandlung in Sachen Cuttats berichte; Briefe von Geistlichen schildern ihm lebhaft die Beängstigung des Klerus und die Trauer des Volkes wegen des aufgezwungenen Pfarrers Varé; der Bischof möge die beängstigten Gewissen seiner Herde sobald wie möglich beruhigen. «Aperiendum igitur os est, et non ultra silendum!»[3] Diese dringenden Mahnungen, welche zeigten, daß des Bischofs Einvernehmen mit Rom nun stark getrübt war, bestärkte ihn wieder in der oft bekundeten Absicht, zu demissionieren. Er teilte die Erklärung der Nuntiatur der Berner Regierung mit, um die Affäre Cuttat zu einer gemeinschaftlichen Diözesanangelegenheit zu machen, und wollte Luzern seine Demissionsabsicht melden. Altschultheiß von Tavel aber bat ihn konfidentiell dringend, mit einem solch wichtigen Schritte noch zuzuwarten. Und der Bischof wartete wieder, nachdem ihm die Berner Regierung durch Tavel ein Schreiben überreicht hatte, worin sie versprach, den Bischof «mannhaft» zu schützen und sich konfidentiell mit den Diözesanständen zu besprechen.[4]

Cuttat wurde im April 1838 vom Berner Appellationsgericht freigesprochen, aber in seine Pfründe nicht wieder eingesetzt. Zwar erhielt der Bischof im Juli 1837 davon Kunde, daß in den erregten Gemeinden

[1] An Amrhyn, 6. Juli 1836.

[2] An Amrhyn, 9., 10. Oktober 1836 mit dem Wortlaut des Briefes an den Nuntius. («Fieri fortasse potest, ut resignem. ...»)

[3] Wortlaut im Schreiben des Bischofs an Amrhyn, 10. Oktober. — Salzmann fügte bei: «Ihro Exc. werden das geheime Triebwerk besser kennen als ich. Deshalb enthalte ich mich jeden Beisatzes.»

[4] 9., 10., 16. Oktober an Amrhyn.

des Jura eine Eingabe an den Papst vorbereitet werde, wegen der kirchlichen Lage und der kanonischen Administration seit 1831.[1] Und ein Breve Gregors XVI. vom 26. Juli 1838 beschwerte sich, daß der Bischof wegen des abgesetzten Pfarrers von Pruntrut noch immer schweige.[2] Aber Salzmann verteidigte Varé als Pfarrverweser auch gegenüber einer Eingabe des Pruntruter Stadtrates vom 19. Januar 1837 und ernannte ihn nach dem Tode des heimatlosen Cuttat (6. November 1838) im Einverständnis mit der Berner Regierung zum Pfarrer von Pruntrut. Als der Bischof am 14. Juli 1838 auf der Firmungsreise nach Pruntrut kam, wurde ihm auf Befehl Choffats zwar offiziell alle Ehre erwiesen, und die Radikalen empfingen ihn festlich; aber die Großzahl des Klerus hielt sich von ihm fern.[3]

Einen Konflikt zwischen Seelsorger und Regierung, der aber weniger große Wellen warf als der Cuttats, gab es zur gleichen Zeit auch in *Luzern*. Es handelte sich um Pfarrer *Joh. Jakob Hegi* in Weggis.[4] Dieser streitbare Geistliche war schon 1831 und 1833 vor die weltlichen Behörden zitiert und verwarnt worden wegen Anständen mit der ihm feindselig gesinnten örtlichen Polizeigewalt. Am 20. Oktober 1835 wurde er wegen einer Bettagspredigt vor die Justiz- und Polizeikommission berufen. Er hätte darin nach den Klageakten vor unchristlichen Männern gewarnt: es sei ihnen nicht Glauben zu schenken, da sich zeige, «daß von den ersten im Range, welche die katholische Religion garantieren, selbst keine besitzen, nur das Werkzeug zu ihrer Untergrabung und zur Unterdrückung derselben werden, mit dem Vorgeben, für Menschenwohl zu arbeiten.» Pfarrer Hegi bezeichnete im Verhör diese Stelle als törichte Unterschiebung. Da aber der bischöfliche Kommissär Waldis auf eine Anfrage der Kommission in

[1] Der Bischof an Amrhyn, 9. Juli 1837, mit Beilage des französischen Briefes von einem ungenannten Geistlichen. Bemerkung des Bischofs: «O möchte ich das baselsche Episkopat niemals übernommen oder schon lange resigniert haben!» — «Schweiz. Kirchenztg.» 1836, Nr. 25 ff. (Akten); 1837, Nr. 2, 7, 17, 28, 33; «Waldstätterbote», Nr. 3. Nekrolog für Cuttat, «Schweiz. Kirchenztg.» Nr. 47, 1838; «Eidgenosse», Nr. 47, 1836; Nr. 2 ff., 1837; «Waldstätterbote» 1836, Nr. 46 ff.; «Luzerner Zeitung», Nr. 50; «Kath. Religions- und Kirchenbote», 1. Jahrg., Luzern 1838, Nr. 46 ff.

[2] Siehe Anhang (3).

[3] *Hurter*, S. 406; *Vautrey*, II. 543. Die «Allg. Kirchenzeitung f. Deutschland und die Schweiz» rühmte den vaterländisch gesinnten Bischof und seine Haltung in der Cuttat-Affäre. — «Schweiz. Kirchenztg.» 1838, Nr. 32.

[4] St.-A. L. Fach 9: Verwaltung der Disziplin; *Hurter*, S. 440 ff.; *Herzog Xaver*, Geistl. Ehrentempel, 2. Reihenfolge, Luzern 1862, S. 11 ff.

kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten antwortete, Hegi sehe die Pflichten eines Pfarrers und Seelsorgers nicht ein oder übe sie wenigstens nicht aus, wandte sich der Kleine Rat am 9. Januar 1836 klagend an den Bischof und verlangte, daß er Hegi zur Resignation bewege oder abberufe, damit die Regierung nicht selbst Maßregeln ergreifen müsse. Darauf verhörte Kommissär Waldis den Pfarrer über die zahlreichen, zum Teil lächerlichen Anklagen. Und Amrhyn schrieb dem Bischof, Hegi setze seine «Umtriebe und Verwirrungen» in der Pfarrei Weggis fort; die Regierung werde ihn nicht mehr an seiner Stelle dulden und ihn von sich aus abberufen, wenn der Bischof noch länger schweige.[1] Da verfügte der Oberhirte auf das Gutachten seines Kommissars hin: Hegi sei von seiner Pfarrstelle abberufen.[2] Der Abgesetzte wandte sich von Schwyz aus klagend an den Bischof und protestierte am 11. Juni auch beim Kleinen Rat; doch erfolglos. Die Absetzung machte unter den damaligen Umständen großes Aufsehen, besonders durch die Veröffentlichung der Akten in der «Schweiz. Kirchenzeitung.»[3] Der Bischof fürchtete die Appellation an den Apostolischen Stuhl und suchte sich durch ein Schreiben vom 8. Oktober mit dem Staatsrat möglichst ins Einverständnis zu setzen. Dieser erwiderte ihm: Die Klagen gegen Hegi seien größtenteils bürgerlicher Natur gewesen; die Gerichtsbarkeit des Bischofs sei «nur durch Übertragung von

[1] 2. Mai 1836. — Unter den Anklägern war auch der Gemeindeammann von Weggis mit der bezeichnenden Denuntiation: Der Pfarrer habe am Sonntag während der halbstündigen [!] Verlesung der amtlichen Bekanntmachungen in der Kirche am Altar gestanden, und dadurch sei das Volk unruhig geworden. (An die Polizeikommission, 5. April 1836.) Selbst ein Amtsbruder klagte Hegi an, er habe sich gegen die «Achtundvierzig» geäußert.

[2] An Amrhyn, 21. Mai: «Wegen Weggis schicke ich heut dem hochw. Herrn Kommissar Waldis die Depositionssentenz. Weil jedoch diese Sache schwere Folgen haben kann, wird er gemäß meinem Auftrag noch zuvor mit Ihro Exc. sich besprechen.» Der Kommissar berief dann auf den 31. Mai Hegi zu sich und fragte ihn vorerst — wohl nach dem Rate Amrhyns — ob er freiwillig demissionieren wolle; weil dieser aber keinen genügenden Grund sah, teilte er ihm die Absetzung mit. Dann wurde er durch einen Landjäger vor den Polizeipräsidenten geführt, der ihm anzeigte, die Justiz- und Polizeikommission verbiete ihm, seine bisherige Pfarrgemeinde wieder zu betreten. Die Möbel im Pfarrhaus wurden später während seiner Abwesenheit amtlich inventiert und zum Teil beschlagnahmt.

[3] Schwytzer an Kanzler am Rhyn, 3. Juni 1836: «... Hegi ist ein fleißiger Korrespondent des «Waldstätterboten» und steht in inniger Verbindung mit den geistlichen und weltlichen Leitern des Kantons Schwyz, auf deren Schutz und Unterstützung er rechnet. Er wird den Rekurs an die Nuntiatur ergreifen, und der Bischof Salzmann — nach einer gegen mich getanen mündlichen Äußerung — zweifelt selbst daran, ob von dieser Seite sein Urteil werde bestätiget werden. ...»

seiten der weltlichen Behörden » eingetreten und sein Urteil landesherrlich anerkannt worden ; darum gebe es keine Appellation an eine höhere geistliche Behörde ohne ausdrückliche Bewilligung der Staatsgewalt ; die Untersuchungsakten würden nicht ausgeliefert. [1] Damit wurde die Appellation verunmöglicht. Hegi, der nicht ganz schuldlos war, mußte sich in seine Lage fügen. Für den Bischof aber war die Gefahr eines neuen Konflikts mit Rom abgewandt.

(Schluß folgt.)

[1] 14. Okt. 1836. — Um diese Zeit erschien Hegi unerwartet vor dem Bischof und klagte ihm, daß er arm und ohne Brot sei. Der Bischof versprach ihm, bei hohen Magistratspersonen Fürsprache einzulegen, damit er eine staatliche Unterstützung bekomme. (An Amrhyn, 16. Okt.) Auch übernahm es der Oberhirte, für Hegi, nach dessen Intention, 200 Messen zu lesen, und stellte ihm Begnadigung durch die weltlichen Behörden — bei guter Aufführung — in Aussicht. Zu seiner Überraschung aber forderte nachher Hegi die Herausgabe der Prozeßakten und der Entsetzungssentenz. Der Bischof wandte sich an Amrhyn um Rat und regte an, die Luzerner Regierung solle durch ein Dekret den Arrest auf die Prozeßakten im Kommissariate legen. (30. Nov. 1836.) — Kommissar Waldis schrieb am 24. Februar 1837 an Amrhyn : « ... Möchte doch auch — nun aufs neue durch traurige Erfahrung belehrt — der Bischof jeglichen Verkehr mit dem heuchlerischen Pfaffen und dessen Konsorten aufgeben ! »

Wyrsch, peintre d'histoire, ses tableaux d'autel, ses sujets religieux et de genre.

Par Georges BLONDEAU.

(Suite et fin.)

On sait que l'installation, à Besançon, de son école de peinture dans le même bâtiment que l'école de chirurgie (1773) permit à Wyrsch de faire de sérieuses études d'anatomie. Bientôt après, l'adjonction d'un modèle vivant, l'italien Paul Pauli, compléta l'instruction personnelle du professeur et prépara celle de ses élèves [1]. Dès lors, la technique de Wyrsch se modifie rapidement ; elle s'éloigne de plus en plus de la composition conventionnelle pour se rapprocher d'autant de la reproduction fidèle de la nature et de la réalité. C'est là le but de l'artiste, son idéal à lui, conforme à son tempérament et à ses goûts personnels.

Nous avons étudié plusieurs *Crucifixions* peintes par Wyrsch en 1779 ou à une date voisine, celles de la chapelle de Grafenort, près Wolfenschissen, et de l'église conventuelle des Capucins à Altdorf, de même que le grand *Christ* de l'église paroissiale de Gersau (1779). Les esquisses de certains de ces tableaux, qui ont échappé à l'incendie de la maison de Wyrsch, prouvent le soin consciencieux que l'artiste mettait dans la préparation de ces scènes du Golgotha.

Le *Christ sur le linceul* de l'abbaye d'Einsiedeln et le *Christ au tombeau* (1779) du musée de Bâle, dont le réalisme est dépourvu de toute idée de mysticisme, ont fait l'objet d'une étude approfondie de notre part ; le lecteur pourra s'y référer, le cas échéant. Il en est de même du *Christ en croix* de l'abbaye d'Engelberg et du *Christ mourant sur la croix* de l'hôpital de Salins, tous deux datés de 1780. Ce dernier, d'une beauté remarquable, est reconnu pour le chef-d'œuvre de Wyrsch, dans ce genre [1].

[1] *Wyrsch peintre d'histoire ; ses Christs en croix et au tombeau. — Revue d'histoire ecclésiastique suisse, 1927.*

Dans le grand tableau du maître-autel de l'église de Voray, l'*Assomption* (1780), Wyrsch est revenu à la tradition conventionnelle de l'école classique. Il y a développé une composition majestueuse, un équilibre bien ordonné des personnages et un heureux nuancement des couleurs.

L'*Enfant Jésus* de l'église d'Altdorf mérite une mention spéciale. Le peintre de Buochs savait que la paroisse du chef-lieu d'Uri ne possédait point de *Crèche*, c'est-à-dire cet ensemble de personnages et d'animaux, en plâtre colorié, avec une étable couverte de chaume, dans un paysage de carton et de feuillage, dont la naïve poésie rappelle la naissance du Sauveur. Le curé F. Zwyssig demanda à l'artiste l'une de ces *Nativités* qu'il avait peintes plusieurs fois. Wyrsch brossa un morceau de peinture originale, qui est d'une beauté remarquable, et l'offrit à l'église d'Altdorf. Réminiscence de ses visions raphaëliques au Vatican et dans les basiliques romaines, il y représenta un enfant dont l'anatomie parfaite, la régularité des traits et le geste gracieux dénotent un travail exécuté d'après le modèle vivant et sous l'inspiration des chefs-d'œuvre de la Renaissance. Les têtes d'angelots ailés, qui accompagnent le plus beau des enfants des hommes, sont habilement dessinées, surtout celles en raccourci. Cette toile, traitée en des teintes claires, resta pendant de longues années dans une armoire de la sacristie d'Altdorf ; elle n'en sortait que pour être exposée, au-dessus du tabernacle, durant les fêtes de Noël ; aussi a-t-elle conservé toute la fraîcheur de son coloris et son vernis intact, légèrement patiné par le temps [1].

[1] Haut. 0 m. 81, larg. 0 m. 53. Toile dans un cadre à baguettes dorées.

L'Enfant Jésus est représenté nu, de face et en pied sur le globe terrestre, dont on ne voit que la partie supérieure ; il écrase le serpent dont la gueule laisse échapper la pomme tentatrice du paradis terrestre.

Sa main droite bénit et semble protéger. Le bras gauche allongé retient, contre la hanche, une grande croix en bois et les draperies d'une étoffe blanche qui dissimule le bassin et la cuisse gauche du bambino. La figure, également de face, respire le charme et la grâce d'un enfant plein de santé ; les cheveux bouclés sont sertis d'une vive lueur auréolée.

Sur le fond des nuages, à droite et à gauche, vers la partie inférieure du sujet, deux couples de têtes d'angelots ailés contemplent avec admiration le fils de Marie. On lit en bas et à droite : *M*(elchior) *Wyrsch pinxit et donavit 1779*. Ce tableau voisine actuellement, sur un mur de la sacristie de l'église d'Altdorf, avec des objets d'art de grande valeur. — R. Dr Edward Wymann, archiviste cantonal. *Un tableau de Noël de Wyrsch, à Altdorf*. Weihnachts-Beilage zu Neue Zürcher Nachrichten, 1925.

Une autre toile de Wyrsch, portant la date de 1781, et qui a aussi conservé ses brillantes couleurs, fait partie de la collection artistique de M. de Lurion, à Salins. *Le chanoine Quirot soutenant le mur du couvent des Ursulines de Salins* est non seulement l'un des bons portraits de ce philanthrope et amateur d'art, mais aussi l'une des meilleures compositions de notre peintre, dans le genre historique. Au-dessus de la scène principale, on voit, à gauche, agenouillées dans les nuages, sainte Ursule et sainte Anne de Xainctonge, toutes deux auréolées. La vierge martyre, vêtue d'une robe blanche à basques demi-longues, drapée dans un manteau rouge, une couronne d'or placée sur ses cheveux blonds, et la palme du martyre à côté d'elle, a les deux bras écartés, les mains ouvertes. A sa gauche, sainte Anne porte le costume noir à voile noir, double voile et plastron blancs, de l'Ordre religieux dont elle est la fondatrice. Ses mains sont jointes ; devant elle est ouvert un livre portant ce titre : *Règles de saint Augustin pour les religieuses de sainte Ursule*. Les deux saintes, en extase, regardent vers la droite le troisième groupe qui plane dans les nuages. C'est le Père éternel, avec sa grande barbe, vu à mi-corps ; vêtu d'une robe rose et d'un manteau violet, la main gauche placée sur sa poitrine, à côté du globe céleste. Son bras droit est allongé ; de l'index, il désigne le généreux bienfaiteur, tandis qu'à côté de lui un ange adulte ailé, vu à mi-corps dans la nue, contemple la scène, en compagnie de deux ravissants angelots placés un peu plus bas [1]. »

Durant la même année (1781), Wyrsch peignit la *Bannière de saint Meinrad et de la Vierge*, pour l'abbaye d'Einsiedeln [2], l'un des deux seuls spécimens de ce genre que l'on connaisse du pinceau de l'artiste [3],

[1] G. Blondeau. *Ch. J. Quirot, bienfaiteur de la ville de Salins et ses portraits peints par Wyrsch. Mémoires de la Société d'Emulation du Jura, 1916.*

[2] La bannière est de forme quadrilobée. Elle porte, sur chaque face, une toile ovale de 93 cm. de hauteur sur 73 cm. de largeur, signée *Wyrsch 1781.*

Sur l'une d'elles, on voit la Vierge assise dans les nuages, tenant dans les bras l'Enfant-Dieu. Elle est accompagnée de six têtes d'angelots ailés. Au-dessous, on aperçoit l'église de Notre-Dame des Ermites.

Sur l'autre côté de la bannière, se trouve saint Meinrad assis dans les nues, entre deux anges, portant des attributs. En dessous, se déroule un paysage avec l'ermitage du saint et ses deux meurtriers qui s'enfuient. — J. Amberg. *Schweizerisches Künstler-Lexikon.*

[3] Il y a quelques années, M. Steiger, instituteur à Eich, canton de Lucerne, possédait une bannière peinte représentant le *Couronnement de la Vierge*. Cette toile, presque entièrement repeinte, portait au bas les mots : *M*(elchior) *Wyrsch 1762*. Nous ignorons ce que cette bannière est devenue.

et le *Martyre de saint Eugène*, qui se trouve dans l'église des Pères bénédictins d'Engelberg [1]. Cette dernière toile, traitée avec vigueur, dans un dessin correct, nous paraît moins heureusement composée que sa première *Esquisse*, placée dans l'un des salons de l'appartement réservé à l'évêque lors de ses visites au célèbre monastère [2]. On ignore les raisons pour lesquelles Wyrsch, dans l'exécution du tableau définitif, ne suivit point son inspiration primitive. Il est permis de présumer que cette première esquisse ne put réunir les suffrages de la majorité des religieux bénédictins d'alors, car le cabinet des antiquités de l'abbaye d'Engelberg renferme une seconde *Esquisse du martyre de saint Eugène* [3]. Cette nouvelle composition du maître de l'Unterwald fut agréée. En effet, le grand tableau d'autel est la reproduction fidèle de celle-ci.

* * *

La magnifique église de l'abbaye d'Engelberg possède encore deux autres grands tableaux d'autel, peints par Wyrsch en 1782, qui provoquent la curiosité des visiteurs et l'admiration des amateurs d'art.

La tentation de saint Antoine, qui se trouve sur un autel latéral du bas-côté gauche de la nef, n'a rien de commun avec le même sujet plusieurs fois traité par des artistes flamands, qui l'ont accompagné

[1] Cette toile, de 2 m. 10 de hauteur sur 1 m. 66 de largeur, dans un cadre rectangulaire avec fronton arrondi, décore l'autel de droite dans la grande nef de l'église conventuelle, contre la grille du chœur.

Le saint, à demi agenouillé, les mains ouvertes et les yeux au ciel, attend le coup de la mort. Il a le torse et les bras nus, le bas du corps drapé dans une étoffe jaune.

Derrière, le bourreau brandit, à deux mains, une lourde épée avec laquelle il va trancher la tête du martyr. A gauche, un prêtre païen, debout et vêtu d'une large toge grise, désigne du doigt la statue du faux dieu, placé au troisième plan, sur un socle de pierre rectangulaire. Plusieurs spectateurs complètent la scène. On lit au bas de la toile : *Wyrsch pinx*(it) *1781*.

[2] Haut. 0 m. 26, larg. 0 m. 18. Toile dans un cadre doré rectangulaire moderne. Inédit et non signé.

Au centre, on voit saint Eugène de face et debout, en costume des légionnaires romains, dans une attitude résignée, le bras droit pendant, la main gauche placée sur la poitrine.

Devant lui, un trépied où brûle l'encens du sacrifice en l'honneur de l'idole que le prêtre païen, placé à gauche, désigne du doigt, au troisième plan. Derrière le saint, le bourreau est vu dans la même pose que celle du tableau d'autel.

[3] Haut. 0 m. 48, larg. 0 m. 25. Toile sans cadre, sur châssis rectangulaire avec fronton. Inédit et non signé.

de tous les animaux monstrueux de l'Apocalypse, dans des postures parfois pornographiques. La toile de Wyrsch est une œuvre conçue dans un sens artistique et religieux des plus délicats. La pose du saint ermite, dans sa robe de bure bien traitée, est naturelle sans affectation. Son visage, vu de profil et légèrement en raccourci, aux traits rudes, accentués par une barbe et des cheveux bruns, éclairé par un regard extatique, est admirablement dessiné ; il en est de même des mains.

L'anatomie du Christ, qui apparait en pied dans les nuages, est exacte. Cependant, on pourrait peut-être lui reprocher la longueur un peu excessive du pied gauche, la maigreur du biceps du bras et le profil un peu carré du front. Mais l'ensemble, avec le diable fuyant dans la pénombre, est d'une bonne composition, vraiment originale, sans aucune trace d'inspiration étrangère, ni du souci des règles conventionnelles de l'Ecole [1].

La mort de saint Benoît abbé est l'un des chefs-d'œuvre du maître de Buochs, comme peintre d'histoire. Plus que tous les autres, il réunit les qualités du portraitiste, du décorateur, du peintre de la nature et de la vie réelle, en même temps que l'idée religieuse la plus élevée. Les figures, les mains, la pose et les vêtements des personnages sont

[1] Haut. 2 m. 35, larg. 1 m. 20. Toile dans un cadre doré avec fronton arrondi au milieu et ressauts convexes.

Au premier plan, à droite, est vu en pied, de profil vers la gauche, le saint ermite, revêtu d'une robe de bure gris noir, avec double pli devant, en forme de scapulaire, surmontée d'un collet muni d'un capuchon. Un rosaire pend sur sa hanche gauche ; sur l'épaule du collet, à gauche, on remarque la lettre grecque « tau », peinte en blanc, qui est l'insigne de l'Ordre des Frères mendiants. Sur le sol, devant lui, on voit une besace en osier de laquelle s'échappent quelques feuilles de parchemin recouvertes d'une écriture illisible ; à côté, un bâton et une croix garnie de sonnettes.

L'anachorète, le genou en terre, la jambe droite pliée, les bras étendus, les mains ouvertes, contemple, en extase, le Christ qui apparaît tout près de lui, dans les nuages, au deuxième plan à gauche. Le Sauveur, vu en pied, le corps nu de $^3/_4$ à droite, la taille entourée d'un grand linge blanc, s'avance vers l'ermite. De la main droite, il tient, dans la saignée du bras, une grande croix. Du bras gauche étendu et de la main percée par le clou du supplice, il protège saint Antoine en même temps qu'il éloigne Satan. Celui-ci, sous les traits d'un homme hideux, à la peau fauve, aux pieds de bouc, portant des cornes et de longues ailes de chauve-souris, s'enfuit dans les profondeurs de la caverne vers la droite. Dans le haut, la voûte, éclairée par la lumière auréolée du Christ, deux couples d'angelots ailés regardent curieusement l'apparition divine et la défaite du tentateur.

On lit au bas de la toile : *J*(ohann) *M*(elchior) *Wyrsch P*(inxit) *1782.*

traités avec une vérité et une exactitude parfaites. On a l'impression absolue qu'ils furent exécutés d'après des modèles vivants [1].

Ici, contrairement aux règles classiques, la scène principale se déroule au second plan. Le vieillard, de haute stature, défaille dans les bras de ses frères. Ses mains sont crispées par une courte agonie, mais son beau visage reste calme, les paupières doucement closes dans le repos éternel.

Le diacre, qui le soutient à droite, et le jeune novice qui tient un cierge allumé au premier plan à gauche, attirent l'attention du spectateur par l'expression de vie, de mouvement et de naturel que l'artiste leur a donnée intentionnellement. La blancheur ivoirée du long surplis que porte le jeune servant, l'or éclatant de la chasuble du diacre ressortent avec vigueur sur les teintes sombres des vêtements des autres personnages. Cet audacieux contraste de couleurs vives et de clair-obscur produit un effet original vraiment grandiose.

[1] Mêmes dimensions et cadre que le précédent. Ce tableau orne le deuxième autel latéral du côté droit de la nef.

La scène se passe dans une église richement décorée. Au deuxième plan, à gauche, le prêtre vu en pied, revêtu d'habits sacerdotaux, en drap d'or, interrompt l'office de la messe et se retourne vers la droite, le dos à l'autel. Au centre, le fondateur de l'Ordre des Bénédictins s'était avancé vers l'autel et venait de recevoir la communion. Il s'affaisse tout à coup et rend le dernier soupir, tandis que l'officiant lui donne, de la main droite, une dernière bénédiction et lit les prières des agonisants dans un livre qu'il tient de la main gauche.

Le saint abbé, grand vieillard au front chauve et à la longue barbe blanche, est revêtu du costume noir de son Ordre, avec un ample camail de soie noire ; sur sa poitrine se détache la croix abbatiale en or ciselé. La tête du mourant, merveilleusement étudiée, est soutenue, sur une étoffe blanche, par la main d'un moine, vu à mi-corps dans l'ombre à droite. Au milieu et derrière, un autre Bénédictin, vu en pied et de face, soutient également le corps défaillant, aidé par le diacre, vu de profil au premier plan à droite, la jambe gauche pliée, le genou droit sur les dalles, serrant dans ses bras le saint abbé expirant. Ce diacre porte une longue robe blanche serrée à la taille par un cordon terminé par deux glands de laine blanche. Sa chasuble, en drap d'or, a des reflets artistement rendus. Au dernier plan, agenouillé sur les marches de l'autel, un enfant de chœur est vu de face, les mains croisées sur la poitrine.

Le novice qui servait la messe est agenouillé de profil à droite, au premier plan. Son visage et son geste du bras gauche levé expriment l'effroi dont il est saisi. Dans la main droite, il tient un grand cierge, appuyé sur les dalles, dont la flamme, qu'on croirait naturelle, jette une vive lumière.

Sous le cintre, l'âme du saint, sous une forme humaine nue, enveloppée d'un suaire blanc et de larmes de feu, s'envole dans les nuages, soutenue par deux anges adultes ailés. Le raccourci de ces personnages est d'une exactitude remarquable.

En bas et à droite de la toile sont écrits ces mots : *J*(ohann) *M*(elchior) *Wyrsch P*(inxit) *1782*. — Hans Fussly. *Dictionnaire général d'art.* 1810-1824.

Dans cette œuvre magistrale, les plus grands peintres d'histoire de notre époque pourraient trouver d'heureuses inspirations et emprunter à la palette de Wyrsch ses brillantes tonalités. La technique et la composition de ce tableau ont une allure tellement moderne qu'avant de lire la date et la signature, on oserait à peine hasarder que c'est là une œuvre de la fin du XVIII^me^ siècle.

Les lunettes des deux tableaux d'autel que nous venons de décrire représentent *saint Maur* et *saint Placide* (haut. 0,81, larg. 0,56) sous l'habit des religieux bénédictins. Ces toiles ne sont ni datées, ni signées, mais on peut, avec assurance, les attribuer également au pinceau de Wyrsch.

L'avant-dernière année (1783) du séjour de Wyrsch en France marque l'exécution de son plus grand et l'un des plus beaux tableaux d'autel sortis de son atelier. Cette peinture fut commandée par les religieux du couvent de St-Gall, à Næfels, pour orner le chœur de leur riche église, devenue église paroissiale. Connue sous le titre de *La Nuit de Noël*, elle représente la Nativité de Jésus-Christ, avec l'adoration des bergers et une importante « gloire » d'anges annonciateurs de l'arrivée du Messie. On retrouve, dans cette composition de grand style, poussées jusqu'à la maîtrise, les qualités du peintre d'histoire et de portraits, parvenu à la pleine possession de ses moyens artistiques et à l'apogée de son talent [1].

[1] Haut. 5 m., larg. 1 m. 50. Toile dans un cadre doré, avec fronton arrondi et incurvé sur les bords, dont la base est également arrondie dans le même sens, au milieu, et les deux bords concaves. Le tout dans le style rococo de la décoration du maître-autel.

Le sujet, en raison de la hauteur de la toile, par rapport à sa largeur assez restreinte, est divisé en deux scènes superposées.

En bas, au premier plan, la Vierge assise tient sur ses genoux le nouveau-né étendu nu sur des langes. Derrière, une femme, dont on ne voit que la tête coiffée d'un turban, regarde curieusement le bambino, de même qu'à droite, au second plan, saint Joseph, les bras étendus dans un geste d'admiration. A côté de celui ci, un berger, à genoux et les mains jointes, a placé devant la Vierge un mouton blanc, dont les pattes sont liées. L'obscurité de l'étable n'est éclairée que par la flamme d'une chandelle et la lueur auréolée qui se répand autour du corps de Jésus.

A gauche, au premier plan, un autre berger, à demi nu dans les draperies d'une étoffe sombre, le genou gauche en terre, la jambe droite repliée, la main gauche sur la poitrine, adore le Sauveur du monde. Derrière lui se tient debout un personnage qui porte dans les bras deux colombes. Le turban ou bonnet d'atelier, dont il est coiffé, et son strabisme très apparent sont les mêmes détails caractéristiques que dans le portrait de Wyrsch par lui-même, dont l'original se trouve

« Il semble à première vue, a écrit une plume érudite, en présence de ce tableau, qu'on ait affaire à l'œuvre d'un peintre italien. La riche composition, la masse de clair-obscur, fascinent irrésistiblement le regard du spectateur. En y regardant de plus près, on se rend compte rapidement que ce n'est pas là le tempérament bouillant d'un Italien, mais la douceur et la poésie septentrionales qui atténuent les lourdeurs italiennes » [1].

Dans cette composition originale, comme dans plusieurs autres citées par nous, l'artiste ne s'est point asservi aux règles du classicisme d'Ecole. Si l'inspiration est italienne, si le faire, le métier rappellent l'école française, la manière, le dessin et le coloris sont bien personnels au maître de Buochs. En choisissant dans le peuple les personnages qui entourent la Sainte Famille, Wyrsch s'est affirmé, une fois de plus, le peintre de la nature et de la réalité.

On sait que l'artiste s'est représenté lui-même, avec le strabisme dont il était atteint depuis sa naissance, sous les traits d'un homme debout, qui offre à l'Enfant-Dieu un couple de colombes. La scène de la Nativité est surmontée d'un chœur d'anges du plus bel effet décoratif. Wyrsch avait brossé une *Esquisse en couleurs de la Nuit de Noël*, très étudiée, qui se trouve aujourd'hui dans la collection de M. Joseph Stockmann, à Sarnen, et dont le sujet a été exactement reproduit sur le tableau d'autel à Næfels [2].

* * *

au musée de Besançon et une copie à celui de Stans. Il est donc certain que le peintre a voulu se représenter, sous les traits de ce personnage accessoire, suivant la méthode des Primitifs.

En haut, et séparée de la première par des nuages, se déroule la seconde scène. A gauche, un ange adulte ailé, vu à mi-jambes, agite de la main droite un encensoir dont il tient, à la main gauche, l'extrémité de la chaîne. A droite, un ange adolescent, vu en pied et portant de grandes ailes, est étendu dans les nuages ; il déploie, des deux mains, une banderole où sont écrits ces mots : *Gloria in excelsis Deo*. Derrière lui, dans la pénombre, on devine un autre chérubin. Plus bas, au centre, planent trois petits anges ailés et nus ; celui du milieu porte une brassée de fleurs roses et blanches ; les autres agitent des sonnettes. Plus bas encore, au second plan, un quatrième angelot descend en vol plané.

A la partie inférieure de la toile, qui a été habilement restaurée en 1923, on lit : *M*(elchior) *Wyrsch P*(inxit) *1783*.

[1] *Glarner Volksblatt*, N° du 4 août 1923.

[2] Haut. 0 m. 99, larg. 0 m. 65. Toile portant au dos la notice suivante : *Esquisse pour le tableau du chœur de l'église de Nefel, composée et peinte par Joh*(ann) *Melch*(ior) *Würsch d'Unterwalden A*(nn)*o 1783*.

Cette belle manifestation artistique fut, pour le peintre d'histoire religieuse, « le chant du cygne ».

Le *bienheureux Laurent de Brindisi*, que Wyrsch peignit à Altdorf en 1783, constitue non seulement un sujet religieux, mais aussi un portrait fictif de ce saint personnage. Nous avons dit dans quelles circonstances l'artiste choisit, pour modèle, l'un des Pères capucins de ce couvent et fit, du tableau, le portrait du Père Apollinaire Morel [1]. Cette peinture, improprement appelée *saint Apollinaire*, se trouve encore au monastère d'Altdorf, tandis que le tableau définitif, qu'elle a inspiré, orne un autel nouvellement édifié dans la chapelle du couvent des Capucins d'Appenzell, sous le titre : *Le bienheureux Laurent de Brindisi* [2].

Revenu à Lucerne, à la fin de l'année 1784, Melchior Wyrsch installa dans cette ville une école de dessin sur le modèle de celle qu'il avait fondée à Besançon, et y travailla encore deux ans. Il existe à Hochdorf un trumeau décoré par lui, cette année-là, d'une peinture de genre, ou plutôt, et c'est bien le cas de le dire, d'une nature-morte, dont le sens symbolique est d'une originalité quelque peu macabre, pour l'usage auquel était destiné ce meuble. Alors que les peintures qui

[1] Cf. *Portraits d'ecclésiastiques peints par Wyrsch. Revue d'histoire ecclésiastique suisse, 1928.* — Dr P. Adelhelm Jann. *Der selige Apollinaris, Märtyrer aus der Schweiz.* Annuaire du Collège St-Fidèle, à Stans, 1926-27.

[2] Haut. 1 m. 25, larg. 0 m. 68. Toile.

Le bienheureux, placé vers la droite du tableau, est vu à mi-jambes, de $^3/_4$ à gauche, dans le costume de l'Ordre des Capucins, la taille serrée par un chapelet dont la croix pend sur le côté gauche. Ses deux mains, bien dessinées, sont étendues, la droite sur la gauche, comprimant la poitrine.

Le visage du saint personnage, presque de face et légèrement penché sur son épaule gauche, est celui d'un homme dans la force de l'âge, avec une longue barbe, sans moustache. Le crâne rasé porte, au milieu du front, une mèche et autour, au-dessus des oreilles, une couronne de cheveux bruns.

Laurent de Brindisi regarde, avec ferveur, vers la gauche, un grand crucifix, dont le pied de la croix repose sur une table recouverte d'un tapis, à côté d'une tête de mort contre laquelle est appuyé un livre ouvert. Dans les nues, planent deux têtes d'angelots ailés.

Cette toile, qui n'est pas signée, porte en bas l'inscription suivante : *Beatus Laurentius a Brundusio Ord*(inis) *Min*(orum) *Capucin*(orum). *Hetruriae Venetiar*(um) *Jannuae et Helvetiae Provincialis, inde ejusdem Ord*(inis) *Generalis Minister Obiit virtutum ac miraculorum fama perillustris Ulyssipone, anno 1619 die qu*(art)*a, natus 22 julii.*

Elle est reproduite dans : *Die schweizerische Kapuzinerprovinz. Ihr Werden und Wirken. Festschrift zur vierten Jahrhundertfeier des Kapuzinerordens*, Benziger et Cie, Einsiedeln, p. 16.

surmontent les glaces, les portes et les lambris des salons du XVIII^me siècle représentent des paysages, des fleurs et souvent des scènes champêtres ou des allégories d'une grâce légère et parfois même licencieuse, ici l'austère Wyrsch a peint une tête de mort squelettique. L'exactitude anatomique de cette « pièce d'amphithéâtre » prouve qu'elle fut incontestablement peinte d'après nature. Les mains symboliques, tenant l'une le fil de la Vie et l'autre le ciseau de la Parque, accompagnent deux maximes dont la seconde pourrait laisser supposer que Wyrsch aurait subi l'influence du philosophe de Ferney. Mais il n'en est rien ; car les derniers mots échappés de sa bouche, à l'heure de sa mort tragique, prouvent que le peintre de Buochs se comporta, durant toute sa vie, et mourut en vrai croyant. Cette œuvre est un nouvel exemple de sa conception d'un art, éloigné de plus en plus de l'idéalisme de convention, pour se rapprocher de la beauté naturelle, sous toutes ses formes [1].

L'année suivante (1785), Wyrsch peignit encore un grand *Christ en croix* [2] pour le maître-autel de l'église de Hombourg, canton de Thurgovie, inspiré par celui de Salins. Il fit aussi plusieurs compositions historiques, sur lesquelles nous reviendrons dans la suite : *Le Jugement de Salomon* et *Moïse frappant le rocher d'Horeb*, que possède M. Zur Gilgen, à Lucerne.

[1] Hauteur totale du trumeau, y compris la glace, 1 m. 40, largeur 0 m. 40. La glace et la peinture sont, l'une et l'autre, encadrées dans des baguettes en bois doré et sculpté d'un double rang de perles rondes à l'intérieur et d'une perle longue et trois perles rondes alternées, à l'extérieur. Le cadre de la peinture, sur un fond de marqueterie, est surmonté d'un fronton en bois doré, dans lequel est sculpté un vase, de style Louis XVI, surmonté d'une grosse rose et duquel s'échappent deux tiges retombantes de roses avec leur feuillage.

La tête de mort, de grandeur naturelle, et de profil à droite, occupe entièrement la surface du cadre rectangulaire supérieur. Elle porte, en bas de la toile la signature : *Wyrsch pinx*(it) *1784 ;* et une banderole sur la baguette inférieure avec ces mots : *Memento mori.*

Sur la partie supérieure de la glace est peint un fil suspendu verticalement à un motif de décoration ; de chaque côté sont peintes également deux mains de femme, finement dessinées, dont les poignets sont garnis de flots de dentelle blanche. La main droite soutient le fil entre le pouce et l'index ; celle de gauche est armée d'une paire de ciseaux, qui va couper le fil suspendu. A l'extrémité inférieure de celui-ci, les mots suivants sont peints sur la glace : *Leben für ewwig, aber vo.* (?) — Vivre pour toujours ; mais où ?

Ce curieux objet d'art appartient à M^me la doctoresse Jenny, à Hochdorf. — Amberg, *Schweizerisches Künstler-Lexikon.*

[2] Haut. 3 m., larg. 1 m. 30, hauteur des côtés sous le cintre 1 m. 30. Inédit. En bas de la toile on lit : *Melch*(ior) *Wyrsch fecit 1785.*

En 1786, Melchior Wyrsch eut la généreuse pensée d'offrir à sa patrie un témoignage grandiose de son talent. Après de longues études, il traduisit son inspiration dans des esquisses très poussées et très intéressantes que conservent le musée historique de Stans et le cabinet des antiquités de l'abbaye d'Engelberg. Enfin il brossa son dernier ouvrage : *La Législation de Moïse*. On sait que ce tableau, qui orne le Rathaus de Lucerne, était inachevé lorsque le maitre de Buochs, devenu aveugle, laissa tomber de sa main le pinceau avec lequel il avait travaillé pendant quarante ans [1].

Son œuvre, comme peintre d'histoire religieuse, a fait éclore, au XIX^me^ siècle et encore de nos jours, plusieurs vocations artistiques qui ont inscrit les noms de peintres célèbres dans les annales de la Franche-Comté et de la Suisse.

[1] G. Blondeau. *Le peintre Melchior Wirsch, sa famille, son iconographie et celle de sa femme.* — Annuaire des Beaux-Arts en Suisse, 1925-1927, p. 178 à 187.

Un projet de la France de transférer à Soleure le siège épiscopal de Lausanne

L. WAEBER.

(Suite)

Le Père Le Tellier, après réception du mémoire dont Du Luc lui avait envoyé la copie, répondit qu'il avait sur l'affaire qui en faisait l'objet des vues qu'il ne pouvait expliquer pour le moment. Il semblait cependant disposé à seconder les intentions de l'ambassadeur de France à Soleure ; c'est du moins ce qu'écrivait à ce dernier le marquis de Torcy, lequel, de son côté, en attendant que le roi se fût prononcé, déclarait à Du Luc : « Je crois que rien n'est mieux que de traverser, comme vous faites, l'ambition du Prévost Alt et les desseins de Messieurs de Fribourg. » (9 mai 1714.)

Ce n'étaient point là des paroles en l'air : les actes suivirent immédiatement. La dignité abbatiale se trouvant vacante, à la suite du décès du titulaire, dans le monastère bénédictin de Munster en Alsace [1], ordre fut donné, depuis Paris, de surseoir à sa repourvue.

Des protestations ne tardèrent pas à s'élever contre cette mesure, par laquelle on semblait vouloir enlever aux religieux le droit d'élire leur Abbé [2]. En particulier se trouvaient contrecarrées, grâce à cette intervention inattendue, les démarches entreprises par une comtesse Cailus en faveur d'un religieux de sa parenté, que les moines de Munster auraient désiré avoir comme Supérieur.

Ces derniers surtout ne restèrent pas inactifs. Eh quoi ! faisaient-ils remarquer, pour ériger un nouvel évêché [3], on supprimerait, au

[1] Dans le val Saint-Grégoire, à l'ouest de Colmar.

[2] Droit dont ils jouissaient depuis plus d'un millier d'années. La Couronne n'osait pas le leur contester, mais, sous divers prétextes, elle en suspendait l'exercice.

[3] Certains textes font croire que, outre le projet d'employer les biens de l'abbaye de Munster à doter l'Evêché transféré de Lausanne, il y en avait un autre : celui de les affecter, en partie du moins, à l'érection d'un nouveau diocèse en Haute-Alsace.

milieu d'une ville et de dix-sept villages passés à la Réforme, un foyer de catholicisme, une abbaye à peine relevée des pertes que lui ont infligées les guerres du siècle précédent et les ravages de l'hérésie, un monastère aussi vénérable par son ancienneté [1] que par la ferveur des trente religieux qu'il abrite, et dont l'exemple, la prédication ainsi que les largesses font tant de bien dans toute la province. Un mémoire fut mis en circulation. Du Luc y était nettement désigné comme l'instigateur de la mesure qui venait d'être prise contre le couvent de Munster ; et le grand audiencier du Roi, un certain Payot, ami de l'ambassadeur de France à Soleure, lui communiqua cette pièce, à la demande d'un de ses cousins, lui-même beau-frère du personnage qui aspirait à devenir Abbé de Munster (9 mai 1714).

Du Luc répondit qu'il ne comprenait rien à toute cette affaire. Ce mémoire était pour lui, selon son expression, « du haut allemand ». Il ignorait, déclarait-il, jusqu'à l'existence de l'abbaye de Munster [2]. Au fond, il trouvait surtout que l'on s'était trop empressé de parler. « Ne seroit-il pas juste, écrivait-il, le 16 mai, au marquis de Torcy, qu'on gardast un peu plus de secret et qu'on ne mist point en jeu un pauvre diable de donneur d'avis ? » Il n'en maintenait pas moins son projet, et, heureux d'apprendre que le Père Le Tellier « commençait à comprendre que sa pensée sur l'Evesque et l'Evêché de Lausanne n'était point si mauvaise », il lui déclarait : « Je prends la liberté de vous répéter que cette affaire peut estre d'une grande utilité pour le service du Roy et pour le bien de la couronne ; j'ose aussy vous assurer que je n'y entre qu'autant que les interests de Sa Majesté l'exigent. » (14 mai.)

Louis XIV se laissa facilement convaincre. « Vous m'envoyâtes, répondit-il à Du Luc, en date du 23 mai, un mémoire au sujet de l'estat présent de l'Evesché de Lauzanne et du bien que je pourrois faire aux Catholiques en assistant l'Evesque que vous regardez d'ailleurs comme un bon sujet et digne de recevoir des grâces de ma part. Après avoir entendu la lecture de ce mémoire, et avoir examiné les propositions

[1] Il semblait remonter au VII^me^ siècle, et les moines en attribuaient même la fondation à saint Grégoire le Grand.

[2] Ceci n'est pas impossible. Du Luc désirait voir incorporer une abbaye à la mense épiscopale de Lausanne, mais il n'en avait désigné aucune en particulier. M. de Torcy, lui aussi, n'apprit que c'était de Munster qu'il s'agissait que par le mémoire dont nous venons de parler, et que Du Luc fit parvenir au Père Le Tellier, lequel, à son tour, le communiqua à M. de Torcy.

que vous faites, et pour le bien de la Religion et pour celuy de mon service, vos reflexions sur les vües du Canton de Fribourg soutenü par le Nonce Caraccioli, Je me suis déterminé à suivre le dernier des trois partis que vous me proposez, c'est-à-dire à solliciter auprez du Pape la translation de l'Evesché de Lauzanne à Soleure de concert avec ce Canton, et pour doter cet Evesché, Je proposerois à Sa Sainteté d'unir à cette Eglise la manse abbatiale de l'abbaye régulière de Munster en Alsace présentement vaccante. En considération de cette union et de la perte que je ferois de la nomination de l'abbaye de Munster [1], Je me contenterois d'avoir, comme vous le proposez, le choix de l'Evesque entre trois sujets originaires Suisses que l'Estat de Soleure me présenteroit à l'avenir. J'approuve aussy la proposition que vous faites d'engager le mesme Canton à poursuivre l'union d'une des places du Chapitre de Soleure à l'Evesché dont il s'agit. Mais, avant que je fasse aucune démarche à Rome, il est nécessaire que Je sois instruit et asseuré des intentions du Canton de Soleure. Je remets donc à vostre prudence d'en conférer avec qui vous le jugerez le plus à propos. Aussytost que J'auray reçeu de vous une response certaine, J'agiray auprez du Pape, si le Canton de Soleure entre dans mes veües, et jusqu'à ce que vous m'ayez répondû décisivement, Je ne permettray pas aux Religieux de l'abbaye de Munster d'élire un nouvel abbé [2]. »

Les moines se passèrent de la permission. Après avoir, depuis une année que leur Abbé était mort, sollicité en vain de la Cour le droit de procéder à la désignation de son successeur, forts de l'appui du Nonce de Paris, auquel ils avaient exprimé leurs doléances, ils se choisirent un nouvel Abbé dans la personne de Dom Pageot, le frère des deux ministres des Postes du royaume.

En même temps, conformément au désir de Louis XIV, le chancelier de Soleure, Pierre-Joseph Besenval, avait mis quelques-uns des magistrats de son canton au courant du projet de transfert de l'Evêché de Lausanne. Il ne crut pas devoir en faire part, pour le moment, au Conseil tout entier ni au chapitre de Soleure, car il lui semblait préfé-

[1] Nous avons déjà dit que l'élection appartenait aux moines du couvent. Exactement, voici comment les choses se passaient : les religieux désignaient trois candidats, qu'ils présentaient au roi de France. Celui-ci choisissait parmi les trois noms, et l'élu était confirmé et béni par l'évêque de Bâle (dans le diocèse duquel se trouvait l'abbaye de Munster). L'incorporation projetée du couvent entraînerait donc la suppression d'un droit de confirmation pour l'évêque de Bâle et nécessiterait, dès lors, des négociations encore avec ce dernier.

[2] Suisse, 254, f. 43.

rable de divulguer le moins possible les calculs de la cour de Versailles, afin de prévenir l'opposition que ne manqueraient pas d'y faire, dès qu'ils en auraient connaissance, le canton de Fribourg, le duc de Savoie et le nonce Caraccioli. L'acceptation des projets de la France par le canton et le chapitre de Soleure ne faisait aucun doute, écrivait, de Baden [1], en date du 2 juillet, Du Luc à Louis XIV : Ils feront, avec joye et avec empressement, touttes les démarches que Vostre Majesté jugera à propos de leur prescrire. Elle peut donc aussi envoyer à Rome les ordres nécessaires pour y proposer la translation dont il s'agist aux conditions qu'elle a approuvées... Votre Majesté jugera sans doute que ses intentions auroient deu estre communiquées à l'Evêque de Lausanne ; mais comme celles de ce prélat ne sont point douteuses, il a apru que cette confidence pouvoit estre différée. Il n'auroit pu s'empescher de la faire à quelqu'autre ; le Nonce et le Prévost Alt en auroient esté instruits infailliblement et ces deux hommes ne manqueroient pas de se donner des mouvements à Rome par le canal du Cardinal Imperial [2] pour traverser les veues de Vostre Majesté. Les Impériaux même, pour qui son grand crédit en Suisse est toujours un sujet d'inquiétude, se joindroient à eux. D'ailleurs, la Cour de Rome a laissé espérer aux Evêques de Lausanne, de Genève, de Basle et de Constance qu'ils seroient restablis dans leurs anciens droits par le moyen du Congrez qui est aujourd'huy à Bade [3]. Il seroit à souhaiter que l'espérance de ces Prélats fut moins chimérique ; ils seront vraysemblablement détrompez aprez la signature du traité et l'Evêque de Lausanne sentira alors bien plus vivement les obligations que luy et ses successeurs auront à Vostre Majesté [4]. »

[1] Où s'étaient réunis, pour le congrès de la paix, les délégués des cantons et des Puissances. La conférence proprement dite s'ouvrit le 4 juillet 1714 et dura jusqu'au 7 septembre.

[2] Joseph-René Imperiali (1651-1737) créé cardinal en 1690, oncle du nonce Caraccioli.

[3] Les instructions du Saint-Siège au Comte Passionei, délégué de Rome à la conférence de Baden, contenaient, en effet, semble-t-il, les instructions suivantes : rendre aux cantons leurs propriétés, supprimer l'équiparité des deux confessions et rétablir l'évêque de Bâle ainsi que l'abbé de Saint-Gall. Un mémoire adressé aux Puissances représentées au congrès, et dû probablement à la plume de Passionei lui-même, souhaitait le rétablissement des évêchés de Bâle, de Constance, de Genève et la restitution du Pays de Vaud à celui de Lausanne. Cf. *Selma von Lengefeld*, Graf Domenico Passionei, päpstl. Legat in der Schweiz, 1714-1716. Ansbach, 1900.

[4] Suisse, 255, f. 24.

Ainsi, si extraordinaire que cela puisse paraître, l'évêque de Lausanne, le principal intéressé, devait ignorer, lui aussi, pour l'instant, les négociations qui allaient s'ouvrir. On estimait sans doute que la perspective de voir augmenter un peu les maigres revenus de sa mense épiscopale et disparaître, par son départ de Fribourg, l'occasion de ses conflits avec les chanoines de Saint-Nicolas suffirait à entraîner son adhésion et à lui faire négliger les inconvénients du transfert envisagé, notamment celui de la situation tout à fait excentrique, par rapport à l'ensemble de son diocèse, de la nouvelle résidence qu'on lui destinait.

Il n'est cependant pas certain que Mgr Jacques Duding ait tout ignoré des intentions de la France à son sujet. Il semble du moins avoir eu connaissance de celle qui, pouvait-on croire, devait lui sourire le plus : l'incorporation d'une abbaye à sa mense épiscopale. Le nouvel Abbé de Munster multipliait ses démarches pour obtenir de Rome la confirmation de sa nomination. Or, en date du 10 juillet 1714, un abbé Pareau, qui occupait un poste de secrétaire dans l'un des bureaux de la curie pontificale, écrivait à son oncle, le commissaire Pareau [1], — le priant d'en aviser à son tour celui que, sans préciser, il appelait « notre évêque » — que, de Paris, venait d'arriver la demande de faire expédier au plus tôt les bulles du P. Pageot, l'abbé élu de Munster. Ce dernier, disait le correspondant romain, « souhaitteroit estre bullé afin de rompre touts les projets qu'il craint. J'ay suspendu la poursuitte de cette expédition, afin que M. nostre Evesque pust en estre averti et prendre ses mesures », et le neveu ajoutait qu'il attendrait la réponse de son oncle pour expédier les bulles ou pour tirer, au contraire, les choses en longueur [2].

Ce ne fut que le 1er août que le commissaire Pareau transmit à l'évêque l'avis que son neveu lui avait envoyé de Rome. On ignore la suite donnée à cette affaire par Mgr Jacques Duding. Il ne mit vraisemblablement pas grand empressement à répondre. Il ne faut, en effet, pas oublier qu'il était, en même temps qu'évêque de Lausanne, commandeur de la Chevalerie de Malte à Fribourg, et que c'était cette commanderie qui lui servait de résidence. Modeste, consciencieux, détaché des biens de ce monde et très généreux envers les pauvres, au point qu'il contracta, pour les soulager, des dettes que dut payer

[1] On ne dit pas où se trouvait le commissaire Pareau. Le nom n'est pas connu chez nous ; mais Mgr Duding, par l'Ordre de Malte auquel il appartenait, pouvait avoir des relations en dehors du diocèse.

[2] Rome, 541, f. 222.

son successeur, il ne se souciait peut-être pas beaucoup d'accepter un cadeau qui lui enlèverait un peu de son indépendance. A bien plus forte raison s'y serait-il opposé s'il avait su la condition qui était mise à cette incorporation : le déplacement de son siège épiscopal.

Quant à Louis XIV, il n'abandonnait pas son projet. Répondant, le 12 juillet, à la lettre par laquelle Du Luc l'assurait du consentement de Soleure, il lui annonçait qu'il allait incessamment envoyer à son ambassadeur à Rome, le cardinal de La Trémoille [1], le mémoire concernant cette affaire.

Ce rapport fut expédié le 23 juillet. Il ne faisait que reprendre les considérations et les conclusions du mémoire que Du Luc avait envoyé à Louis XIV le 20 avril, y ajoutant simplement quelques précisions, maintenant qu'avait été choisie l'abbaye qu'il s'agissait d'incorporer à l'Evêché de Lausanne.

Après avoir exposé la modicité des ressources de ce dernier, le rapport disait : « Il est aisé de connoitre les inconvéniens pour la Religion Catholique de laisser dans cet état le seul Evesque qui peut et qui doit veiller à la conservation de la vraye Religion dans un grand Pays remply d'hérétiques où il seroit important qu'il put aussy envoyer des Ecclésiastiques formez par ses soins. Sa Majesté, touchée de ces considérations et toujours remplie du mesme zèle, a souvent porté ses attentions sur les moyens de remédier à un aussy grand mal, et jugeant qu'Elle trouveroit le Pape disposé à entrer dans les mesmes veues, Elle a fait examiner les moyens qu'Elle pourroit proposer à Sa Sainteté pour attacher des revenus fixes à cet Evesché et pour s'assurer en mesme tems que les sujets qui seront choisis pour les remplir ayent les qualitez nécessaires pour édifier les fidèles et pour les instruire, dans un Pays où il est si important de trouver dans un Evesque la pureté des mœurs jointe à une saine doctrine. » C'est à Rome qu'il appartient de nommer l'évêque de Lausanne, malgré les prétentions du Duc de Savoie, et bien qu'il soit à prévoir que le Saint-Siège ne renoncera pas facilement à ce droit, « il y a lieu d'attendre du zèle et de la piété du Pape qu'il n'apportera point d'obstacle de sa part » au projet de céder cette nomination au roi de France « lorsque Sa Majesté, de la Sienne, veut bien consentir à l'union d'une Abbaye située dans son Royaume

[1] Joseph-Emmanuel de La Trémoille, cousin de Louis XIV, cardinal en 1706, auditeur de Rote, puis commandeur de l'Ordre du Saint-Esprit (1708) et enfin archevêque de Cambrai (1718).

à un Evesché dont le Siège sera pour toujours étably dans un Pays Etranger ; et d'ailleurs plusieurs Paroisses de la Comté de Bourgogne étant du Diozèze de Lauzanne, c'est encore une nouvelle raison pour Sa Majesté de croire que le Pape ne fera point de difficulté sur ce sujet ». L'établissement de l'évêque de Lausanne à Soleure, « paroisse en elle-mesme de peu de considération », se heurtera à de plus graves objections. « Le Roy sçait par une voye seure que M. le Nonce Caraccioli et son auditeur, de concert avec le Sieur Alt, Prévost de l'Eglise de Fribourg, ont formé le projet d'engager Sa Sainteté à ériger l'Eglise Collégiale de Saint-Nicolas de Fribourg en cathédrale sous prétexte de prévenir les différens qui naissent au sujet de l'immunité entre l'Evesque de Lauzanne et le Chapitre de Saint-Nicolas ; qu'il se propose d'obtenir l'union de la Prévosté de ce Chapitre à l'Evesché de Lauzanne, pour n'en faire qu'un mesme titre, et que, comme la Prévosté est à la nomination du Canton, on le porteroit à consentir à cette union en luy donnant le droit de nommer à l'Evesché, après l'union de cette dignité. Que, pour le prix de ce concert, le Prévost Alt succéderoit à l'Evesque de Lauzanne. L'on ne peut s'empescher d'observer icy que le Prévost Alt et la pluspart des capitulaires de l'Eglise de Fribourg mènent une vie peu canonique, et que ce seroit un grand mal pour la Religion que de pareils sujets fussent les seuls qui pussent parvenir à la dignité Episcopale. Enfin, on ne pourroit attacher l'Evesché de Lauzanne au Chapitre de Fribourg sans priver plusieurs autres Ecclésiastiques, distinguez par leur mérite, de l'espérance d'y parvenir. Le Chapitre de Soleure, plus distingué par la régularité, plus riche et composé d'un plus grand nombre de capitulaires, mériteroit mieux cette préférence. D'ailleurs, la résidence que l'Evesque de Lauzanne a faite depuis longtems à Fribourg ne forme aucun engagement et ne donne aucun droit de prétendre qu'il doive continuer d'y demeurer et Sa Majesté ne pourroit consentir à l'union qu'elle propose par un pur effet de son zèle si l'on formoit cette prétention [1]. »

Louis XIV avait accompagné son mémoire d'une lettre au cardinal de La Trémoille. Vous m'annoncez, lui écrit-il, que le Comte Passionei est enfin parti de Rome pour se rendre à la conférence de Baden [2].

[1] Suisse, 258, f. 250.

[2] Il avait été choisi par le Pape pour y défendre les intérêts des catholiques, en remplacement du nonce Mgr Caraccioli, tenu un peu à l'écart, ainsi que nous l'avons rappelé, par les cantons suisses. Mgr Dominique Passionei, né à Fossombrone en 1682, avait été, jeune encore, désigné par Clément XI pour le repré-

Il est, à ce que vous a déclaré le cardinal Paulucci [1], porteur d'instructions particulières pour concerter avec le Comte Du Luc les mesures à prendre pour le bien de la Religion en Suisse. Le légat du Saint-Siège est dès lors tout désigné pour négocier sur place la question du transfert de l'évêché de Lausanne, et le moment est donc venu de communiquer ce vœu au Saint-Père. « Je me prometz du zèle de Sa Sainteté qu'Elle en approuvera le projet, et si Elle veut ordonner au Sieur Passionei de s'entendre sur cette affaire particulière avec le comte Du Luc, je m'assure qu'elle sera bientost terminée à l'avantage de la Religion, à la satisfaction de Sa Sainteté et à la gloire de son Pontificat. Ce seront aussi les principales veües que j'auray toujours dans les propositions qui luy seront faites de ma part [2]. »

Le pape Clément XI était malheureusement souffrant. Quoique son état se fût amélioré, il ne donnait pas encore d'audience. Je tâcherai cependant, écrit le cardinal de La Trémoille à Louis XIV, le 14 août, d'en obtenir une avant le départ du prochain courrier destiné au Comte Passionei : sinon je devrai traiter cette affaire avec le cardinal Paulucci, « qui, soit par sa tranquillité naturelle, soit qu'il ne veuille rien prendre sur son compte sous le Pontificat d'aujourd'hui, ne donne toute la chaleur qu'il faudroit aux affaires. Monsieur le Cardinal Albane [3] les entreprend et il les laisse d'abord ; et ainsi on est bien embarassé pour traitter [4]. »

Quelques jours plus tard, le 19 août, le cardinal de La Trémoille, écrivant au marquis de Torcy, lui donnait, sans ambages, son appréciation sur le Comte Passionei : son voyage à Baden ne sera pas d'une grande utilité. Il saura bien, toutefois, si quelque mesure utile y est prise, faire croire que sa présence n'y a pas peu contribué et en retirer

senter au congrès d'Utrecht, en 1712. Au printemps 1714, le Pape l'avait choisi comme légat extraordinaire à la conférence de Baden. Il n'y arriva que le 14 juillet. C'était un homme au caractère un peu violent et d'un abord pas très facile. Il était favorable à la France. Après le congrès de Baden, il resta un certain temps à Lucerne, et dut y être apprécié, car, en 1721, après le rappel de Mgr Firrao, les cantons catholiques demandèrent à Innocent XIII de le leur donner comme nonce. Le Pape agréa cette requête. Mgr Passionei demeura en Suisse jusqu'en 1730 et fut créé cardinal en 1738.

[1] Fabrice Paulucci, promu cardinal en 1698, grand-pénitencier et secrétaire d'Etat de Sa Sainteté.

[2] Rome, 538, f. 17.

[3] Annibal Albani, neveu du Pape, créé cardinal en 1711. Il était camerlingue de la Sainte Eglise.

[4] Rome, 538, f. 283.

ainsi son avantage personnel. « J'aurois néantmoins cru qu'il auroit pû, d'accord avec M. le Comte Du Luc, faire quelque chose pour l'advantage de la Religion en Suisse ; mais je ne scay s'il en pourra venir à bout, car j'apprends par des lettres que j'ay reçues ce matin de M. le comte Du Luc et de luy, qu'il a reçu des ordres pressants du Pape de soustenir M. Caraccioli auprès du Canton de Lucerne. La lettre de M. le Comte Du Luc qui faict semblant de se plaindre de M. Passionei sur cela est ostensible au Pape ; je la communiqueray à Sa Sainteté dans l'audience que je luy enverray demander demain, et je feray sçavoir à M. le Comte Du Luc ce que Sa Sainteté m'aura respondu en propres termes, et je dirai mesme à Sa Sainteté que je l'escris ainsy à cet ambassadeur affin qu'il le fasse sçavoir à M. Passionei. Nous pourrons voir par là bien clairement si Elle me dira d'une façon et escrira de l'autre à son ministre [1]. »

Le surlendemain, 21 août, le cardinal de La Trémoille écrit de nouveau à Louis XIV : Quoique Sa Sainteté se porte mieux, puisqu'elle a tenu la veille un consistoire, il n'a pu obtenir encore l'audience sollicitée. Le Pape lui a fait dire, par son neveu, Dom Alexandre Albani, que, si la question qu'il avait à lui soumettre n'était pas de nature personnelle, il pouvait s'adresser à ce dernier ou à l'un des cardinaux Paulucci ou Albani. L'ambassadeur de France répondit qu'il attendrait quelques jours encore ; mais il profita de l'entrevue pour remettre au neveu du Pape l'article de la lettre dans laquelle Du Luc se plaignait que Passionei s'efforçât maintenant d'obtenir que Lucerne rouvrît ses portes à Mgr Caraccioli. Or, Dom Alexandre, vivement impressionné par cette lettre, venait de déclarer à l'ambassadeur de France que, à sa prière, il en avait parlé au Saint-Père et que Sa Sainteté semblait avoir le dessein de rappeler le Nonce. « J'en doute cependant, ajoutait de La Trémoille, jusques à ce qu'Elle lui ait trouvé quelque place qui puisse satisfaire M. le cardinal Imperiali [2]. »

Même affirmation dans une lettre que l'ambassadeur de France envoyait, le 25 août, à Du Luc. Il s'était, entre temps, en désespoir de cause, adressé au secrétaire d'Etat, qui, lui aussi, lui promit d'entretenir le Pape des deux requêtes qui lui avaient été soumises ; mais je vis bien, ajoute de La Trémoille, que la principale difficulté était

[1] Rome, 538, f. 292.

[2] Rome 538, f. 329. Le cardinal Imperiali était, comme nous l'avons dit, l'oncle du Nonce.

de placer ailleurs Mgr Caraccioli. Aujourd'hui même, à une cérémonie qui a eu lieu à Saint-Louis-des-Français, et à laquelle assistaient de nombreux cardinaux, le secrétaire d'Etat m'a donné l'assurance, de la part du Pape, que le Comte Passionei ne ferait plus d'instances auprès des cantons catholiques en faveur de Caraccioli. C'est tout ce que j'ai pu lui faire dire. Quant à l'affaire du transfert du siège de Lausanne, j'ai remis au cardinal Paulucci une traduction italienne du mémoire envoyé par le roi. Il veut l'examiner, m'a-t-il dit, prévoyant que cette affaire souffrira quelques difficultés. Je ne sais encore quand j'obtiendrai l'audience que je sollicite. Je ne pourrai vous donner une réponse catégorique sur ces deux sujets qu'après l'avoir obtenue, ou plutôt « je n'en sçauray peut estre guères davantage, car c'est ainsy que les affaires se traittent icy présentement [1] ». Je n'ai pu encore, écrit encore de La Trémoille à Louis XIV, le 28 août, obtenir du Pape l'audience demandée, « quoique je sois persuadé qu'il est en estat de la donner ; mais je crois que Sa Sainteté profite volontiers de son indisposition pour s'en exempter... Il est presque impossible présentement d'avoir une réponse sur laquelle on puisse prendre des mesures, sans parler au Pape même, quoique, quand on a l'honneur de traitter avec Sa Sainteté, on n'ait pas d'ordinaire des réponses positives, mais au moins Elle entre dans la matière et on réplique ; mais Monsieur le cardinal Paulucci s'en tient à une réponse de deux mots, sans qu'on en puisse tirer davantage ; ainsi les affaires languissent de toutes sortes de manières, et les ministres étrangers qui ont à les traitter sont bien embarrassez comment s'y prendre. Votre Majesté voudra bien pardonner cette petite digression, que je n'ai pas faitte pour ces deux affaires seules, mais parceque j'ai beaucoup de peine à voir qu'Elle ne soit pas servie aussi bien et aussi promptement qu'Elle le devoit être [2]. » (*A suivre.*)

[1] Rome, supplément, 541, f. 279.
[2] Rome, 538, f. 359.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Ein interessanter Missionsbrief aus dem 18. Jahrhundert.

Die Missionierung des Paraguaystaates durch die Jesuiten ist in der Geschichte bekannt. Weniger bekannt dürften jedoch die hervorragenden Leistungen einzelner Schweizerpatres, zumal eines P. Martin Schmid aus Baar sein, welche nach dem Vorbilde in Paraguay die Tschikitosmission gründeten und zu hoher Blüte brachten. Der Spanier Peramas, ein ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse in Paraguay, schrieb die Lebensgeschichte P. Martins Schmid, der keine Mühe scheute, die wilden Tschikitos religiös und kulturell zu heben. P. Schmid veranlaßte die Indianer in geschlossenen Dörfern zu wohnen, baute ihnen herrliche Kirchen und Kathedralen, goß die ersten Glocken, führte die Orgel und andere Musikinstrumente, die er selber baute, in der Mission ein, lehrte die Eingeborenen die Kunst des Webens, der Malerei, der Bildschnitzerei, unterrichtete sie im Töpferhandwerk und in der Zinngießerei. Die nach wenigen Jahren so rasch aufblühenden Reduktionen der Tschikitos verdankten dem Auslandschweizer aus Baar ihre Wohlhabenheit und religiöse Hebung, dem sie eine kindliche Anhänglichkeit bewahrten, als der Greis nach mehr denn 40 Jahren harter Missionsarbeit aus seinem liebgewonnenen Arbeitsfeld durch einen ungerechten Machtspruch der spanischen Regierung zugleich mit seinen Ordensgenossen verbannt, die Heimreise antrat, um in Luzern, wo er vor 50 Jahren die Studien gemacht hatte, seinen Lebensabend zuzubringen. Doch bereits im folgenden Jahre, 1772, starb P. Martin Schmid im Greisenalter von 78 Jahren. Die zahlreichen Briefe, welche der Missionär auf seiner Reise nach Südamerika und später von der Tschikitosmission aus schrieb, entrollen ein interessantes Bild damaliger Missionsarbeit eines Schweizers in der Neuen Welt. Wir lassen im folgenden einen dieser Missionsbriefe in der Übersetzung folgen. Der Brief, lateinisch geschrieben, befindet sich mit zirka dreißig weiteren brieflichen Nachrichten im Archiv von Familie Ständerat Schmid in Baar. Das Schreiben ist an einen Mitbruder im Orden, P. Joseph Schumacher S. J. in Luzern, gerichtet.

Hochwürdiger Pater!

Der Brief, den mir Ew. Hochwürden Ende des Jahres 1742 schrieben, habe ich endlich am 12. September 1744 empfangen. Also beinahe zwei Jahre war er auf der Reise. Wie sehr mich Eure Nachrichten freuten, ist schwer zu sagen. Mehrmals habe ich das Schreiben durchgelesen, umsomehr als die glücklichen Nachrichten gar so kurz gemeldet wurden. Meine

Anhänglichkeit an Ew. Hochwürden hätte einen längeren Brief geschrieben. Also nochmals meinen herzlichen Dank — soviel mein Herz fühlen und ich in Worten auszudrücken vermag für Euren Brief, wie für denjenigen meines leiblichen Bruders, des Kapuzinerpaters Franz.[1] Auf beide Nachrichten möchte ich bei dieser Gelegenheit antworten, in der Hoffnung, daß mein Brief auf der Reise nach Europa ebenso günstiges Schicksal habe wie der Eurige zu mir. Denn jenes Schiff, welches mir Euer Schreiben überbrachte, litt beinahe Schiffbruch. Wenige Tage später wurde uns berichtet, daß ein spanisches Schiff mit zahlreichen Auswanderern nach Amerika an der brasilianischen Küste gestrandet und daß viele auf dem Schiffe um's Leben gekommen sind. Unter den Opfern, welche das Meer gefordert, finden sich auch 24 unserer Missionäre; 19 davon waren für die Provinz Chile bestimmt und 5 für unsere Mission in Paraguay. Unter diesen Todesopfern waren fünf deutsche Patres, nämlich P. Justus Pitner, P. Pfeiffer, P. Bugene, P. Tirck und P. Raysler. Aber obwohl sie in den Fluten des Meeres gestorben, sind sie doch glücklicher zu nennen wie jene, die denselben entgangen sind. Diesen drohen die Stürme des Lebens, während jene im ewigen Frieden ruhen. Danken wir somit Gott, daß die Briefe Ew. Hochwürden diesem Schiffunglücke nicht anheimfielen — welch großer Trost wäre damit für mich verloren gegangen!

Mit welcher Freude habe ich die Nachrichten von so vielen lieben Menschen gelesen, sowohl solcher aus der Gesellschaft Jesu als auch anderweitiger Bekannter und Freunde. Lassen Sie alle in meinem Namen freundlich grüßen; sie sollen meiner im Gebete gedenken! Wie ich ferner gelesen habe, erlaubt es Eure Gesundheit, viel in unserer Heimat und für unsere Heimat zu arbeiten. Was mich mit Trauer erfüllt hat, ist die Todesnachricht der Mutter. Obwohl ich hoffe, daß ihre Seele bereits in den Himmel aufgenommen wurde, will ich nicht unterlassen, die arme Seele Gott zu empfehlen. Auch betrübte mich die Meldung, daß Deutschland, und vor allem Bayern, gegenwärtig durch einen bösen Krieg heimgesucht wird.[2] So ist menschliches Schicksal, das zu vielen Freuden immer auch einen Tropfen Trauer mischt. Auch die Nachricht vom bedauernswerten Tode Karls VII. ist bis in unser fernes Missionsgebiet gedrungen, und zwar mit merkwürdiger Schnelligkeit, sodaß wir bereits im zehnten Monat nach dem Ereignis davon Kenntnis hatten. Welcher Gutgesinnte würde nicht darüber trauern? Wer möchte nicht mit Deutschland mitfühlen, daß es den einzigen Kaiserthron, nicht nur seines Gebietes, sondern des Erdkreises verloren hat. Wer möchte nicht fürchten, daß der Tod des Kaisers neue Kriege im Gefolge haben könnte. Daß diese Befürchtungen nicht grundlos waren, entnahmen wir spanischen Briefen. Wir können nur eines tun, Gott in unseren Gebeten anflehen, Er möge unserem heißgeliebten Vaterlande Frieden und Ruhe schenken!

Nun will ich Gegenrecht halten und auch von unseren Arbeiten und

[1] P. Franz Schmid O. Cap., † 1778, im Alter von 77 Jahren. Der Übers.
[2] Es handelt sich um den Österreichischen Erbfolgekrieg. Der Übers.

Verhältnissen erzählen. Das Land hier ist sehr trocken, da es südlich des Aequators liegt. Das Gebiet ist nicht wie in Afrika unbewohnbar, sondern im Gegenteil sowohl an Nahrungsprodukten wie an Genußmitteln sehr ertragreich. Alle Wälder wimmeln von Bienenvolk verschiedener Gattungen. Jedoch haben die hiesigen Bienen keinen Stachel. Sie wohnen nicht in Bienenkörben, obwohl man solche aufstellt, sondern nagen die Bäume hohl, um sich darin aufzuhalten. Auch ist der hiesige Honig minderwertiger wie der europäische, da er wenig aus Blütenstaub gewonnen wird. Die Wälder sind zudem reich an Wild, Obst und Eicheln. Die Eingeborenen haben somit Ihre Nahrung leicht bei der Hand. Der eigentliche Honig ist nicht um viel süßer wie der wilde Honig oder der Saft, welcher aus der Zuckerstaude gewonnen wird. Diese ist eine Art Schilfrohr, deren Saft ausgekocht wird, um dann zu Zucker verarbeitet zu werden. Das Land ist kolossal fruchtbar an Zuckerrohr. Ein kleiner Zweig, in die Erde gesetzt, beginnt alsbald zu keimen, zu wachsen und sich zu vermehren. Wenn unser Gebiet am Meere gelegen wäre, wie Brasilien, wäre es uns ein Leichtes, weite Felder Zuckerrohr anzupflanzen und wie es die Lusitanier in Brasilien tun, auf Frachtschiffen nach Europa zu transportieren. Da dies nicht angeht, wird nur soviel Zucker fabriziert, als nach der Gewohnheit der Gegend für die einzelnen Haushaltungen und für die Kranken benötigt wird. Es würde übrigens zu weit führen, alle Arten oder nur die Mehrzahl von Fruchterzeugnissen anzuführen, welche diese Erde von jeher hervorbrachte oder deren Samen von den Spaniern eingeführt wurde. Wie das Land reich an Obst ist, die Wälder an Bienen und anderen Lebewesen, so leben in den Gewässern zahlreiche Fische. Die Teiche, Flüsse und Wildbäche schwellen zur Regenzeit, die vom Oktober an fast sechs Monate dauert, ungeheuer an, während sie zur Zeit der Trockenheit vom Mai bis Oktober ständig zurückgehen und oft austrocknen. Diese Gelegenheit benutzen unsere Eingeborenen zum ergiebigen Fischfang, was ihnen außerordentlich Vergnügen bereitet. Wie recht aber der Dichter hatte, als er schrieb: Nicht alles bringt das Erdreich hervor, beweist unser sonst fruchtbares Land. Auf zahlreiche in Europa selbstverständliche Dinge müssen wir hier Verzicht leisten, z. B. auf Brot und Wein. Weizenbrot ist hier völlig unbekannt. Seine Stelle vertritt Brot aus jener Getreideart, die man in Deutschland Mais nennt. Diese Maisart gedeiht sehr gut, sodaß die Bewohner das Maismehl nicht nur für die täglichen Mahlzeiten verwenden, sondern daraus auch eine Art Bier bereiten. Weißmehl und Wein für das heilige Meßopfer muß deshalb, mit Mühe und großen Auslagen verbunden, weither aus den spanischen Städten bezogen werden. Das milde Klima ergibt sich aus der Lage des Landes in der Nähe des Aequators. Immerhin ist die Hitze doch nicht so fürchterlich, daß sie unerträglich wäre. Von Eis, Frost und Schnee, von den Wintertagen des Nordens weiß man hier allerdings nichts. Niemand außer den Eingewanderten kann sich eine Vorstellung von Schnee machen. Winde bleiben nicht aus. Sie haben den Vorteil, daß sie uns Kühlung bringen. Zumal ist es der Ostwind und der Wind, der vom Südpol herbläst, welcher peinliche Kälte bringt und hin und wieder Reif zurückläßt, der den Kulturen, vor allem unseren

Baumwollpflanzungen, erheblichen Schaden anrichten kann. Was ich bisher berichtete, war von geringerer Bedeutung.

Im zweiten Teil möchte ich von unseren apostolischen Arbeiten, vom Bestande unserer Ansiedlungen, die wir Reduktionen nennen, und von der Lebensweise der Eingeborenen erzählen. Ew. Hochwürden müssen wissen, daß unsere Tschikitomission von derjenigen von Paraguay ziemlich entfernt ist und aus sieben großen Ansiedlungen besteht, nämlich aus: St. Xaver, Immaculata Conceptio, St. Michael, St. Raphael, St. Joseph, St. Johannes Bapt. und St. Ignatius. Die Bevölkerungszahl könnt Ihr aus der beigelegten Tabelle ersehen, die zwar alle Jahre neu aufgestellt wird, ohne daß aber größere Veränderungen vorkämen. Die einzelnen Reduktionen haben selbständige Verwaltung. Jede besitzt ihre eigenen Aecker für Landbau, Wälder für die Jagd, Gewässer für Fischfang, Weiden für das Vieh. Es gibt keine Ansiedlung, die nicht mindestens 1000 Kuhe, 100 Pferde und ebensoviele Pony und Stuten besäße. Ja, es gibt Reduktionen welche 6-, 7- und mehrtausend Kühe aufweisen. Außer Pferden leisten auch Maulesel sehr gute Dienste, von denen jede Siedlung etwa hundert Stück aufzieht. Dieses Tier ist ein Mischling von Eselin und Pferd oder Stute und Esel, den Deutschen wohl unbekannt, von den Spaniern gerne zum Tragen von Lasten verwendet. Da nämlich die hiesigen Flüsse zum Transport ungeeignet sind und auch die Pferde, welche den europäischen an Kraft nachstehen, sich dazu wenig eignen, bleibt nichts anderes übrig, als den Maulesel zu verwenden, der viel ausdauernder ist wie das Pferd und leichter Hunger und Durst erträgt. Die einzelnen Reduktionen sind ziemlich weit, bis 10 und 12 Wegstunden voneinander entfernt. Bis hieher habe ich von der leiblichen Wohlfahrt gehandelt!

Nicht weniger sind wir um die uns von Gott anvertrauten Seelen der Eingeborenen bekümmert. Wo in aller Welt wird so oft Religionsunterricht erteilt wie hier? Nicht nur einmal, nein zwei und drei Mal im Tage. Wo wird man einen so großen und beharrlichen Zulauf des Volkes morgens zur hl. Messe und abends zum Rosenkranzgebet konstatieren wie bei uns! Ich kann mich tatsächlich nicht erinnern, Aehnliches anderswo gesehen zu haben. Kranke und Sterbende werden täglich besucht, und es wird ihnen alle nur mögliche Sorgfalt sowohl für Leib wie Seele zugewendet. Kein Fest geht vorüber, ohne daß nicht zahlreiche Gläubige die hl. Sakramente empfangen würden. Jeden Sonntag findet eine Predigt von der Kanzel aus statt. In der Fastenzeit werden wöchentlich noch zwei besondere Ansprachen nach Sonnenuntergang gehalten, um die Christen zur Sündenflucht und zu einem wahrhaft tugendhaften Leben anzuspornen. Der Erfolg dieser seelsorgerlichen Bemühungen ist, daß die Teppiche der Kirchen von den Tränen der Büßenden naß werden, der Raum von den lauten Seufzern widerhallt und die Ansprache nicht selten durch Selbstgeißelung der Zuhörer unterbrochen wird. Was soll ich von den Marianischen Kongregationen sagen? Es möchte vielleicht Ew. Hochwürden oder sonst ein Europäer meinen, daß dieselben weniger für unsere ungebildeten Eingebornen passen. Das Gegenteil ist der Fall. Jene, welche sich in das Album der Kongregation einschreiben lassen, verpflichten sich nicht nur

selber zur genauen Beobachtung des christlichen Sittengesetzes, sondern bemühen sich, durch unerschrockene Ausübung der Religion und anderer Tugenden auch ihre Mitbürger zu einem wärmeren religiösen Leben aufzumuntern. Diese Lebensart unserer christlichen Eingebornen ist ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie bereits seit Jahren andauert, ohne je eine Änderung oder einen Unterbruch erfahren zu haben. Nun werden vielleicht Ew. Hochwürden sagen : « Dies alles ist sehr schön, aber ich möchte nicht nur von der allgemeinen Lage, sondern auch etwas Persönliches aus dem Leben der Missionäre erfahren. Was macht der lange Schmied [1] und Missionär im anderen Erdteil drüben ? Lebt er noch ? » Ich antworte in wenigen Worten : ich lebe und erfreue mich einer guten und beständigen Gesundheit — ja ich führe nicht nur ein frohes, sondern sogar ein gemütliches Leben : ich singe, spiele, jodle, ja ich tanze und übe mich im Waffenreigen. Ihr werdet mir dies nicht verübeln. Ich bin doch Missionär und eben deshalb Missionär, weil ich singe, tanze, spiele. Ich weiß, die Verkündigung des Wortes Gottes ist ein apostolisches Werk, und die Hl. Schrift sagt, daß die Worte derer, welche es verkünden, bis an die Grenzen der Erde schallen werden [2], und Ew. Hochw. kennen die verwandte Schriftstelle « In omnem terram exivit sonus eorum », was ich mir als « Gesang » zu übersetzen erlaube. Also ich singe, ich spiele Orgel und Zither, ich blase Flöte und Trompete. In allen diesen Musikkünsten übe ich mich und unterrichte darin auch die Kinder der Eingeborenen. Aber, werdet Ihr fragen : Wer verfertigt denn die Orgeln, die Zithern und Trompeten ? Kein anderer als jener lange Schmied. Armut und Not machen uns so erfinderisch, daß wir hier mehr wissen und verstehen wie zu Hause. Wer würde hier Häuser, Kirchen, ja selbst die Städte bauen, wer würde die notwendigen Werkzeuge herstellen, wenn all diese Arbeiten nicht vom Missionär getan würden. Schon alle Städte ertönen von meinen Orgeln. Eine Unmasse von verschiedensten Musikinstrumenten sind angefertigt worden. Kein Tag vergeht, ohne daß man in unseren Kirchen nicht singen würde. Soweit haben wir es gebracht, daß die, welche noch vor kurzem in den Urwäldern wohnten und den wilden Tieren benachbart waren und nur mit den Tigern und Löwen zu brüllen verstanden, bereits ganz nett ihren Schöpfer mit Zithern und Harfen, mit Pauken und Reigen [3] zu loben verstehen. Eben schrieb ich, daß ich nicht nur singe und spiele, sondern auch tanze. Damit der Tanz eines Missionärs nicht zu sehr Euer Mißfallen errege, mögt Ihr Euch an die Schriftstelle erinnern, wo es heißt, wie schön die Füße derer sind, welche das Evangelium verkünden. Wie Ihr vielleicht nicht wißt, feiern die Spanier ihre höchsten kirchlichen Feste nicht nur mit Gesang, sondern auch mit anständigen Tänzen, indem sie nach dem Vorbilde Davids auf diese Weise die Feierlichkeit erhöhen. Die Kinder der Eingeborenen erlernen die Tanzkunst sehr rasch. Ew. Hoch-

[1] Im Orig. « Faber », Anspielung auf Geschlechtsnamen des Briefschreibers wie auf dessen Handfertigkeit.

[2] « Et in fines orbis terrae verba eorum. »

[3] Anspielung auf Ps. 150.

würden könnten hier beobachten, wie Kinder, die erst vor zwei Jahren mit ihren wilden Eltern den Urwäldern entrissen wurden, schon ganz schön nach Noten singen, Zither und Leier spielen und den Tanz so genau und rhythmisch ausführen, daß sie selbst mit Europäern darin eine Wette eingehen könnten. Wir unterrichten die Leute in all diesen weltlichen Dingen, damit sie die rohen Sitten allmählich ablegen, gesitteten Menschen ähnlich und für das Christentum aufnahmefähig werden. Dies ist hier meine Beschäftigung! Doch verbringe ich meine Zeit nicht ausschließlich mit Gesang und Tanz, sodaß ich etwa Predigt, Beichthören, Krankenbesuche, Spendung der hl. Sakramente und andere Pflichten, welche dem Missionär am nächsten liegen, vernachlässigen würde.

Zeit und Papier mahnen Schluß zu machen! Ich schließe also und füge noch hinzu, daß die Tabelle unserer Tschikitosmission, welche ich dem Briefe beilege, nicht etwa den Zweck verfolgt, Euch eine ähnliche Verpflichtung aufzubürden, indem Ihr durch Übersenden des Kataloges unserer einstigen Provinz Gleiches mit Gleichem vergelten zu sollen glaubt. Es hieße dies übrigens nicht Gegenrecht halten, sondern gegen geringen Kaufschilling, wie es beiliegende Missionsstatistik ist, eine wertvollere Sache abzutreten. Wenn aber Ew. Hochwürden aus reinem Wohlwollen uns den Katalog zusenden möchte, so würdet Ihr uns allen einen großen Wunsch erfüllen, sowohl den Patres hier, wie auch den Missionären in Paraguay und den Patres, die sich in den Kollegien der Provinz aufhalten, deren Provinzial gegenwärtig P. Bern. Nußdorfer ist, während P. Joseph Jberacker das Amt eines Superiors der Mission von Paraguay bekleidet.

Ferner bitte ich Ew. Hochwürden, den Brief oder eine durch einen Studenten verfertigte Abschrift desselben meinem Bruder, dem Kapuzinerpater, zukommen lassen zu wollen. Ebenfalls ersuche ich, meine Grüße an alle mir bekannten Patres und Herren auszurichten wie auch an meine ehemaligen Mitschüler: P. Anton Pfiffer, P. Ruoff, P. Fitterer, P. Neumair, P. Fischer, P. Franz Joanneser etc. und dieselben, wenn es möglich ist, ebenfalls vom Inhalte meines Briefes in Kenntnis zu setzen, damit sie nicht unterlassen, sowohl meiner wie unserer Eingeborenen im Gebete zu gedenken. Dann bitte und flehe ich Gott den Allmächtigen, Er möge Euch und alle meine Bekannten zur Ehre seines göttlichen Namens und zum Heile vieler Seelen lange gesund erhalten, ganz Deutschland den Frieden schenken und uns alle im himmlischen Vaterlande zum ewigen Lohne einst vereinigen.

Aus der Stadt Raphael in der Tschikitosmission, Provinz Paraguay, 10. Oktober 1744

Ihr in Christo ergebener Diener

Martin Schmid.

Die Tabelle, welche P. Schmid dem Briefe beifügte und welche er in seiner großen Bescheidenheit als geringwertigen Kaufschilling zur Erwerbung des Kataloges der süddeutschen Provinz betrachtet, erweist sich als wertvoller Beitrag zur Missionsstatistik früherer Jahrhunderte und bezeugt,

daß auch katholische Glaubensboten sich über den Fortschritt ihrer Bestrebungen Rechnung ablegten. Die Statistik der Tschikitosmission aus dem Jahre 1743 gewährt uns einen willkommenen Einblick sowohl in die Bevölkerungsbewegung wie das religiöse Leben in jenem Lande vor bald 200 Jahren.

Katalog der Tschikitosmission vom Jahre 1743.

Pfarreien	Verheiratet	Witwer	Witfrauen	Knaben	Mädchen	Kindertaufen	Taufen Erwachsener	Ehen	Kinderbegräbnisse	Begräbnisse Erwachsener	Kommunionen	Seelenanzahl
St. Fr. Xaver. . . .	546	32	23	633	636	131	—	31	99	39	3525	2416
Immac. Conception	458	33	7	526	430	109	—	29	41	23	2233	1912
St. Michael.	576	7	55	728	691	190	30	40	61	10	3661	2633
St. Raphael	494	45	30	590	543	127	—	22	49	28	3941	2196
St. Joseph	512	1	68	658	688	145	—	26	50	43	4046	2439
St. Joh. Baptist . .	398	4	68	573	529	92	—	15	29	25	2426	1970
St. Ignazius	160	1	23	159	163	38	—	11	15	8	474	666
Summa	3144	123	274	3867	3680	792	30	174	344	176	19406	14232

Dr. *Jos. Hartmann*, Baar.

Bilder aus der Zeit der Aufklärung und des Staatskirchentums.

Es war ein glücklicher Gedanke, bei der ersten Zentenarfeier der oberrheinischen Kirchenprovinz und der Erzdiözese Freiburg eine dokumentierte Geschichte derselben als Festgabe zu bieten. Der kirchengeschichtliche Verein von Freiburg übernahm in seinem hochstehenden Organ « Diözesanarchiv » die Publikation der Arbeiten, die von tüchtigen Forschern, an deren Spitze der gegenwärtige Vereinsleiter Prof. Dr. Cöller steht, als Einzeldarstellungen geliefert wurden.

Der erste Band mit der Aufschrift : « Beiträge zur Gründungsgeschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz, veröffentlicht zur Jahrhundertfeier », bietet uns interessante Einblicke in die Periode, wo Staatskirchentum und Aufklärung ihre ärgsten Orgien feierten.

« *Zusammenbruch des Mainzer Erzstuhles* » von Prof. Dr. *A. Veit* betitelt sich die erste Studie, welche den tragischen Untergang der größten und vornehmsten Kur-Erzdiözese des Römischen Reiches Deutscher Nation schildert. Waren wir bis hieher gewohnt, die Hauptschuld an der Aufhebung des Metropolitansitzes und der Unterstellung des relativ kleinen

Suffraganbistums Mainz unter die neue Metropolitankirche Freiburg den letzten aufklärerischen Erzbischöfen beizumessen, so belehrt uns die klare Darstellung Veits, daß noch andere Ursachen zum tragischen Fall des « goldenen Mainz » beigetragen haben. Die letzten Kurerzkanzler Emmerich Joseph und Friedrich Karl Jos. v. Erthal waren gewiß mehr weltliche Fürsten als Seelenhirten. Aber sie hatten doch manche recht gute Eigenschaften ; sie waren Kinder ihrer Zeit und Verhältnisse, infolge der Erziehung mit gallikanischen und febronianischen Ideen erfüllt, aber sonst durchaus gläubig und sittlich untadelhaft. Andere talentvolle und zum Teil sehr einflußreiche Männer geistlichen Standes waren viel schlimmer : Dr. Koch in Nassau, Werkmeister in Stuttgart, Philipp Brunner, Ignaz Häberlin, Dr. Reininger usw. in Baden, die Haß und Verachtung gegen das Oberhaupt der Kirche und das weitgehendste Staatskirchentum predigten und dem ödesten Rationalismus huldigten. Wenn die Erzbischöfe durch die Emser Punktation 1786 sich unabhängig von Rom erklären wollten, so taten sie, was seit der Deklaration des französischen Klerus 1682 und den Kirchenedikten Josephs II. in der Luft lag und im Laufe der Zeit in weite katholische Kreise eingedrungen war. Statt über die handelnden und irrenden Männer jener Zeit den Stab zu brechen, wollen wir uns demütig fragen, ob wir, in jene Atmosphäre hineingestellt, dem schleichenden Gifthauch nicht auch erlegen, dem verheerenden Sturm gewachsen wären.

In der Ausführung der Säkularisation, die teils Veit, teils *Willburger (Säkularisation der Prämonstratenserklöster)* schildert, zeigt sich eine Habgier und Rohheit, die den Kirchenberaubungen in der Reformations- und Revolutionszeit wenig nachsteht. Es sind eben Ausläufer und Ableger der von Ludwig XIV., Friedrich II. und Napoleon inaugurierten politischen Eroberungs- und Raubpolitik auf kirchlichem Gebiet.

Hatte man bei der Säkularisation der Kirche ihre äußern Güter weggenommen, so wollte das mächtig neueinsetzende Staatskirchentum sie ihrer Selbständigkeit und Rechtsstellung entkleiden. Ein trübes Bild vom Einbruch des staatlichen Bureaukratismus in die kirchliche Rechtssphäre bietet uns die « *Vorgeschichte der Bulle Provida solersque* » von Dr. *Göller*. Verständnis- und herzlos treten ungläubige und unkirchliche Beamte an die Lösung der Bistumsfragen und die Organisation der katholischen Kirche Deutschlands heran, nachdem Revolution und Säkularisation ein wirres Chaos und Ruinenfeld geschaffen. Der absolute Staat hat nach ihrer Meinung alle Lebensverhältnisse der Untertanen zu ordnen, mithin auch den Summepiskopat zu beanspruchen, das letzte Wort in Kirchensachen zu sprechen : « Der Papst soll nach dem Beispiel der Utrechter Kirche dabei ausgeschaltet werden ; er steht unter dem Konzil, das ihm die Ausübung seiner wesentlichen Primatialrechte gestattet. Doch haben seine Anordnungen nur insoweit Gültigkeit, als sie der Landesherr genehmigt. Die Kirche ist eine Gesellschaft, der nur der Staat Gesetze zu geben hat. In bezug auf den innern Kult, die Religionslehrsätze, hat die Kirche eine gewisse relative Autonomie, die Unterordnung unter den Staat vorausgesetzt. Neue Lehrsätze, Bullen, Katechismen und sonstige Religionsbücher dürfen nicht ohne Autorisation der Regierung in Vollzug gesetzt werden.

Der Regent schützt die Kirche gegen Irrtümer und Trennung, wacht über die Erhaltung und Reinheit der Lehre und über Erlaß und Beobachtung zweckmäßiger Kirchensatzungen; er veranstaltet Synoden unter dem Vorsitz seiner Abgeordneten und läßt über entstandene Religionsstreitigkeiten entscheiden. Die Aufsicht des Landesfürsten erstreckt sich über die ganze äußere Kirchenverfassung; er *kann kirchliche Anordnungen abschaffen, wenn sie dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen sind.* Die Ehe als Kontrakt, Festsetzung verbietender Ehehindernisse, Bestimmungen über Gelübde, über Bildung der Geistlichen, über Besetzung geistlicher Stellen, ist Sache des Staates. Alle diese Rechte liegen unstreitig in der Territorialgewalt des Fürsten und können ihm durch kein Gesetz und Herkommen entzogen werden. Die Bischöfe sind vom Landesherrn zu ernennen. Mit dem Papst dürfen sie nur unter Regierungsaufsicht verkehren. Päpstliche und bischöfliche Erlasse bedürfen zur Gültigkeit des placetum regium. » Alle diese Sätze, wodurch Bischöfe und Priester zu untergeordneten Polizeiorganen unter Bevormundung der Regierung degradiert werden sollten, stammen von aufgeklärten katholischen Geistlichen, den oben genannten geistlichen Räten und Mitgliedern der katholischen Kirchensektion in Baden. Noch mehr als des Febronius Buch hätte dieses Kirchenprogramm die scharfe Bezeichnung Lessings: « eine unverschämte Schmeichelei an die Fürsten », verdient.

Solchen radikalen Bestrebungen gegenüber erscheint der vielumstrittene Wessenberg noch als gemäßigt. Domkapitular Dr. *Gröber* schildert uns in einer ausführlichen Studie das Wirken des *Freiherrn Heinrich Ignaz von Wessenberg* als Generalvikar von Konstanz, der den einen ein « Vorkämpfer geläuterter Religionsbegriffe », andern aber ein Schädling wahrer Kirchlichkeit ist. Aus dem Rahmen seiner Zeit und Umgebung herausgerissen, müßte uns der Mann als unlösbares Rätsel erscheinen; im Zusammenhang mit diesen erklärt sich manches, was uns sonst unfaßbar erscheinen müßte.

Die Erziehung und Umgebung haben dem 1774 geborenen Freiherrn unauslöschlich das Gepräge seiner Zeit aufgedrückt. Sein Vater, sächsischer Minister in Dresden, war in vieler Hinsicht ein trefflicher Mann, gerecht, milde denkend, fromm, dabei aufgeklärt im Sinne Josephs II., der ihm das Ideal eines Fürsten war, für Lavater, diese Mischung von Rationalismus und pietistischen Mystizismus, schwärmend, die französische Revolution als Morgenröte einer neuen bessern Zeit begrüßend. Als nachgeborner Sohn wurde Heinrich, ohne nach seinem Beruf zu fragen, zum Geistlichen bestimmt; mit 16 Jahren schon erhielt er die Anwartschaft auf reiche Pfründen. Seine höhere Ausbildung suchte er zuerst in Augsburg, wo ihm die strenge systematisch-methodische Schulung und der « jesuitische Geist » mißfiel, dann in Dillingen, wo der freiere, halb akademische Unterricht in kantischer Philosophie und die lebenswarmen, poetisch angehauchten, damals aber noch wenig abgeklärten Vorlesungen Zimmers und Seilers ihn mächtig anzogen; endlich in Würzburg, wo er Rechtswissenschaft studierte, mehr oder weniger aber an allen Wissenszweigen naschte und bald dieses, bald jenes Kolleg hospitierte. Vermöge seines Geburtsadels fand er Zutritt in vornehmen Gesellschaftskreisen, wo er ebenso wie an der Universität

einen, « dem Jesuitismus und dem Papalsystem abholden Geist » mächtig auf sich einwirken ließ. Der Fürstbischof (nicht « Kurfürst » !) von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, hatte es ihm angetan, der persönlich fromm und eifrig und dem exzessiven Febronianismus seines Bruders, des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Jos. v. Erthal, abhold, dennoch « nach kurzer Ereiferung mit weltlichem Glanz und protestantischer Kultur sich umgab », wie Hase etwas einseitig urteilte.

Dort traf W. mit dem Freiherrn Karl von Dalberg, der eine Domherrenstelle in Würzburg und Mainz und verschiedene andere Würden inne hatte, zusammen. « Es war die Schicksalsstunde zweier verwandter Seelen ; beide überraschend vielseitig und darum oberflächlich, und doch wieder, was die Aufklärung betraf, gründlich einseitig ; beide Moralisten und Philosophen, Literaten und Dichter, Kunstenthusiasten und Ästheten ; beide selbstbewußt und selbstgefällig, gemütvoll und phantasievoll, eminent fleißig und geschäftsgewandt ; beide fühlten sich, bei aller Huldigung und Hingabe an die Musen nicht berufen, procul a negotiis der Kunst und Wissenschaft zu dienen, sondern brannten darauf, in die Speichen des Kirchen- und Weltgeschehens zu greifen. »

Als die Franzosen am Rhein und Main vordrangen, zog Wessenberg nach Wien, zugleich um sich auf die ihm zugedachte Rolle vorzubereiten. Dort beschäftigte er sich mit Kirchenrechtsfragen und schöngeistigen Studien und konnte « das Wehen des freien Geistes Josephs II. » auf sich einwirken lassen. Mit Dogmatik gab er sich Zeit seines Lebens fast gar nicht ab ; seine Ausbildung war überhaupt eklektisch und lückenhaft, tiefere theologische Kenntnisse besaß er nicht. « Nur im febronianischen Kirchenrecht und in der aufgeklärten Kirchengeschichte stand er auf der Höhe. »

Durch den Krieg an einem geplanten Besuch der Universität Göttingen verhindert, übersiedelte er 1798 nach Konstanz, um an der Kurie vorwärts zu kommen. Dalberg, der 1799 Bischof von Konstanz geworden, ernannte ihn 1800 zu seinem Generalvikar, und Wessenberg wurde nun während der beständigen Abwesenheit des Bischofs der eigentliche Leiter der Diözese. Er begann seine Reformen von « oben herab », erst beim Klerus und dessen Pflanzschule, dem Seminar. Es läßt sich nicht leugnen, daß er seine Aufgabe ideal auffaßte, wenn man seinen Worten trauen soll ; aber er ging nach ganz eigenen Heften vor. Die Dogmatik schaltete er als « Scholastik » aus, da sie « nur Streithähne heranziehe und das Volk mit Menschensatzungen füttere ». Dagegen mußte die Heilige Schrift viel studiert werden, als deren Ausleger anrüchige Autoren, wie van Eß und Dereser, herangezogen wurden. Zur Erbauung dienten Zschokkes pantheistisch-rationalistische « Stunden der Andacht ». Das febronianisch-josephinische Kirchenrecht im Geist eines Eybel, Rautenstrauch und Pehem wurde den Priesteramtskandidaten tief eingeprägt, und im gleichen Geiste wurde Kirchen- und Profangeschichte behandelt. Wenn in der Schweiz vorab sich Widerstand gegen diese Priestererziehung am Seminar in Meersburg und später in Luzern erhob, so war keineswegs Mangel an Vorbildung oder Furcht vor den Prüfungen der Grund davon — die

Studien wurden in Luzern, Freiburg, Solothurn und verschiedenen Klosterschulen durchaus ernst betrieben —, sondern entschiedene Kirchlichkeit und Scheu vor den Neuerungen.

Altkirchliche echt katholische Übungen und Andachten wurden verpönt und lächerlich gemacht, vom Brevier wurde für 48 Kreuzer (andere für einen Kronthaler) dispensiert: man solle dafür täglich ein Stück Bibel lesen oder das «Deutsche Brevier für Stiftsdamen und fromme Christen» Deresers rezitieren. Vorträge gegen den Zölibat, gegen Ablässe, Heiligenverehrung usw. wurden den Seminaristen gehalten.

Um die Geistlichkeit zu *heben*, wurden eine Anzahl von Verordnungen erlassen, die entschieden manches Gute enthielten, Vorschriften und Aufmunterung zu eifrigem Studium und steter Selbstweiterbildung, Pastoralkonferenzen, Frühpredigt, Verbot des Wirtshausbesuches, des Spielens, Tabakrauchens für die Priester, Gründung von Kapitelsbibliotheken, Anleitung zur Abfassung der Orts- und Pfarreigeschichte, Förderung der Schulbildung. Aber alles war zu einseitig auf das Diesseitswohlsein, auf das materielle Utilitätsprinzip eingestellt und fast immer mit aufklärerischen Ideen durchsetzt. Dogmatische Fragen durften bei den Konferenzen nicht behandelt werden, dagegen viel Moral nach Art der bekenntnislosen Allerwelts- und Humanitätsreligion, sowie Polemik gegen Rom und die Primatialrechte. Gegenschriften passierten die Zensur nicht und durften in die Kapitelsbibliotheken nicht aufgenommen werden.

Die Predigt, möglichst verstandesmäßig und doch wieder sentimental, war ihm der wichtigste Bestandteil des Gottesdienstes; bei der heiligen Messe ließ er nur das belehrende und erbauende Moment gelten, der Opfercharakter war ihm, wenn er ihn überhaupt zuließ, Nebensache; deshalb mußte sie deutsch gehalten, das Hochamt von deutschen Gesängen begleitet sein. Einen erbitterten Kampf führte er gegen *Benediktionen und Exorzismen*, an deren Stelle er andere «erbauliche» Gebete setzte; die *Bruderschaften* und frommen Vereine wurden aufgehoben und dafür die «Bruderschaft von der Gottes- und Nächstenliebe» eingeführt, die er selbst mit Ablässen versah. *Prozessionen* und *Wallfahrten* suchte er als «Anlässe zu Ausschweifungen und Exzessen» möglichst abzustellen, obwohl er bei einem Aufenthalt in Einsiedeln 1806 sich erbaute und sagte: So hab' ich mir's nicht vorgestellt, man hat es mir anders gesagt. *Feiertage, Fasttage* stellte er nach Belieben ab oder dispensierte von deren Beobachtung samthaft.

Vor allem war Wessenberg erklärter Feind der *Klöster*, dieser «Heim- und Brutstätten des Aberglaubens». Wenn er einerseits bekennen mußte, daß ihr kultureller und religiöser Zustand ein guter war, nimmt sich seine Erklärung anderseits sonderbar aus, daß er «der Sittenlosigkeit und Trägheit in den zu vielen Klöstern» wehren mußte. Aus eigener Machtvollkommenheit dispensierte er sogar von feierlichen Ordensgelübden. Ohne alles Verständnis für Selbstheiligung und innerliches Leben, forderte er von den beschaulichen Orden Umstellung ihrer Tätigkeit zu Erziehung und Krankendienst. Seine Verdienste für die Erhaltung der schweizerischen Klöster werden viel zu hoch angeschlagen. Als die «Helvetik» auf der

Höhe stand, wagte Wessenberg so wenig wie Dalberg für die gefährdeten kirchlichen Stiftungen einzutreten ; erst als nach dem Sturz des Direktoriums ihre Existenz gesichert schien, legte er ein Wort für sie ein ; für die Erhaltung der Klöster in Deutschland bei der Säkularisation rührte er keinen Finger, « weil ein Protest die Gefahr mit sich brächte, daß die Fürstbischöfe die ihnen zugedachte Pension verlören ». Seine Reden lauten so widerspruchsvoll, bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten der Klöster, daß der Nuntius Testaferrata wohl nicht ganz Unrecht hatte mit dem Vorwurf, er tue alles zur Vernichtung der Klöster. » Selbst beim Wiener Kongreß, als ihm bereits die Augen über die unheilvollen Wirkungen der Klosterzertrümmerung aufgegangen waren, tat er nichts in dieser Richtung. Zumeist waren ihm die Jesuiten verhaßt, von denen alle Arten von heidnischem und pharisäischem Aberglauben gehegt werden », und er suchte 1814 Metternich zu bestimmen, beim Papste Einspruch gegen deren Wiederherstellung zu erheben.

Am schwersten verging sich wohl Wessenberg in seinen Bestimmungen über die *Ehe*, indem er unter dem Beifall der Hoftheologen und Hofkanonisten und gleichgesinnter Freunde ohne weiteres von kirchlichen Ehehindernissen dispensierte und von den Forderungen der Kirche betreffend Verkündigung, Einsegnung und katholischer Kindererziehung ungescheut absah.

Bei solchem unkirchlichen Vorgehen ist es nicht verwunderlich, wenn auch manche gute Anordnung mit Mißtrauen als verdächtige Neuerung angesehen wurde. Enthalten seine Psalmübersetzungen oder besser Paraphrasen, seine Lieder, seine Gebete und Ansprachen auch manches Schöne, so gähnt doch zumeist « hinter der salbungsvollen Sprache und dem Phrasengetön eine bedenkliche Armut der Gedanken und des Glaubensinhalts. » Die vorgeschriebene *Gottesdienstordnung* von 1809 mit deutscher Messe, deutschem Ritual, mit neuen, z. T. recht seichten und banalen sentimentalen Gebeten, erregte so viel Ärgernis und Widerstand, daß selbst die badische Staatsregierung zu kluger Vorsicht und Nachgiebigkeit riet, und Dalberg sie 1815 aufhob.

Als höchstes Ziel seiner Reformen erstrebte er eine unabhängige, *romfreie Kirche ;* er hat aber kein Bedenken, die « vom römischen Joch » befreite Kirche ganz dem Staat zu unterwerfen. Zu diesem Zweck ging er nach Paris, um von Napoleon « dem Großen, dem Einzigen » die Errichtung eines deutschen Patriarchats zu erlangen. Dahin zielten seine Bemühungen auf dem Wiener Kongreß, eine deutsche Kirchenprovinz mit einem Primas an der Spitze zu schaffen, ein Projekt, das Kardinal Consalvi und der hl. Klemens Maria Hofbauer glücklich durchkreuzten, wodurch der Plan einer deutschen schismatischen Nationalkirche von Staates Gnaden ins Wasser fiel.

War Wessenberg auch redlich bemüht, Mißbräuche abzuschaffen, so hat er durch die « herkulische Arbeit » seiner überstürzten unseligen Reformen, die er ohne Unterlaß teils aus Verblendung, teils aus Eitelkeit, teils durch seine Freunde und Ratgeber gedrängt, erließ, viel mehr Schlimmes als Gutes geschaffen, wodurch mit etwa vorhandenem Unkraut viel mehr gute Saat ausgerottet wurde.

Während die Aufgeklärten und ungläubigen Kreise voll des Lobes über das reformatorische Wirken Wessenbergs waren, und vereinzelte Geistliche sowohl als ganze Kapitel, so das hohenzollerische, später das Kapitel Uznach, ganz in seinen Ideen befangen waren, ging vom größern Teil der Geistlichkeit wie vom gläubigen Volk ein zäher *Widerstand* aus. Gerade dieser Gegensatz führte 1815 zur Trennung der deutschen Schweiz vom Bistum Konstanz, wodurch dem Generalvikar ein weiteres direktes Einwirken auf diese Gebiete verunmöglicht wurde. In Deutschland aber, besonders in Baden, hielt sich der Reformer, wenn auch von Rom seit 1817 ausdrücklich abgelehnt, noch länger und pflanzte durch die von ihm im Seminar herangebildete Geistlichkeit, auch vielfach im Volk, jene seichte Aufklärung, jenen Indifferentismus, den seine Anhänger erleuchtetes Christentum und Toleranz nannten.

Es tut recht weh, zu sehen, wie der reichbegabte Mann später, wo die Kirchlichkeit wieder mehr Boden gewann, als verbitterter Schismatiker beiseite stand und der wahren Reform, wo er konnte, Hindernisse in den Weg legte. Sein Leben und Wirken bis zum Tode gleicht in dieser Hinsicht seinem hochbegabten Zeitgenossen Lamennais. Über die weitere Entwicklung der Kirchenfrage und Wessenbergs Stellung zu ihr werden uns die angekündigten Wessenbergstudien von Baier unterrichten. [1]

Wie viel gewinnender ist das Bild des langen treuen Mitarbeiters Wessenbergs! In «*Hermann von Vicari im Dienste der Konstanzer und Freiburger Kurie*», schildert uns *Dr. Rösch* eine hochedle Persönlichkeit, die in ernstem Ringen aus der falschen Aufklärung zu echter Kirchentreue sich durchgekämpft. Fromm und mild veranlagt und tief religiös erzogen, war Vicari trotz aller kirchlichen Gesinnung doch von den febronianischen Ideen, die er besonders an der Hochschule in Wien eingesogen, nicht unberührt geblieben. Nach der Priesterweihe 1797 kam Vicari als Kanonikus von St. Johann nach Konstanz, wo er an seinem Onkel Anton v. Vicari einen religiös gesinnten Mentor hatte. Einige Jahre verhältnismäßiger Ruhe benützte er zu eifriger Weiterbildung in der Theologie, kam dann 1802 als geistlicher Rat in die bischöfliche Regierung, wo nun die ganze Last der Kanzleiarbeiten 25 Jahre lang auf ihm ruhte, besonders als er später noch das Amt eines Offizials auf sich nehmen mußte.

Wie stellte sich nun Vicari zu den Reformen Wessenbergs? Der

[1] Es möge gestattet sein, auf eine Zahl unschöner Druckfehler hinzuweisen, deren manche recht sinnstörend sind (z. B. S. 503, Anm. 609, «Vernichtung» statt «Vermittlung»). Bei manchen Urteilen möchten wir eine Einschränkung machen; so wenn gesagt wird, den josephinischen Dekreten und der Aufklärung hätten sich fast nur Exjesuiten entgegengestellt; die Schweizer hatten mehr aus angestammtem Trotz und Freiheitssinn den Reformen Wessenbergs Widerstand geleistet. Eine Wallfahrt der Rheintaler zum Grab des hl. Gallus war nicht üblich; wohl aber wurde die jährliche Prozession der «Fürstenländer» dorthin verboten. Noch sei nachträglich beigefügt, daß Veits Charakteristik des Weihbischofs Heimes von Mainz, des Verfassers der Emser Punktationen, wohl zu günstig ausgefallen ist.

Generalvikar erließ gewöhnlich seine Dekrete ohne Wissen und Mitwirkung der Kurie; « man war an seinen Sultanismus gewöhnt ». Vicari erwies sich als Verteidiger der alten kirchlichen Glaubensübungen, Benediktionen, Prozessionen. Aber in manchen Stücken zwang der Reformer der Kurie seinen Willen auf, z. B. betreffend Abschaffung von Feier- und Fasttagen, Dispensen von feierlichen Gelübden und Ehehindernissen. In den staatskirchlichen Forderungen über Plazet, Prüfung und Wahl der Geistlichen, Aufsicht der Regierung fügte sich das Ordinariat dem badischen « Konstitutionsedikt in Kirchen- und Schulsachen »; indessen wehrte es sich doch wieder gegen einzelne allzu gewalttätige Eingriffe ins Kirchenregiment.

Der feierliche Protest gegen die Abtrennung der Schweiz vom Bistum Konstanz 1815 und gegen die Nichtbestätigung Wessenbergs als Bistumsverweser, 1817, sowie die Appellation « vom schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst » ging vom ganzen Domkapitel aus. Auch Vicari betrachtete die Verwerfung der Wahl des « Bistumsverwesers » (nicht Kapitelsvikar sollte er sein) als unbefugt und stellte sich auf die Seite der Regierung gegen den Heiligen Stuhl. Auch nahm er seine Vollmachten vom ungültig Erwählten. Es war dies seine kritische Zeit. Indessen wußte man höhern Orts, daß er sich in einer Zwangslage befand, und Rom entzog ihm sein Vertrauen nicht.

So wurde denn Vicari nach Errichtung des Erzbistums Freiburg ins dortige Domkapitel berufen, zum ersten Generalvikar und 1830 zum Domdekan ernannt. Seit 1832 hatte er als Weihbischof fast die ganze Verwaltung des großen Sprengels unter sich. In dieser Stellung, wie als Mitglied der ersten Kammer, forderte er energisch für die Kirche Freiheit in Ausübung ihrer Rechte. Obwohl er deshalb der Regierung wenig genehm war und 1835 als Erzbischof zurückgewiesen worden, wurde er dennoch 1843 auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Nun nahm er als Siebenzigjähriger den Kampf gegen die unwürdige Bevormundung der Kirche durch den Staat auf und konnte nach 25-jährigem, zähen Ringen die drückendsten Fesseln brechen. Als der 95-jährige Kirchenfürst 1868 starb, mußte ihm Freund und Gegner Bewunderung zollen.

Der körperlich kleine und schmächtige Mann mit dem gütigen, klugen Auge und dem kindlich heitern, tiefgläubigen Sinn zeigte eine erhabene Charakterfestigkeit, eine staunenswerte Geschäftsgewandtheit und eine nie erlahmende Pflichttreue und Arbeitskraft. Und damit verband er eine nie versiegende Mildtätigkeit und die liebenswürdigste Einfachheit und Bescheidenheit. Wenn er auch in seiner Konstanzer Zeit die Irrwege Wessenbergs nicht genugsam erkannt und mehrfach unkorrekt gehandelt, so hat er später durch sein mutvolles Einstehen frühere Irrungen gutgemacht und als [illegible] Führer und Bahnbrecher dem eingeschüchterten Klerus und Laientum die Wege gewiesen.

Rückblickend möchten wir mit Dr. Gröber sagen: Das Hauptverdienst der Aufklärungsperiode ist negativer Art und liegt darin, daß sie die Gedanken des Staats- und Deutschkirchentums und der religiösen Toleranz ins Extreme entwickelt und damit ad absurdum geführt hat.

P. Fridolin Segmüller, O. S. B.

Ein Dekret zum Schutze der kirchlichen Altertümer im Tessin.

Allzulange galt der Kanton *Tessin* für die Sammler und Händler als freies Jagdrevier. Mit ihm teilte auch das *Wallis* diesen Ruf, und bemühenderweise mußten wir neuestens von einem alten Trödler hören, die meisten kirchlichen Altertümer kämen aus *Graubünden* in den Handel. Obwohl die elfte Stunde schon geschlagen, wird hoffentlich diese Art von Markt noch vor 12 Uhr endgültig ebenfalls der Vergangenheit angehören. Erfreut und von neuem Mute beseelt, möchten wir hiemit die Freunde des historischen und künstlerischen Heimatschutzes mit jenem begrüßenswerten Erlaß bekannt machen, den die bischöfliche Kurie von Lugano am 30. September 1928 in ihrem amtlichen Organ, im «Monitore Ecclesiastico della Amministrazione Apostolica Ticinese», veröffentlicht hat. (Anno XII, N. 9, pag. 171.)

Es wird einleitend mit beredten Worten dargetan, wie unwürdig ein solcher Handel sei, der kirchliche und religiöse Gegenstände vielfach an Neuheiden und Juden ausliefere und zum Gegenstand von Angebot und Nachfrage mache. Vielmal kommen auf diesem Wege die verschleuderten Stücke in private Raritätensammlungen, wo einstige Kultgegenstände und kirchliche Schmucksachen unmittelbar neben heidnischen oder obszönen Antiquitäten einen unwürdigen Platz angewiesen erhalten. Was würden die toten Stifter denken und sagen, wenn sie die Schicksale ihrer mit so viel Glaube, Liebe und Opfersinn geschenkten Dinge sehen könnten? Klassisch fein ist dies Argument in die Worte gefaßt: «Poveri nostri morti, se potessero sorgere dai loro sepolcri e vedere lo scempio delle cose più belle, che essi donarono alla chiesa con tanta fede, amore e sacrificio!»

Gleichzeitig werden brauchbare Winke erteilt, wie schadhaft oder überflüssig gewordene Dinge entweder erneuert oder an andere Kirchen gleichen Stiles abgetreten werden können und sollen. Schon § 906 der Diözesanstatuten enthält die kluge Vorschrift, daß kirchliche Gewänder, die unbrauchbar geworden, aber irgendwelchen Kunst- und Altertumswert besitzen, zu erhalten, im andern Falle jedoch zu verbrennen seien. Bezugnehmend auf § 2347 des Codex juris canonici *verbietet* die bischöfliche Diözesanverwaltung *jeden Verkauf* von kirchlichen Gegenständen und macht nur eine Ausnahme zu Gunsten *anderer Kirchen* und auch dies nur nach Einholung einer kurialen Erlaubnis und mit Zustimmung des örtlichen Kirchenrates. Zuwiderhandelnde geistliche Vorsteher von Gotteshäusern werden mit *Suspension* und andern Strafen bedroht und Verkäufe ohne vorausgegangene Ermächtigung als *ungültig* erklärt. Im bischöflichen Amtsblatt soll dagegen eine Rubrik eröffnet werden zur Bekanntmachung von Gegenständen, die behufs Tausch oder Verkauf für andere Kirchen zur Verfügung stehen. In der Tat wird ein solches Verzeichnis dem Erlaß gleich beigefügt. Das Dekret selber verdient, vollinhaltlich im italienischen Wortlaut, zur Orientierung für weitere Kreise hier wiedergegeben zu werden.

Atti diocesani circa la vendita di oggetti sacri.

1° *E' severamente proibito in tutta la diocesi la vendita di oggetti sacri di qualunque genere.*

2° *Facciamo eccezione unicamente per la vendita ad altre chiese, previa la nostra autorizzazione (eventualmente della S. Sede), e previo accordo col Consiglio parrocchiale.*

3° *I parroci o rettori di chiese che infrangeranno questo divieto saranno passibili delle pene canoniche fino alla sospensione a divinis oltre le pene da incorrersi ipso facto.*

4° *Se si tratta di laici dovranno rispondere di questo reato davanti l'autorità penale e il foro civile statale.*

5° *La vendita di oggetti sacri, non autorizzata da questa Curia, sarà da considerarsi come nulla e non avvenuta, e gli oggetti indebitamente venduti e comprati da restituirsi al legittimo proprietario.*

6° *Sarà aperta nel « Monitore ecclesiastico » una rubrica di quegli oggetti sacri che sono disponibili per essere ceduti o venduti ad altre chiese.*

Lugano, 30 Settembre 1928.

Per mandato di Sua Eccellenza Monsignor Vescovo,

NOSEDA, Vic. Gen.

Die Apostolische Administration des Kantons Tessin verdient alle Anerkennung für dieses treffliche und tapfere Dekret. Möge es überall die gebührende Beachtung finden und namentlich in jenen Kreisen befolgt werden, für die es in erster Linie erlassen wurde.

Eduard Wymann.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Johannes Oberst. Die mittelalterliche Architektur der Dominikaner und Franziskaner in der Schweiz. Ein Beitrag zur schweizerischen Ordensbauweise, mit 77 Abbildungen auf Tafeln, 36 Textbildern und zahlreichen Figuren. Brosch. 20 Fr. Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig. 1927.

Das Thema des vorliegenden Werkes löst in uns naturgemäß ein lebhaftes Interesse aus. Das Ordenswesen hat jederzeit in unserem Heimatland bedeutungsvollste Werte auf allen Gebieten geschaffen, nicht zuletzt gerade im Wirkkreis der bildenden Künste. Daß da auch die Bettelorden eine hervorragende Bedeutung haben, scheint zum voraus wahrscheinlich. Zudem sind die Orden vielfach die vermittelnden Glieder für die Einflüsse der umliegenden Kulturgebiete auf das schweizerische Geistesleben. Unsere Heimatkunst ist zum großen, wenn nicht größten Teil, nicht eine in sich vollkommen eigengesetzliche, sondern ihre Eigenart zeigt sich zumeist in einer lebensvollen Verbindung und Kreuzung verschiedener nationaler Strömungen. So ist zu erwarten, daß gerade die Architektur der Bettelorden uns mannigfache Beziehungen zu all den Stilgesinnungen der verschiedenen Länder offenbart, von denen her die schweizerischen Konvente gegründet und besiedelt wurden. Diesen wesentlichen Grundlinien nachzugehen, hat sich Oberst zum Ziel gesetzt. Es ist ein mühsamer Weg. 29 Niederlassungen der Dominikaner oder Franziskaner verteilten sich ehedem über unser Schweizerland. Von all diesen Konventbauten dient noch ein einziger seinem ursprünglichen Zweck, das Franziskanerkloster in Freiburg. Die andern Kirchen und Konvente sind meist so verändert, daß man ihre ursprüngliche Bestimmung und ihre Eigenart nur schwer rekonstruieren kann. Es ist ein umfangreiches Gebiet verlorener, verschleuderter oder verwahrloster mittelalterlicher Werte. Ein zusammenfassendes Werk über diese Bauten wird darum notwendig zu einer Sammlung von Bruchstücken, die nur entfernt einen Begriff von der einstigen Herrlichkeit geben. Das mag ein Hauptgrund dafür sein, daß dem Verfasser die stilgeschichtliche Einordnung, die synthetische Zusammenschau der einzelnen Baudenkmäler, der Einbau in die großen, besonders auch außerschweizerischen Zusammenhänge nicht recht gelingen will. Diese Synthese hat ihm allerdings vorgeschwebt, denn in den ersten Kapiteln stellt er seine Untersuchungen auf breite Grundlagen. Zuerst wird uns ein summarischer Überblick über die staatlichen Verhältnisse der heutigen Schweiz im dreizehnten Jahrhundert gegeben. Daran schließt sich eine kurze Darstellung der Entwicklung des christlichen Ordenswesens in der Schweiz bis zu dem Zeitpunkt, da die neuen Orden ins Leben treten. Etwas ausführlicher wird uns dann von den beiden Orden der Dominikaner und Franziskaner und ihrer ersten Ausbreitung erzählt.

Die Darstellung dieser rein historischen Abschnitte ist im allgemeinen zuverlässig, wenn man sich auch da und dort fragen könnte, ob gerade die wesentlichen Züge herausgestellt sind. Auf jeden Fall zeigt sich hier, wie im ganzen Werk, das Streben nach einer ruhigen, sachlichen Objektivität, das recht angenehm berührt.

Aufschlußreich ist der nächste Abschnitt über die Baukunst der Mendikantenorden im allgemeinen. Die Bauvorschriften der beiden Orden gehen in erster Linie darauf aus, auch im Kirchengebäude dem Ideal der Armut zu entsprechen, das in der Zeit des Feudalismus starken Widerhall unter dem einfachen Volke fand. Und doch wieder nur vorübergehend. Denn gewöhnlich dauerte es nicht lange, so mußten auch die Mendikantenkirchen dem Verlangen der Gläubigen nach einem großartigen, dem Prunkvollen sich nähernden Kirchenraum Rechnung tragen. Nach echt christlicher Auffassung ist eben für den Gottesdienst, für den ewigen Gott, nur das Beste gut genug. — Eigentlich kunsthistorisches Gebiet betritt der Verfasser mit dem fünften Kapitel, indem er über die Kloster- und Pfarrkirchen der Schweiz vor dem Auftreten der neuen Orden handelt. Der folgende Abschnitt macht uns mit den ältesten Gotteshäusern der Dominikaner und Franziskaner im Ausland bekannt. Hier sollen also die Voraussetzungen und historischen Bedingtheiten aufgezeigt werden, von denen aus sich die Bauweise der Mendikanten in der Schweiz entwickelt hat. Schon hier hatten wir den Eindruck, daß Einzelheiten zu sehr in den Vordergrund gerückt werden. Noch mehr stellt sich beim Leser diese Reaktion ein beim speziellen Teil, der die 9 Dominikaner- und 20 Franziskanerkonvente der Schweiz in chronologischer Reihenfolge behandelt. Die Darstellung gliedert sich bei den einzelnen Kirchen und Klöstern stets in einen historischen oder baugeschichtlichen Teil, dem die Baubeschreibung angeschlossen wird. Bei mehreren Bauwerken von geringerer Bedeutung hätten beide billig verschmolzen werden können, da in beiden Abschnitten im wesentlichen das gleiche geboten wird. Die geschichtlichen Überblicke sind oft schon sehr dürftig geraten ; doch wird immer in den Anmerkungen eine Reihe älterer und neuerer Literatur angeführt. Diese Anmerkungen zeugen von großem Fleiße, der auch entlegene Werke in die Untersuchung einbezog. Auf Einzelheiten können wir nicht wohl eintreten. Es fällt auf, daß öfters « freundliche Mitteilungen » von Fachmännern zitiert werden, wo vielleicht doch schriftliche Belege wünschenswert erscheinen. Für Freiburg im besonderen (S. 85-88) dürfte das von Pierre de Zurich erwiesene Gründungsdatum 1157 statt 1178 eingesetzt werden. Daß der Chor der Freiburger Franziskanerkirche die ersten gotischen Kreuzrippengewölbe in der rasch aufblühenden Stadt besessen habe, scheint uns unwahrscheinlich, wenn wir an die Liebfrauenkriche und an die älteste Form der Pfarrkirche von St. Nikolaus denken. Der Chor der Franziskanerkirche würde überhaupt eine etwas eingehendere Untersuchung verdienen, da der Baubefund deutliche Spuren mindestens zweier Bauperioden aufweist ; man beachte nur die verschiedenartige Behandlung der Strebepfeiler, ganz abgesehen von der durchaus nicht einheitlichen Ostwand der sogenannten « alten Sakristei », die mit ihren vier schlanken Fenstern

in dem ungleichartigen Mauerwerk noch ungelöste Fragen enthält, die der Verfasser nicht einmal berührt, obwohl vielleicht gerade hier eine tiefer gehende Untersuchung interessante Bezüge aufdecken könnte. Wir hatten auch an anderen Stellen den Eindruck, daß sich der Verfasser etwas stark auf literarische Quellen oder Darstellungen, statt auf die Architektur selber verläßt. — Die Deutung der Schwurhand auf dem Schlußstein über dem Hochaltar als « Hinweis auf den Eid, den die Konventualen bei ihrem endgültigen Eintritt in den Orden abzulegen haben », erledigt sich von selbst, da ein solcher Eid in der Ordensgeschichte völlig unbekannt ist. Man dürfte wohl eher an Christus als ewigen Hohepriester denken, eingedenk des Psalmes 109 : Juravit Dominus et non poenitebit eum : tu es sacerdos in aeternum secundum ordinem Melchisedech. Der Vergleich der Freiburger Chorstühle mit denen der Kathedrale von Lausanne kann sich wohl nur auf die dort aufgestellten aus dem Schloß Chillon beziehen. Auch so ist die Priorität umstritten. Gegen Ende des Freiburger Abschnittes dürfte wohl für Brugniet Bugniet eingesetzt werden, wie einige Zeilen später statt Furno Fruyo. Die Zuweisung der Hochaltarbilder an den « Meister mit der Nelke » ist ein neuer Hinweis dafür, daß diese « Nelkenmeister » einmal von Grund auf untersucht und gegeneinander abgegrenzt werden sollten. Auf jeden Fall hätte erwähnt werden müssen : Morgenthaler, Beiträge zur Bau- und Kunstgeschichte Solothurns im XV. Jahrhundert. Anhang : Zu der Frage nach dem « Meister mit der Nelke ». Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, N. F., XXVII 1925, S. 50 ff.

Resultate bringt die Untersuchung nicht sehr viele. Das Wichtigste scheint dem Verfasser die von den Bettelorden bewirkte Umgestaltung der Klerikerkirche in eine Predigtkirche zu sein. Diese Entwicklung habe sich in den neuen Ordenskirchen durchgesetzt und infolgedessen habe dann die neue Grundrißgestaltung sich auch für Land- und kleinere Stadtpfarrkirchen eingebürgert. Wirklich fehlt bei den schweizerischen Mendikantenkirchen durchwegs das Querschiff. Daß das im Gegensatz zur « Klerikerkirche » charakteristisch für die Predigerkirche sein soll, leuchtet nicht ein. Denn das Querschiff dient doch im allgemeinen nicht dem Klerus oder seinen gottesdienstlichen Funktionen. Für dasselbe waren vielmehr meist ästhetische und architektonische Gründe ausschlaggebend. So haben wir schon vor den Bettelorden eine ganze Reihe von Kirchen ohne Querschiff. Das Kennzeichnende für die Klerikerkirche scheint uns vielmehr der größere Chor zu sein. Diesen haben aber gerade viele Bettelordenskirchen ; man denke etwa an die Dominikanerkirchen in Zürich, Bern, Chur ; an die der Franziskaner in Schaffhausen, Freiburg, Basel, Luzern und Königsfelden. Das ist auch ganz naheliegend. Denn die neuen Orden waren nicht Feinde des feierlichen Gottesdienstes und der liturgischen Zeremonien. Das Offizium wurde bei den Mendikanten von der ersten Zeit an mit großer Feierlichkeit gehalten. Ihre Volkspredigt sollte nur der naturgemäße Ausfluß ihrer gottesdienstlichen Grundhaltung sein. Man darf nicht Gedanken des sechzehnten Jahrhunderts ins hohe Mittelalter hineintragen. Das Geständnis, daß dem Verfasser der Lettner nicht sympathisch sei, gehört wohl kaum in eine

wissenschaftliche Darstellung. Der Lettner zeigt übrigens mit aller wünschbaren Deutlichkeit, daß die neuen Orden den Gottesdienst traditionell aufgefaßt haben, und nicht als eine Handlung, in der die Predigt die Hauptsache ist. Wie die Mönche ihre Klausur nur verließen, um zum Almosensammeln und zur religiösen Unterweisung mit dem Volke in Berührung zu treten, so trennten sie sich auch in der Kirche nur von der Gemeinschaft der Brüder im Chore, um das, was sie dort im gemeinsamen Gottesdienst gewonnen hatten, dem Volke in der Predigt darzubieten.

All diese Bemerkungen möchten nicht den Eindruck erwecken, als ob das Werk von Oberst (es ist von der Universität Lausanne als Dissertation angenommen worden) keine Berechtigung hätte. Es ist sehr viel Material gesammelt. Auch wird der Architekt, den mehr der reine Baubefund als dessen geschichtliches Werden und dessen Beziehungen interessieren, voll auf seine Rechnung kommen. Über den Rahmen einer einfachen Untersuchung über die Architektur der Mendikantenkirchen der Schweiz ist die Arbeit weit herausgewachsen, obgleich sie andererseits doch wieder nicht eine eigentliche Enzyklopädie der dominikanischen und franziskanischen Ordenskirchen bietet. Der Verlag hat dem Werk eine angemessene Ausstattung angedeihen lassen.

P. *Leo Helbing* O. S. B.

Köhler Walter. Zwingli und Bern. Tübingen, Mohr, 1928. 48 S. 8°. 1 M. 80 ; in Subskription 1 M. 50. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, H. 132.)

Diese im Druck erweiterte Fassung eines anläßlich des Reformationsjubiläums gehaltenen Vortrags gibt eine durchaus selbständige und ungemein gründliche, aus den primären Quellen geschöpfte Darstellung der reformatorischen Beziehungen Berns zu Zwingli seit den ersten Anfängen. Man erkennt in dem Fortschritte der Neuerung in Bern, in der langsamen Abkehr von der katholischen Vergangenheit und in der Durchführung des Glaubensgespräches die starke und zielbewußte Führung des Zürcher Reformators, und Verf. sieht mit vollem Recht in der Badener Disputation vom Jahre 1526 den entscheidenden Wendepunkt in dem Verhalten des Berner Rates, und er stellt die « nüchterne und bodenständige Realpolitik » Berns der « weltausholenden Ideenpolitik » Zürichs gegenüber, ohne indessen einen Versuch zur Beschönigung der Gewaltpolitik Zwinglis zu machen. Mit Nachdruck und richtiger Einsicht wird vom Verf. die lange bedächtige Zurückhaltung Berns auch mit der Rücksicht auf sein Bündnis mit Freiburg erklärt. Gegenüber Lüthi, Blösch und Marti nimmt Köhler dagegen Zwingli in Schutz, um dessen Gewaltpolitik nur als « ultima ratio » gelten zu lassen.

Albert Büchi.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.

Das Collegium Pontificium Papio in Ascona.

Von P. Fridolin SEGMÜLLER O. S. B.

(Fortsetzung.)

8. Der Federkrieg, Vermittlung und Urteilspruch der Eidgenossen.

Der Wunsch des Rektors Mazza, daß nach der Entscheidung der Kongregation der Streit ruhen möge, sollte sich nicht erfüllen. Die Abweisung der unberechtigten Forderungen, besonders die Verweigerung von Stiftungsgeldern zu Gemeindezwecken und die Unmöglichkeit der Einmischung in die innern Angelegenheiten des Kollegs bewirkten eine gereizte Stimmung im Volke, welche ehrgeizige Wortführer noch mehr zu schüren suchten. Es gelang ihnen, die Mehrheit des Patriziates zu gewinnen. In einer Sitzung des Ufficio (Konsul und Giurati oder Ufficiali = Gemeinderäte) wurden folgende Punkte als *Leitsätze für die Deputaten* aufgestellt und dann 1776 von der Gemeindeversammlung angenommen [1]:

1. Strenge Prüfung, ob das Reglement des Kollegs in allen Teilen beobachtet und Anschaffungen der Bedürfnisse nur auf Gutachten der Deputaten unter Einhaltung genauester Sparsamkeit gemacht worden. 2. Nachforschung und Berichterstattung, wie viele Personen für gewöhnlich, wie viele gelegentlich im Kolleg speisen. 3. Nachforschung und Angabe, ob überflüssige Ausgaben gemacht werden. [2] 4. Forderung einer Liste aller Einnahmen und Ausgaben, auch der Einkünfte von Rom und Teilnahme an der Leitung des Kollegs. 5. Versorgung der

[1] Obblighi ingiunti dalla comunità di Ascona ai Sig.i Deputati del Collegio da osservarsi da ogni tempo inviolabilmente, Prot. Vic., 28 luglio 1776. «Apol.», Nr. 121, p. 66.

[2] Wie sehr ihnen Sparsamkeit am Herzen lag, erhellt aus der unwidersprochenen Angabe, daß die Deputaten dem Rektor ihren Wein mit Gewalt aufdrängen wollten, obwohl er von anderer Seite bessern und billigern kaufen konnte. «Apol.», Nr. 274, p. 122.

Gelder in einer Kasse mit zwei Schlüsseln, wovon einer vom Deputato tesoriere verwahrt wird, um Unregelmäßigkeiten zu verhindern. 6. Untersuch über vorteilhafteste Ausnützung der Gärten. 7. Erkundigung bei den einzelnen Alumnen, ob sie gut und gerecht behandelt, ob die Vorschriften eingehalten werden und ob sie keine Beschwerden haben. 8. Forderung, daß die Alumnen nicht verachtet und den Konviktoren nachgesetzt werden und deshalb Abschaffung des klerikalen Kleides. 9. Verpflichtung der erzbischöflichen Visitatoren, jeden einzelnen Deputierten insgeheim zu fragen, wie er mit der Führung des Kollegs zufrieden sei und Nachachtung der gegebenen Anregungen. 10. Mitteilung dieser Beschlüsse an die Kongregation von Mailand durch die Deputaten und im Falle der Nichtannahme Verweigerung der Genehmigung der Jahresrechnung und Berichterstattung an die Gemeinde. [1]

Diese demagogische Kundgebung zeigt nur zu gut, wohin die Leitung und Verwaltung des Kollegs durch eine Gemeindeversammlung geführt hätte, die den Launen des Augenblickes gehorchend, sich durch redegewandte Wortführer zu den unsinnigsten Forderungen und oft sich widersprechenden Maßregeln hinreißen ließ.

Die Approbation der gestellten Forderungen kam nicht so bald, wie man erwartet hatte: weder die Kongregation erklärte die Annahme noch auch wollten die regierenden Herren Eidgenossen, denen man Kenntnis gab, darauf eintreten. Ascona aber beharrte auf seinem vermeintlichen Recht.

Bei der Übergabe der zehn Punkte bemerkte der Visitator, Generalpropst Locatelli, daß sie Neuerungen enthalten; zudem seien die Wünsche in allzu imperativer Form gefaßt und weder von der Gemeindebehörde noch von den Deputaten unterzeichnet; man möge sie ehrerbietiger vorbringen. Doch die Deputaten bestanden darauf, die Petition so, wie sie vorliege, dem Kardinal-Administrator zu übermachen; man erwarte einen Bescheid in kürzester Frist; das sei der strikte Befehl der Gemeinde. [2]

[1] Triumphierend rief der Leutnant Marcantonio Zezi nach Annahme dieser Beschlüsse aus: Das sind die wahren Regeln und Konstitutionen, auf welche die jetzigen und künftigen Deputaten unverbrüchlich zu verpflichten sind, bei Androhung der Ungnade der Gemeinde. Wenn ein einziger Punkt nicht beobachtet wird, sollen die Deputaten keine Rechnung unterschreiben und weitere Entschließungen sich vorbehalten. Am gleichen Tage wurde die Erhebung einer Taxe von 25 Scudi (à 5 Fr. 37) von jedem Alumnen beschlossen. A. a. O.

[2] « Apol. », Nr. 127 bis 129, p. 68 s.

Der Kardinal, der ewigen Plackereien müde, legte die Punkte dem Landammann Beßler von Uri vor, welcher dazu riet, die ganze Angelegenheit dem eidgenössischen Syndikat zur Entscheidung zu übergeben. Er willigte ein, nur wollte er noch zusehen, ob die Asconesen die Sache ruhen ließen: in diesem Fall wollte er den Rekurs zurückziehen. Doch in Ascona hatte man bereits davon vernommen. Jetzt ging ein Sturm gegen den Protektor los. Alles wurde zu seinen Ungunsten ausgelegt. Die von ihm erlassene und von den Asconesen wiederholt verlangte Bestimmung, es dürfe einer Familie nicht mehr als ein Freiplatz gewährt werden, wurde ihm von den Wühlern zum Vorwurf gemacht und gegen ihn ausgebeutet.

In verschiedenen Versammlungen beschloß man, sich selbst an die regierenden Orte zu wenden und legte ihnen fünf *Klage- und Beschwerdepunkte* gegen den Erzbischof und die Oblaten vor.[1] Es werden darin verlangt: 1. Wahl des Protektors durch die Gemeinde, welcher die Leiter der Anstalt zu ernennen, die Alumnen auszuwählen, die Rechnungen entgegenzunehmen, zu prüfen und der Gemeinde zu übergeben habe. 2. Bekleidung des Rektorats und der Lehrstellen durch Asconesen. 3. Oberaufsicht über die Verwaltung des Kollegs und Verwahrung der Kasse, wie Einziehung der Renten in Rom durch die Gemeinde. 4. Zulassung der Handelsfächer. 5. Rechenschaft über die bisherige Verwaltung an die Gemeinde. Die Forderungen werden motiviert durch das Testament Papios, durch stete Ausübung der Rechte seitens der Gemeinde, wie denn auch die Gemeinde bis auf Kardinal Friedrich Borromeo den Protektor immer selbst gewählt habe, bis die 1626 verbesserten Konstitutionen unterschlagen und unterdrückt worden seien; dazu kamen die alten Klagen, daß die Oblaten die Leitung des Kollegs gewaltsam an sich gerissen, dem Kolleg kostspielige Prozesse verursacht und die Gemeinde und die Bürger stets mißachtet, das Vermögen des Kollegs veruntreut und verschleudert hätten; dagegen seien immer viele gelehrte, fähige, tugendhafte Priester in Ascona gewesen und seien jetzt noch da, welche die Jugend in den Wissenschaften und guten Sitten unterrichten könnten. Die beiden Vögte, Gottrau von Billens in Locarno und Peter Joseph Dürrholz

[1] Der Pfarrer und bischöfliche Vikar Raffaele Pancaldi suchte ohne Erfolg zu beschwichtigen: Diese Sache lasse sich nicht kurzer Hand abtun; er rate, eine Kommission kluger Männer zu wählen, die das Nötige vorberaten sollen. Wohl mit Unrecht sieht die Apologia darin nur ein schlaues Manöver. Prot. Vic., 23. Aug. 1776. «Apol.», p. 73, nota.

in Vallemaggia, finden den Rekurs « nach Einsicht aller Dokumente, angesichts der steten Tyrannei der Oblaten gegen alle Gesetze des Rechts nur allzu gerecht und notwendig » und empfehlen die Gemeinde dem Schutz der regierenden Stände, daß sie endlich einmal von der Unterdrückung befreit und in ihre legitimen Rechte eingesetzt werde. [1]

Bei der *Rechnungsablegung* am 26. August 1777 unterbrach der Deputierte Bartolomeo Vacchini die Lesung, zog ein Papier hervor und fragte, welche Antwort der Kardinal-Protektor auf die letztes Jahr eingereichten zehn Punkte gegeben habe. Der Generalpropst erwiderte : Seine Eminenz sei von solchen Ansprüchen ganz überrascht gewesen und habe die eidgenössischen Behörden davon verständigt. Dann erwiderten B. Vacchini und Paul Zenna, die Gemeinde hätte so gut eine Antwort verdient wie die Obrigkeit. Hierauf verlangten sie, bevor man weiterfahre, ein Inventar des gesamten Vermögens des Kollegs und Vorlage der Rechnungen aus Rom. Der Prälat konnte ihnen das Verlangte natürlich nicht vorlegen ; er mahnte sie, als erwählte Vertrauensmänner des Erzbischofs, die Rechnungen zu prüfen und falls sie richtig befunden wurden, zu unterschreiben, worauf sie erklärten, sie seien nicht Erwählte des Erzbischofs, sondern der Gemeinde. Als der dritte Deputierte, Filippo Caglioni, die Rechnungen durchging und sie unterschreiben wollte, verhinderten sie ihn mit Drohungen und Gewalt. Auf Zureden des Generalpropstes, den Ort und die Person des Kardinals zu respektieren, wurden sie grob und begannen zu poltern : « Da sind wir Meister, das Kolleg ist unser ; wir können damit machen, was wir wollen. » So zogen sie ab, vom Propst freundlich begleitet. Caglioni aber prüfte weiter, war befriedigt und unterschrieb, wofür er dann von den Gegnern als Speichellecker der Oblaten und Verräter an der Gemeinde bezeichnet wurde. [2]

Diesen Vorgang berichtete der Propst, wohl mit Genehmigung des Kardinals, an das Syndikat. Schon vorher hatte letzterer zur Wahrung seiner Rechte und der Interessen des Kollegs den energischen frühern Rektor Karl Mazza als Spezialgesandten zu den Eidgenossen ab-

[1] Ricorso del Congresso deputato sugli affari del Collegio d'Ascona, umiliato alla potentissima Suprema Superiorità Elvetica. Arch. Coll., 23. April 1777, B 33. « Lett. di ragg. », p. 5 ss.

[2] « Lett. di ragg. », p. 53 ss. Es ist deshalb schwer verständlich, warum gerade Caglioni bei der folgenden Syndikatssitzung öffentlich das obrigkeitliche Mißfallen ausgesprochen und er zur Abbitte an den Kardinal wegen eines unordentlichen groben Schreibens verurteilt wurde. Schwyzer Archiv, « Eidg. Abschiede », Nr. 2974.

geordnet, der den einzelnen Ständen den ganzen Sachverhalt lichtvoll und überzeugend mit den nötigen Beweisstücken zur vollen Befriedigung der Regierungen und Tagsatzungsgesandten darlegte und den allerbesten Eindruck machte. [1]

Die *Replik* der Kommission von Ascona machte einen ungünstigen Eindruck. Ohne sich auf eine Widerlegung Mazzas einzulassen, wirft sie mit « Spitzfindigkeiten, Wortklaubereien, lächerlichen Prahlereien, Lügen und Verleumdungen der Oblaten » um sich ; die Oblaten sollen beweisen, daß das Legat nicht nach der Testamentsbestimmung Papios auf 50,000, ja vielleicht auf 100,000 Scudi angewachsen sei ; es sei einleuchtend, daß die kirchliche Zweckbestimmung nur in die Breven und in die Stiftungsurkunde hineininterpretiert worden sei ; das Kolleg sei durchaus weltlich (affatto laico). [2]

Die Eingabe sollte weiter motiviert werden durch eine geheim gedruckte *Denkschrift*, der in den italienischen Vogteien und im mailändischen Gebiet eine weite Verbreitung gegeben wurde. [3] Dieses Schmähliibell leistet das Menschenmögliche an unbewiesenen Behauptungen, an pompösen Aufstellungen von Beweisstücken, die keine Beziehungen zur Sache haben, an Unterstellungen und Verdrehungen, an Anführung von Quellen, die nicht existierten. Daneben erscheinen in vermehrter und verstärkter Auflage die Klagen über Unterdrückung durch den Kardinal Friedrich Borromeo und die Oblaten, mit denen « die unselig traurige Zeit für Ascona » beginne, von der Verfälschung der Statuten des Kollegs, von der ungerechten Unterschlagung der Einkünfte und von der fabelhaften Höhe der Summen, die in Rom und Mailand liegen sollen. Zwischenhinein wird der große Nutzen für Ascona und die Blüte des Kollegs geschildert, wenn fähige Asconesen die Anstalt übernähmen.

Mazza blieb die Antwort nicht schuldig ; die Arbeit machte er

[1] Arch. Patriz., Schreiben des Kardinals, 24. Juni 1777. Ebenda Zeugnisse der verschiedenen Kantone Zürich, Schaffhausen, Basel, Luzern, Bern, Freiburg, Obwalden, Zug, Nidwalden, Schwyz, vom 19. Juli bis 25. August 1777.

[2] Contrarisposta del Comune contra la lettera del Prevosto Mazza. Arch. Patr. 1777. « Eidg. Abschiede », VII, 2, p. 1014. Charakteristisch ist die Behauptung, das Breve Urbans VIII., 1624, sei von den Oblaten gefälscht oder erschlichen ; und könnte auch die Echtheit erwiesen werden, wäre es doch ungültig, weil ohne Zustimmung der Gemeinde erlassen.

[3] « Lettera di ragguaglio di un Asconese ad un suo compatriota ed allegazioni sulla causa vertente tra la Comunità d'Ascona e i Sig[i]. Obblati Regenti del Collegio », 1777. Der Autor ist heute unbekannt ; vielleicht der Notar *Bartolomeo Vacchini*.

sich nicht leicht. In gründlicher *Widerlegung* führt er siegreich die Ausführungen der lettera des Anonymus ad absurdum, deckt die falschen Behauptungen, die Trugschlüsse und Unterstellungen auf und läßt durch die objektive Darstellung genügend durchblicken, wie viele persönliche und finanzielle Opfer die Oblaten für das Kolleg schon gebracht, ohne Dank und Anerkennung zu finden. [1]

Für die Jahresrechnung in Lugano und die damit verbundene Syndikatssitzung gab die Regierung von *Uri* ihrem Gesandten folgende *Instruktion* mit: 1. Die Administration des Kollegs hängt unter keinem Titel von den Kantonen ab. 2. Da sie ursprünglich vom Heiligen Stuhl abhing, gehört sie jetzt dem jeweiligen Erzbischof von Mailand, dem der Heilige Stuhl sie übertrug. 3. Das Gesuch der Asconesen ist abzuweisen und jedes weitere ungesetzliche Vorgehen zu verhindern. 4. Das Syndikat soll gegen die Urheber des Rekurses, welche die hohen Kantone durch unwahre Angaben und listige Information irrezuführen suchten, mit exemplarischen Maßnahmen vorgehen. [2]

Der Beschwerde der Asconesen wurde auf der Tagung zu Locarno 1777 keine Folge gegeben und zu besserer Begründung und Klarstellung zurückgewiesen. [3]

Mit dem halb abweisenden Bescheid gaben sich die Tonangeber der herrschenden Partei in Ascona nicht zufrieden. In einem neuen Rekurs, 1778, machten sie geltend, die Gegenpartei habe nichts widerlegt. Das Kolleg sei kein kirchliches Institut, es werde im Testament nicht Seminarium clericorum genannt, es werde nicht bestimmt, welche Wissenschaften dort gelehrt werden müssen, dasselbe habe nur für Kleidung und Unterhalt der Schüler zu sorgen. Daraus folge, daß es ein rein weltliches Institut sei, wobei aus der Heiligen Schrift (!),

[1] Apologia in risposta ad un libro intitolato Lettera di ragguaglio di un Asconese ad un Compatriota ed allegazioni nel 1777 (ohne Angabe des Autors und Druckortes), 1778, 157 Seiten.

[2] Lettere stampate riguardanti le vertenze della comunità d'Ascona col Collegio, im Arch. Patriz. und Arch. cant.

[3] Bei der Jahresrechnung zu Luggarus eröffnete Zürich: « Ohngeachtet der Stand nach abgehörter gründlicher Relation der Sachen wahren Beschaffenheit von Herrn Propst Mazza ohnschwer eingesehen, die von der Gemeind Ascona wider das Seminarium eingegebenen Beschwerden seien nicht allerdingen gegründet, und das Ansuchen weit übertrieben, willigt jedannoch in einen genauern Untersuch ein, damit nicht die Gemeinde in etwanig gehabten Rechten durch eine allzuschleunige Abweisung verkürzt werde. » Auch Bern will die Parteien hören und die Gründe in Klarheit setzen. Luzern, Unterwalden, Zug und Freiburg stimmen bei. Uri blieb bei seiner Instruktion und verlangt Bestrafung der Frevler, « damit

aus dem Naturrecht, aus den Pandekten, besonders aber aus den Attributen der höchsten Souveränität nachzuweisen versucht wird, daß der Staat die in den «finstersten Zeiten der Unwissenheit von der Kirche usurpierten Rechte nach dem Beispiel Ludwigs XIV.» zurücknehmen könne, und daß die regierenden Kantone «in dem ganz ihrer Souveränität unterstehenden Kolleg» alle gewünschten Reformen vorzunehmen befugt seien.

Daraus wurden die Folgerungen gezogen: Das Kollegium steht vollständig unter der Oberhoheit der XII Orte, die Hand an die nötigen Reformen anlegen können und sollen. Somit ist die Anstalt fremden Händen zu entziehen, um die Gelder und Gehalte für Lehrer und Leiter nicht aus dem Lande kommen zu lassen. Dadurch erlange man Gelegenheit, die tüchtigsten eigenen Köpfe anzustellen, wodurch die Jugend eine bessere Erziehung, die Obrigkeit bessere Untertanen erhalte, der wichtigste Punkt, wie Puffendorf sage. Statt der jungen, oft unerfahrenen Lehrer der Oblaten würde man Asconesen anstellen, «die wie eine unbewegliche Säule dableiben und in der Kunst des Unterrichtens ausgezeichnet und vollendet würden». Dieses Aktenstück, worüber die Syndikatoren wohl lächelten, dürfte aus der gleichen Feder stammen wie die Lettera di ragguaglio.[1]

Auf der Jahresrechnung 1778 hatte «eine ernamsete Ehrenkommission der Herren Ehrengesandten von Zürich, Bern, Unterwalden und Solothurn sich allervorderst verständigt, wie auf eine schickliche Art *der den Hoheiten vorzüglich am Herzen liegende Gegenstand, nämlich eine schriftliche Verzeichnis derer dem Collegio zustehenden Fonds, wo sie liegen und was sie abwerfen, erzielet werden könnte*». «Nach Ablegung eines höflichen Kompliments von Seiten Seiner Eminenz hat dann der Propst dem Syndikat die abverlangte Auskunft, jedoch einzig im

sich die Gemeinde eines Bessern und Friedsamern bedenke und den Herrn Protektoren in seiner Judikatur und Administration nicht mehr störe». Auch Schwyz, Glarus und Solothurn «sehen den Ungrund des Ansuchens derer von Ascona ein», stimmen aber doch für nochmalige Untersuchung, ebenso Schaffhausen, obwohl Propst Mazza das «Widerspiel (derer von Ascona) erprobet». Es wurde deshalb Ascona eingeladen, die Sache noch besser zu begründen und zu erläutern. Ihre Eingabe sollte vor der nächsten Sitzung dem Rektor, der zur Teilnahme an den Verhandlungen eingeladen war, mitgeteilt werden («Eidg. Abschiede», im Archiv Schwyz, 1777, Nr. 2967, 11. Die handschriftliche Sammlung der «Eidg. Abschiede» in Schwyz enthält diese Angelegenheit viel klarer und gründlicher als die offizielle gedruckte Ausgabe.)

[1] «Ricorso della comunità d'Ascona ai Cantoni svizzeri contro le pretese degli Obblati», Ottobre 1778. Arch. patriz.

Vertrauen und aus uneingeschränkter Gefälligkeits-Begierd gegen die hohen Stände, gegeben.» Er legte die Rechnungen, den Bestand der Barschaft, die Rückstände des Kollegs von 1771–1776 dar, sodann die Einkünfte der Monti (Staatsrenten) in Rom, sowie die Ausgaben und Kosten für den Unterhalt der Alumnen und Konviktoren. [1]

Es wurde nun der *Beschluß* gefaßt, laut den Dokumenten gehöre das Protektorium und die Administration des Kollegs dem Erzbischof von Mailand und solle ihm verbleiben. [2] Doch wurden einige *Wünsche* geäußert: Daß man bei der Rechnungslegung den Deputaten auch die Handbücher vorlege, daß die Alumnen gleich gehalten werden wie die Konviktoren und mit allem Nötigen an Kleidung, Nahrung und Arzneien versehen werden, endlich, daß den Alumnen gestattet sei, sich dem Handelsfach zu widmen, und daß ihnen zu diesem Zwecke Stipendien bis zum 24. Jahre verabreicht werden. Auf die weitern Forderungen des Rekurses ging man nicht ein. Den Deputaten wurde wegen ihrer unehrerbietigen Haltung gegen den Protektor und seinen Stellvertreter «das obrigkeitliche Mißlieben» ausgesprochen. Um fernerhin alle verdrießlichen Auftritte zu verhüten, sollte in Zukunft der Landvogt zur Rechnungslegung beigezogen werden, wogegen Uri als «einen Eingriff in die geistlichen Rechte» protestierte. [3]

Diese Schlußnahmen teilte der Vorort Zürich dem Kardinal mit, nachdem sich alle Stände damit einverstanden erklärt hatten, mit dem Zeugnis, man sei überzeugt, daß der Protektor es nie an der nötigen Aufsicht und Umsicht habe fehlen lassen, nebst dem in den Syndikatsbeschlüssen nicht enthaltenen Zusatz, die hohen Regierungen bestätigen den Asconesen das Recht, sechs Deputierte zu wählen, welchen alle Rechnungen vorzulegen seien. [4]

Aus einem Entscheid des folgenden Jahres, 1780, geht hervor, daß der Gemeinde Ascona verboten wurde, inskünftig ohne Erlaubnis des

[1] Bundesarchiv, «Erziehung», Kanton Lugano, Nr. 1450, fol. 129 u. 131.

[2] Noi riconosciamo che la direzione e soprintendenza sopra il Collegio di A. come anche la derivante direzione ed administrazione convenga a vostra Eminenza, heißt es in der offiziellen Übersetzung.

[3] Gedruckte «Eidg. Abschiede», VIII, p. 587 ff. Handschriftliche «Eidg. Abschiede», im Archiv Schwyz, 1778, Nr. 2974. Schon 1614 wollten die Gesandten der Eidg. Orte die Rechnung abnehmen «ohne Nachteil des Kollegs»; Kardinal Friedr. Borromeo ließ es nicht zu, und Landammann Beßler von Uri fand sehr richtig, zu Lebzeiten des Kardinals sei nichts zu machen. «Eidg. Abschiede,» V, 1 B, 2 A.

[4] Arch. Coll., 3. Juli 1779, B 31. Die gnädigen Herren und Obern hatten nichts zu bestätigen.

Landvogts einen Rekurs, ein Memorial usw. an die hohe Obrigkeit zu erlassen. Dennoch wagten es drei Bevollmächtigte der Gemeinde (Congressanti), Pfarrer Raffaele Pancaldi, Leutnant Marco Zezi und Notar Bartolomeo Vacchini, wiederum vorstellig zu werden. Sie brachten aber nur die alten Beschwerden und Forderungen ohne irgend einen Beweis vor. Vor die Kommission in Locarno wegen Mangel der landvögtlichen Erlaubnis zitiert, schützten sie teils Unkenntnis des Verbotes, teils eine angeblich früher erhaltene Erlaubnis vor. Das Syndikat bezeigte ihnen vor der ganzen Versammlung sein höchstes Mißfallen, büßte sie mit 25 Kronen (à 4 Fr. 40) und 4 Philipper (zu 3 Fr. 80) und gab gemessenen Befehl, solche aus ihrer Tasche, nicht aus der Gemeindekasse zu bezahlen. Bei Strafe von 100 Scudi und obrigkeitlicher Ungnade wurde ihnen alles Schreiben und Verhandeln in dieser Sache und alles verletzende Reden verboten und die Konsuln für die Ausführung des Urteils verantwortlich gemacht. [1]

Auf die stets wiederholten Forderungen der Kläger antwortete der Kardinal Erzbischof Pozzobonelli in einem Schreiben an die Kantone. Nachdem er sein volles Vertrauen zu den « Exzellenzen » ausgesprochen, stellt er fest, daß sein Abgeordneter, Propst Mazza, ja vollen Aufschluß über die Verwaltung und den Vermögensstand (mit Einschluß der Fonds in Rom) erteilt habe ; ebenso habe der Rektor von Ascona dem Syndikat alle gewünschten Erklärungen gegeben. Er selbst habe den Präsident des Syndikats eingeladen, Einsicht in sämtliche das Kolleg betreffende Bücher und Rechnungen in Mailand zu nehmen, was dann an dessen Stelle der Gesandte von Schaffhausen getan, einen Auszug gemacht und alles in Ordnung befunden habe. Die Alumnen werden mit Nahrung, Kleidung, Arznei versorgt, freilich nicht, wenn sie auswärts, z. B. in den Ferien weilen ; die Deputaten werden von der Gemeinde vorgeschlagen. Bezüglich unnützer Bauten und Anschaffungen habe er Erkundigungen Sachverständiger eingezogen, die gefunden hätten, daß überall größte Sparsamkeit walte, wovon die Gesandten sich durch eigenen Augenschein leicht überzeugen könnten. Dagegen könne er einige ihrer Wünsche nicht erfüllen : der Talar sei für die Alumnen in den Konstitutionen vorgeschrieben. Die Anstalt sei als Seminar gegründet, das humanistische Unterrichtsfächer voraussetze ; die Einführung von Handelskursen würde das Studiensystem umstürzen und

[1] Carte *Borr.*, 26. Aug. 1779 ; Arch. Patriz., 16. Sept. 1779. Mitteilung des Urteils durch Landvogt *Mich. Wagner*. « Eidg. Abschiede », VIII, p. 588 f.

sei unmöglich, abgesehen von den Kosten. Nicht die Deputaten, nicht der Rektor in Ascona haben die Administration des Kollegs unter sich, sondern die Kongregation in Mailand. Beiziehung des Landvogts zur Rechnungsprüfung sei unnötig ; solche staatliche Aufsicht bestehe auch in seinen Kollegien im venetianischen, mailändischen und sardischen Gebiete nicht. [1] Die Eidgenossen dankten dem Kardinal, entschuldigten sich, sie hätten die Mitwirkung des Landvogts nur angeboten, um fernere Widerstände der Deputaten zu brechen und jede Zweckentfremdung des Stiftungsvermögens zu verhindern. [2]

Wenn sie glaubten, die Sache sei jetzt erledigt, sollten sie sich täuschen. Bei der Syndikatstagung 1780 brachte der Gesandte von Luzern vor, die Deputaten hätten sich wieder geweigert, die Rechnungen zu unterschreiben, obwohl sie selbe richtig befunden hätten. Auf ihre Entschuldigung, es sei ihnen keine Vorschrift bekannt, ihre Unterschrift herzugeben, erhielten sie strengen Befehl, unter Strafandrohung, die Rechnung, wenn richtig, zu unterschreiben, wenn sie Unrichtigkeiten darin entdecken, solches dem Vogt oder dem Syndikat anzuzeigen und zu begründen. [3]

Das gleiche geschah zwei Jahre später : zwei Deputaten, Angelo Modini und Carlo Vacchini, verweigerten ihre Unterschrift mit dem Vorgeben, die hohen Kantone hätten ihnen dies verboten ; der dritte aber, Marc Antonio Zezi, den der Kardinal aus versöhnlichem Entgegenkommen zum Deputaten ernannt hatte, war am Tag der Rechnungslegung unter dem Vorwand von Geschäften von Ascona abwesend und hatte nachher auf die Einladung, seine Unterschrift zu geben, die Rolle als Deputat niedergelegt. Das Syndikat verfällte sie zu zwei Zechinen Buße (à 11 Fr. 50) und zu den Kosten und erteilte ihnen eine scharfe Rüge mit Androhung strengerer Strafe. [4]

Während dieser Verhandlungen erhob sich in Ascona selbst ein Streit wegen der in der Angelegenheit erlaufenen Kosten von 25,000 Lire. Die Entscheidung wurde den Gesandten von Zürich, Luzern und Uri überlassen ; ihr Spruch lautete : die Kosten, welche vor dem ersten

[1] Brief vom 20. Juli 1779. Arch. Coll. B 32.
[2] Arch. Coll. C 1, 23. Febr. 1780.
[3] Arch. Coll. C 6 und 7, Jahr 1780 und 1781. Carte *Borr.*, 26. Aug. 1780.
[4] Arch. Coll. C 8, 17. Aug. 1782. Dieser Trotz verdroß den Kardinal so sehr, daß er beschloß, die bisherigen Deputaten nicht mehr zu berufen und keine neuen zu ernennen. Darum schrieb Rektor Giani (1781–1783) : Nach meinem Amtsantritt wurden die Deputaten suspendiert, nach meinem Abschied wieder in ihre Würde eingesetzt (Arch. S. Sepolcro, *Zibaldone*).

Entscheid von 1778 entstanden, bezahlt die Gemeinde, die spätern aber die Kongressanten, ohne daß sie auf irgend eine Entschädigung Anspruch haben, da sie sich anerboten, « die Rekurse ohne Eigeninteresse, nur aus Eifer für das allgemeine Wohl » zu betreiben. [1]

Der Kardinal hatte indessen den Bürgermeistern, Schultheißen, Landämmannern und Räten seinen Dank für ihren Schutz abgestattet und ihnen ein Schreiben des Kardinals-Staatssekretärs mitgeteilt, welches das Mißfallen des Heiligen Vaters über den angeregten Streit, sowie dessen Genugtuung über die glückliche Lösung ausdrückt. Seinerseits versichert der Erzbischof die regierenden Herren der gewissenhaftesten Verwendung der Fonds für den Stiftungszweck, wie in der Vergangenheit so für die Zukunft, wie denn auch bisher jeder, auch der kleinste Überschuß immer für das Kolleg verwendet worden sei. Obwohl für ihn keine strenge Pflicht bestehe, und es nur eine zeitweilige Vergünstigung sei, wolle er doch wieder der Gemeinde Deputaten zur Prüfung der Verwaltung gewähren, in der Hoffnung, daß sie keine Hetzer wählen werde. [2]

Die Syndikatoren dankten dem hohen Protektor für die Zusicherungen, wünschten aber doch die Summe und Plazierung der Kapitalien zu kennen, « um sie besser gegen Mißbrauch schützen zu können ». Der Kardinal führte triftige Gründe an, warum er die römischen Fonds und Einkünfte nicht in die Jahresrechnung nehmen könne. Das Syndikat abstrahierte deshalb von dieser Forderung. [3]

Doch 1783 tauchte die Sache nochmals auf. Zürich, von Bern, Schwyz, Basel, Solothurn und Schaffhausen unterstützt, fand für gut, nach den Gründen « der erfolgten Abschweinung des anfänglich in 100,000 Thalern bestandenen Kapitals » zu forschen, und wollte « sogleich nach Ernamsung des neuen Erzbischofs in Mailand auf vollkommene Aufklärung dieser Punkte beflissentlicher eindringen. Ob zwar die andern Stände meinten, das Geschäft wäre seit 1782 erledigt, wollen sie sich in Ansehung träfer Gründe nicht widrig stellen und die Sache in Abschied nehmen. » [4]

[1] Carte *Borr.*, Brief des Landscriba Gilli von Luzern. « Eidg. Abschiede », Arch. Schwyz, Nr. 2983.

[2] Arch. Patriz., 7. April 1780. Arch. Coll. C 4. Für die glückliche Lösung war er besonders dem Freiburger Gesandten Collet erkenntlich, der in der Sache sehr tätig war. Arch. Coll. C 10.

[3] Arch. Coll. C 7. Arch. Schwyz, « Eidg. Abschiede », Nr. 2995.

[4] Schwyzer Arch., « Eidg. Abschiede », Nr. 3001.

Als 1784 Zürich die Sache wieder aufgriff und meinte, « das landesherrliche Ansehen begwältige sie, zu wissen, warum und wie die Stiftung von 100,000 Thalern abgeschwinen sei », und Schwyz, Nidwalden, Glarus, Basel und Solothurn beistimmten, erhob sich der Gesandte von Luzern, Altschultheiß Alfons Jos. Dulliker, und erklärte, daß die Sache schon seit zwei Jahren aus den Traktanden fallen gelassen sei. Der Propst Mazza habe ja 1778 ein ausführliches Verzeichnis der Kapitalien eingereicht, das dem Abschied beigelegt wurde. Auch habe Bern ausdrücklich versichert, die Liste, im Vertrauen den Ständen mitgeteilt, solle nie den Deputaten von Ascona zur Kenntnis gelangen. So fiel die langwierige Angelegenheit endgültig aus Abschied und Traktanden. [1]

9. Die Leiter des Kollegiums bis 1798. Die Verdienste der Oblaten.

Nach Beilegung der unerquicklichen Streitigkeiten konnten die Oblaten ihre ersprießliche Tätigkeit noch eine Reihe von Jahren fortsetzen, ohne äußerlich stark behelligt zu werden. Ein innerlich freundliches Verhältnis zu Ascona gestaltete sich freilich nicht. Wir setzen nun die Rektoren des Kollegiums bis zu dessen Aufhebung hieher.

Vacchino Antonio, Pfarrer, 1584–86 u. 1588–1592 ; † 1615.

Cesare d'Osnago O. Praed., 1586–1588.

Ricci Raffaele, von Dongo, 1592–1597 (?).

Laut Zeugnis des Franc. Orelli von Locarno, 7. April 1651 (Arch. Patriz.).

Vimercati Ambrogio, 1597 (?)–1613.

Ascherio Pietro, um 1619.

Vignello Alessandro, um 1624.

Annonus Francesco, 1626–1628.

Ricci Francesco, 1628–?

Wird Minister im Helveticum in Mailand.

De Domis Francesco, ?–1631.

Wird Ludimagister philosophiae et physicae im großen Seminar.

Capitanei Antonio, 1631–1633.

Wird Prorektor des Borromeums in Mailand.

[1] Ebenda Nr. 3006. Die Liste, Beilage C, fehlt daselbst, findet sich aber in den Bundesakten Nr. 1450, fol. 129. Eine gedrängte Übersicht über den ganzen Streit, doch ohne Zeitangaben, gibt « Serie dei fatti », Arch. Coll. C 14.

Origoni Antonio M., 1633–1637.

Zuvor Rektor in Pollegio, nachher Rektor des Seminars der Nobili. Angaben für folgende Jahre fehlen.

Ferrario Rettore, im Jahr 1643.

Laut Summario von Ronco im großen Prozeß ; des weitern schweigen die Akten über dieses Rektorat.

Burasco Giuseppe, 1648–1654.

Nachher Pfarrer von S. Protasio in Mailand.

Chiodi Angelo M., 1654–1660.

Kommt nacher an das große Seminar in Mailand.

Reverendo Tariolo (Faziolo ?), 1667.

Dieses ist der einzige nachweisbare Name eines Rektors von 1660–1668. Prot. Vic., 12. Nov. 1667.

Ghislolo Pietro Giacomo, 1668–1672.

Kommt ans erzbischöfliche Seminar, dann auf die Pfarrei Brissago, später auf die Propstei Canobbio, † 1711.

Castilione Casparo Luigi, 1672–1678.

Starb in Ascona 1678.

Michele Costantino Carlo, 1678–1680.

Nachher Studienpräfekt im Helveticum, dann im Großen Seminar, wird vom Erzbischof zum Theologieprofessor ernannt, dann Canonicus Theologus, † 1729.

Bertolaio Giovanni Domenico, 1680–1689 (?).

Vorher Rektor in Pollegio, später Propst und Erzpriester, † 1739.

Pocobello Antonio, 1689–1693.

War vorher Professor im Helveticum, wurde dann Propst in Arcisate, † 1726.

Zoppa (Zappa ?), Rettore, 1693.

Erscheint laut Coll. B 1 wohl nur als provisorischer Rektor, vielleicht auch 1699. Es wurde Carolus a Cruce 1694 zum Rektor ernannt, trat aber aus unbekannten Gründen die Stelle nicht an.

Rusca Cristoforo, von Lugano, 1694–1699.

Vorher Professor in Ascona ; führte die Marianische Kongregation ein. Er wurde dann Propst in Biasca.

Bosisio Giambattista, 1700–1702.

Starb plötzlich, 19. Juli 1702.

Doria (ab Auria) Bartolomeo, 1702–1704.

Wurde später als Propst von S. Sepolcro Oberer der ganzen Oblatenkongregation, † 1731.

Tonetta Giambattista, 1705–1708.
Wurde 1720 nochmals zum Rektor ernannt, aber vom Tode ereilt.

Carantini Antonio Maria, 1708–1712.
Dann Propst in Canobbio, später in Besozzo.

Schelinzio Giuseppe, 1712–1713.
Vorher Professor in Pollegio; plötzlich † 19. April 1713.

Torriano Tommaso, 1713–1716.
Vorher Professor in Ascona; nachher Moralprofessor im Helveticum, Rektor im Großen Seminar, zuletzt Propst und Erzpriester in Monza, † 1745.

Franchetti Gian Pietro, 1716–1721.
Früher schon Professor in Ascona, dann Minister im Seminar in Mailand, 1725 auf Verlangen des Kaisers Karls VI. italienischer Seelsorger an der Karlskirche in Wien, Propst in Treviglio, † 1758.

Maraviglia (Marabiglia) Carlo Francesco, 1722–1727.
War prachtliebend, erstellte mit großen Kosten im Garten eine Art Tellurium oder Planetarium, auf das er die Inschrift setzte: Maraviglia mirabilia fecit. Ein Sturm vernichtete nach einem Jahr das Werk, das ihm nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf der Verschwendung zuzog. Er wurde als Pfarrer nach Ossona versetzt.

Ratti Giambattista, 1727–1733.
Vorher Rektor in Celano, † 1780.

Curioni Filippo,
Früher Lehrer in Ascona; 1733 zum Rektor ernannt, trat das Amt nicht an, † 1754; ebenso war 1754 Ranzoni Sebastiano vorgeschlagen.

Puricello Carlo Francesco, 1733–1736.
Später Rektor von Gorla, † 1771.

Lepori (De Leporibus) Lorenzo, 1736–1743.
Später Rektor und Professor am Helveticum, † 1768.

Gallarini Pietro, 1743–1745.
Nachher in Monza, dann Pfarrer in Canobbio, † 1783.

Bonvicini Giambattista, 1745–1751.
Hatte heftige Kämpfe wegen Arzt und Arzneikosten, sowie wegen Handelskursen zu bestehen.

Medone Isidoro, 1751–1754.
Früher Professor in Ascona, später im Priesterseminar, dann Propst in Gallarate, † 1773, Verfasser des großen Zibaldone.

Bianchi Pier Giuseppe, 1754–1759.

Später Minister im Großen Seminar, Pfarrer, † 1807.

Rosa Francesco, 1759–1760.

Nachher in Monza, Vizerektor im Seminar, Propst, † 1770.

Crivelli Carlo Giuseppe, 1760–1765.

Früher Rektor in Arona, dann Vizerektor im Seminar, Rektor im Helveticum, Pfarrer, † 1804.

Mazza Carlo, 1765–1772.

Früher tüchtiger Lehrer des Griechischen und Hebräischen; Rektor in Celana. Später Minister im Großen Seminar, Propst von Asso, † 1808, 19. November. Sehr tüchtiger Verteidiger und Anwalt des Kollegs, Verfasser der Apologia. Außer tüchtiger, wissenschaftlicher Bildung besaß er bedeutende Kenntnis und praktisches Geschick in der Mechanik, fertigte vielbewunderte Maschinen, wußte überall zu helfen.

Caldaroni Giacomo, 1772–1776.

War zuerst Lehrer in Pollegio, dann in Monza, Rektor in Celana, dann in Ascona und seit 1776 bis zu seinem Tode 1805 Propst in Bedero.

Farina Francesco, 1776–1779.

Kam vom Helveticum, wo er Minister war, nach Ascona. Dann wurde er als Rektor an das Große Seminar und 1786 an das von Joseph II. gegründete Generalseminar in Pavia berufen; nach dessen Aufhebung, 1790, wurde er Pfarrer und Propst, † 1816.

Borrani Matteo, 1779–1781.

War Professor in Monza; dann Minister und Spiritual am Großen Seminar, galt als sehr tüchtiger und gelehrter Geistesmann, † 1839.

Giani Antonio, 1781–1783.

Früher Professor in Gorla und Pavia; 1787 wird er Vizerektor des Helveticums, später Propst in Busto Arsizio, † 1804.

Bertarelli Giambattista, 1783–1787.

Vorher Professor in Gorla und Rektor in Arona; 1787 Vizerektor am Helveticum; Großzeremoniar am Dom, † 1828.

Brigatti Gio. Battista, 1787–1792.

Professor in Pollegio, Minister im Großen Seminar, kommt von Ascona als Rektor nach Monza, dann als Vizerektor ans Große Seminar, Theologieprofessor, † 1834.

Mariani Alberto, 1792–1793.

Vizerektor in Gorla, Professor in Ascona, starb plötzlich 15. Nov. 1793.

Pesenti Francesco, 1793–1797.

Professor in Ascona, erhält nach dem Tode Marianis das Rektorat, wird 1797 Rektor in Gorla, 1804 Pfarrer, † 1834.

Milani Daniele, 1797–1798.

Vorher Professor der Rhetorik in Ascona, hatte zur Zeit, da die Franzosen die « Freiheit » nach Italien und der Schweiz brachten, viel zu leiden von Behörden und von den « Patrioten » in Ascona. In Übereinstimmung mit der Kongregation und mit Genehmigung des Erzbischofs gab er deshalb das Kollegium auf. Er kam 1799 als Rektor nach Arona, mußte aber das Seminar, welches von den Franzosen besetzt war, zeitweise verlassen. Als die Kleriker im Seminar von Monza 1803, angesteckt vom falschen Freiheitsschwindel, dem bisherigen Rektor den Gehorsam versagten, mußte Milani die Leitung übernehmen und stellte durch seine taktvolle Haltung und seine mit Ernst gepaarte Milde die Ordnung wieder her. Der Erzbischof berief ihn dann als Vizerektor ans Große Seminar. Doch folgte er seiner Neigung und trat ins Missionsseminar der Oblaten von Rho über, das aber 1810 von Napoleon aufgehoben wurde. Nach dessen Sturz nahm er 1814 mit seinen Mitbrüdern wieder Besitz vom Kolleg und starb 1837 im Rufe eines gelehrten und heiligmäßigen Priesters.

Nicht so gut sind wir über das *Lehrpersonal* des Kollegs unterrichtet, nur gelegentlich finden wir einige Namen erwähnt, so einen Otto Visconti, Giambattista Volpi und Carlo Martinelli, um 1720. Die spätern Rektoren Doria, Lepori, Medoni, Curioni, Pesenti und Franchetti waren früher Klassenlehrer am Kolleg gewesen. Besonders tüchtige Lehrer waren Mariani und Milani, die in den letzten Zeiten das Rektorat bekleideten; der frühere Rhetorikprofessor Locatelli wurde 1778 Generalpropst des ganzen Oblatenvereins. Die letzten Oblaten, welche nach Aufhebung oder Nationalisierung des Kollegs mit dem Rektor Milani Ascona verließen, waren Branca Giuseppe, Lehrer der Rhetorik und Humanität, Borrani Luigi, Lehrer der obern Grammatik, Lavelli Luigi, Lehrer der untern Grammatik und geistlicher Direktor, nebst zwei weltlichen Lehrern der höhern Elementarschule. [1]

Mit Ernst hatten die Protektoren-Administratoren und die Rektoren bis in die letzten Zeiten eine *gute Disziplin* zu handhaben gesucht. In der Fastnachtzeit waren wenigstens seit Mitte des XVIII. Jahrhunderts Aufführungen von Lustspielen mit Maskentragen und Reigen gebräuchlich, aber alles ohne Lärm; auch Tarockspiel wurde an Festtagen gestattet, und die Rektoren Giani und Pesenti schrieben ausdrücklich, sie wollten hierin nichts ändern, und die Ordnung im Rahmen der bisherigen Disziplin aufrecht erhalten. [2] Um 1790 herum

[1] Bundesarchiv, Erziehungswesen, Kt. Lugano, Nr. 1450, fol. 55.

[2] Arch. S. Sepolcro, *Zibaldoni*. Ob das gegen Rektor Pocobelli, 1690 ff., gerügte Kartenspielen und die Vogeljagd nur von Externen oder auch von Internen betrieben wurde, läßt sich nicht mehr entscheiden (s. Coll. A 10).

hatten die josephinischen Reformen im nahen mailändischen Gebiet manches Alte gestürzt und Neuerungen eingeführt und so mußte man notgedrungen auch einige Änderungen treffen. Aber der Erzbischof Philipp Visconti (1784–1801) war solchen Neuerungen nicht hold ; er wollte im Gegenteil die alte Strenge einführen. So untersagte er im Einvernehmen mit der Kongregation alle komischen Vorstellungen und Possen (burlette) ; ebenso wurden « kostbare Luxusgetränke, wie Schokolade, sowie Kaffee und Milch beim Frühstück » für Lehrer und Schüler verboten. Auch Besuche in Privathäusern, Reisen während des Schuljahres, Teilnahme an auswärtigen Festen und Vorträgen, waren nicht erlaubt ohne ausdrückliche Bewilligung des Erzbischofs oder des Generalpropstes. Für die Schüler wurde genaue Einhaltung der Schulordnung und Fleiß im Studium eingeschärft, Ausgehen mit Verwandten eingeschränkt, das Tragen von Messern und Waffen verboten usw., « um alle weltlichen Unsitten zu verbannen und den christlichen Charakter der Erziehung zu wahren ». Auch der heute noch bisweilen vorkommende Unfug, erst nach Beginn des Schuljahres einzutreffen, wurde verpönt und sollte aufhören. [1]

Trotz dieser Strenge hatte die Schule guten Ruf und *zahlreichen Zuspruch*. Sie wurde 1794 von 72, 1798 von 70 Studenten besucht. [2] Sie entsprach durchaus den wissenschaftlichen und pädagogischen Anforderungen und stand, wie heute noch die Oblatenschulen im Erzbistum Mailand, in hohem Ansehen. Wurden auch nicht so viele Fächer gelehrt wie heute, so ging man umsomehr in die Tiefe. Vor allem wurde die Kenntnis der lateinischen Sprache in Wort und Schrift gepflegt und darin geläufiger schriftlicher Ausdruck wie flüssige Konversation erreicht. Die Klassiker wurden gelesen und erklärt und durch sie Literaturkunde, Redekunst und Fertigkeit im poetischen Ausdruck beigebracht. Auch die griechische und italienische Sprache wurde nicht vernachlässigt und mit dem Sprachenstudium auch die notwendigsten geographischen und geschichtlichen Kenntnisse vermittelt. [3]

[1] Arch. Coll. D 1, 2, 5, Jahr 1790, 1794 und 1796. Am Karlstag (4. Nov.) oder wenigstens an Martini (!) müßten alle Schüler im Kolleg sein, um dann (am 12. Nov.) mit den Lektionen beginnen zu können (Bundesarch., Nr .1450, fol. 18). [2] Arch. Coll. D 4. Bundesarch., fol. 20.

[3] Nicht mehr in den Bereich des alten Gymnasiums gehörte Mathematik und Naturlehre, die dem Lyceum zugewiesen waren. Und wenn der Lehrplan auch nicht die vielen Zweige umfaßte wie heutzutage, z. B. in Algebra und Geometrie, so leistete man doch Beträchtliches, z. B. den Computus, die Zeitrechnung, die mancher heutige Maturand nicht bewältigen würde.

Auf den « patriotischen » Antrag einiger Asconesen an den helvetischen Großen Rat in Aarau, 1798, das Seminar in ein Nationalkolleg umzuwandeln und die ungerechten Statuten Friedrich Borromeos durch republikanische Vorschriften zu ersetzen, machte deshalb der gebildete Senator Caglioni mit Recht aufmerksam, wie die Oblaten sich nur der Erziehung der Jugend widmen und von aller Politik fernhalten ; ihnen die Leitung des Kollegs entziehen, wäre sein Ruin. Auch der Erzbischof konnte ihnen das allerbeste Zeugnis ausstellen. Der Kantonsstatthalter Buonvicini berichtete, dies wertvolle (précieux) Institut habe immer einen guten Ruf genossen, das beste wäre, die Oblaten beizubehalten. [1]

Das *Direktorium* beschloß trotzdem, « infolge der schweren Anklagen », gegen die Oblaten vorzugehen ; doch zuerst solle man das Eigentum des Kollegs sichern. Der Erzbischof erhielt « in Anbetracht, daß die Organisation des Kollegs verfehlt (fautive) sei », am 27. Oktober 1798 die Aufforderung, die Verwaltung desselben den helvetischen Behörden zu übergeben. [2] Bereits am 4. September hatte der Erzbischof den Bürger Prefetto (Statthalter) des Kantons Lugano, sowie den Minister der Künste und Wissenschaften, Stapfer, aufmerksam gemacht, daß seit der Proklamation der römischen Republik durch die Franzosen, 1796, alle Zahlungen der Staatsrenten für die monti di pietà eingestellt worden seien, daß deswegen der ökonomische Stand des Kollegs sehr prekär geworden sei, besonders da auch infolge der Maßnahmen der Nachbarstaaten die zahlenden Pensionäre fast ganz ausbleiben. Somit sehe er keinen Weg, die nötigen Mittel zu beschaffen. Höchstens könnte dies durch Verkauf der Wertgegenstände des Kollegs ermöglicht werden. [3] Die beste Widerlegung des Vorwurfs der Minderwertigkeit der Oblaten liegt darin, daß der Minister im Einvernehmen mit der Regierung selber mit den Oblaten in Verbindung trat, und sie am 9. November 1798 ersuchte, das Lehramt in Ascona beizubehalten, obwohl das Gesetz fremden Ordensleuten den Aufenthalt in der Schweiz verbiete, wenn sie nur den Ordensverband verlassen wollten ; und noch am 21. November meinte er, sie sollten doch keine Schwierigkeit finden,

[1] Arch. Coll. 11. Sept. 1798, D 11 ; Bundesarchiv a. a. O. fol. 53, 54, 55, 120.

[2] Bundesarchiv a. a. O. fol. 22, 24, 60.

[3] Arch. Coll. D 9. Bundesarch., a. a. O., fol. 23. Dies ließ sich das Direktorium nicht zweimal sagen und befahl bereits am 25. Okt. den Verkauf des Silberzeugs, das statt der erhofften 10,000 L. Locarner W. nur 5400 L. abwarf. (Ebenda, fol. 57, 127, 170.)

der Kongregation zu entsagen, um so instand gesetzt zu werden, das Kolleg weiter zu führen. [1]

Doch sie waren nicht mehr zum Bleiben zu bewegen ; sie gaben mit Genehmigung des Erzbischofs das Kolleg auf, schüttelten den Staub von den Füßen und betrachteten den Wegzug als Erlösung. [2]

« Seit dem Wegzug der Oblaten war es mit der Blüte des Kollegs vorbei », lautete die spätere Klage eines Asconesen. Der Erzbischof selbst konnte ihrem Charakter, ihrer Befähigung und ihren Leistungen seine vollste Befriedigung aussprechen. Gutgesinnte bedauerten ihren Weggang ; besonders als das Kolleg lange Zeit auf keinen grünen Zweig kam, wurde man allmählich den *Verdiensten* der Oblaten gerecht. La più che onorevole Congregazione dei RR. Obblati, heißt es in einem spätern amtlichen Aktenstück. So werden wir, alles in allem genommen, ihnen das Lob nicht versagen können, daß sie « zur Ehre Gottes, zur Zufriedenheit der hohen Administratoren und zur Erbauung und geistigen Hebung aller derer, die das Glück hatten, unter ihrer Leitung zu studieren », an dieser weihevollen Stätte gewirkt haben. [3]

Aber die zahlreichen *Beschwerden* und *Klagen* gegen die Oblaten ? « Daß sie nur Ruinen aufhäufen, zum allergrößten Schaden Asconas wirken, dessen Bewohner verachten und bedrücken, Streit und Uneinigkeit stiften, das Stiftungsvermögen schlecht verwalten, verschleudern und unterschlagen, daß überhaupt mit ihrer Ankunft die trübste Unglückszeit über das Kolleg und Ascona gekommen. » [4]

[1] Arch. Cant., « Bericht und Aktensammlung von Staatsrat Orelli Rusconi », 1852. Bundesarchiv, Nr. 1450, fol. 66, 91, 99, 114. Die Oblaten waren und sind keine Ordenskongregation, sondern ein Weltpriesterverein.

[2] Arch. S. Sepolcro, Biografie. Carte *Borrani*. Ein Echo dieser Stimmung findet sich in einem Brief an Propst Caglioni, der die Aufhebung des Kollegiums in Rho berichtet und meint, wenn dieses Los auch Ascona träfe, hätte man doch den Trost, der ewigen Verdrießlichkeiten los zu werden (Arch. Vic., 12. Okt. 1798). Auch früher schon war den Oblaten und vor ihnen den Dominikanern der Aufenthalt in Ascona wenig angenehm (« Apol. », p. 83, 116).

[3] Arch. Coll. B 2 ; G 1 ; L 7 ; Bundesarchiv a. a. O. fol. 70.

[4] Eingaben ans Direktorium besagen : Die fortwährende Blüte des Kollegs ließ mehrere Hunderttausende in die Kasse der Kongregation fließen, von denen Ascona nie einen Heller erhielt. Mit den Erträgnissen des Kollegs haben sie die Seminare von Mailand bereichert. Arch. cant., 16. Febr. 1832. Man möge das Kolleg nicht mehr unter dem verdächtigen Regiment der Fremden lassen, man wolle das unwürdige Joch abschütteln. Dann werde wahre brüderliche Einigkeit der Herzen erblühen, wenn man die Fremden verjage, die schon seit zwei Jahrhunderten die Herrschaft und die Überschüsse des Kollegs usurpiert haben usw. (Bundesarchiv, Nr. 1450, fol. 58 und 120.)

Vorerst sei bemerkt: Alle Anklagen und Anschuldigungen waren allgemeiner Natur ohne Anführung triftiger Beweise und bestimmter Tatsachen, sie waren Produkte der Parteisucht, der Habsucht und Ehrsucht demagogischer Tonangeber, die das leicht erregbare Volk nur zu oft durch falsche Vorspiegelungen täuschten. Der Kantonsstatthalter und die Verwaltungskammer berichteten 1798 an den Minister, eine Partei in Ascona habe stets gesucht, über das Kolleg zu verfügen, sich dessen Fonde anzueignen, ohne sich im übrigen um dessen Wohl zu bekümmern. Was man Verachtung und Bedrückung der Asconesen nannte, war einfach pflichtmäßige Wahrung der Rechte des Kollegs und des Administrators. Einem einzigen Rektor wird eine unnütze Ausgabe vorgeworfen, und dies nicht von den Behörden oder Deputaten Asconas, sondern von den Obern in Mailand. Daß maßlose und sinnlose Anforderungen bisweilen eine temperamentvolle Abweisung erfuhren, wird wohl sein. Der Kardinal warf selbst 1772 einigen Oblaten ihre Ehr- und Habsucht vor, ein Beweis, daß man vorkommende menschliche Fehler und Mißbräuche, die auch in die besten Institute einschleichen können, zu bessern trachtete.[1]

Warum von den *römischen Fonden* und Einkünften *keine Rechnung* erstattet wurde? Wie der Erzbischof mehrfach betonte, lag deren Verwaltung nicht in den Händen der Oblaten, sondern war einer besondern Kommission, der erzbischöflichen Kongregation in Mailand anvertraut. Nach unsern heutigen Anschauungen hätte man gerade durch diese Rechnungsablegung den fabelhaften Vorstellungen von den ungeheuren Reichtümern der Stiftung entgegentreten sollen, wie dies der Verfasser der Apologia dem Syndikat gegenüber im Vertrauen tat. Aber öffentliche Rechnungslegung war damals weder bei kirchlichen noch bei staatlichen Behörden üblich. Außerdem mochte die Erwägung ausschlaggebend sein, daß die guten Patrizier keinen Begriff von der Anforderungen eines Schulbetriebs hatten. Für die Bestreitung der Kosten zur Erhaltung des Baues, zur Beschaffung von Lebensmitteln und Schulbedürfnissen, sowie für die bescheidenen Gehalte der Lehrer und Angestellten genügten eben die Pensionsgelder der Konviktoren nicht (Monatspension 30 Lire Mail. = 21 Fr. 60). Den Hetzern aber wäre es ein Leichtes gewesen, den Leuten vorzuspiegeln, diese Gelder müssen sämtlich an die Alumnen verteilt werden und die Verwendung der nötigen Summen für genannte Schulzwecke sei

[1] Arch. S. Sepolcro, «Acta Congreg.»

ein widerrechtlicher Raub an ihren Söhnen. Glücklicherweise aber sind wir im Besitz zweier zuverlässiger *Ausweise* über die *römischen Einkünfte*. Der Propst Mazza übergab am 7. Juli 1779 dem Syndikat eine Liste der damaligen Einkünfte in Rom. Darnach betrug der Ertrag von 10 unkündbar, bei den Monti di Pietà angelegten Kapitalien und von zwei Hausmieten, nach Abzug der Auslagen von 1771–1776, im Jahresdurchschnitt 409 Scudi und 20 Soldi (= etwa 2198 Franken). [1]

Der Erzbischof Visconti übergab am 11. September 1799 dem Minister für Künste und Wissenschaften ein Verzeichnis der Fonds in Rom, um die Ansprüche auf diplomatischem Wege geltend zu machen. Darnach haben Kapitalanlagen in den Monti Pietro primo, secondo, quarto, quinto, sesto, settimo, ottavo, nono und zwei Kapitalien des Monte Bentivoglio einen Grundwert von 19,556 Scudi und tragen an Zins 509 Scudi 88 Soldi. Die zwei Häuser ergaben in 9 Jahren an Miet-Zins 3026 Scudi ; im Durchschnitt also 336 Scudi 23. Die jährlichen Bruttoeinnahmen beliefen sich somit auf rund 846 Scudi, wovon die durchschnittlichen Jahresausgaben von 191 Scudi in Abzug kamen. Mithin beträgt das jährliche Reinerträgnis 655 Scudi. — Die effektiven Erträgnisse, d. h. die Sendungen des römischen Agenten Barigioni an die Kongregationskasse in Mailand betrugen in 9 Jahren (1796 nur die Hälfte) Lire mil. 37,339. 10, was im Durchschnitt Lire mil. 4148. 16 oder 2987 Fr. 13 ergibt. [2] Daraus ersieht man, wie nach Auszahlung des Betreffnisses für 12 Freiplätze oder Stipendien für das Kolleg nur noch wenig übrig blieb.

Unedel und gemein ist deshalb die Zumutung des Kantonsstatthalters Buonvicini, an den gewesenen Rektor Milani : er habe unbezahlte Rechnungen für Lebensmittel im Betrag von etwa 1000 Lire zu begleichen, weil er ja auch die Pensionsgelder der Konviktoren eingezogen hätte, obwohl er bekennen mußte, daß der Rektor an Vorräten (Wein, Früchte, Heu) einen Wert von ungefähr gleicher Höhe hinterlassen habe. Der Minister wollte die Summe sogar durch den Gesandten bei der Cisalpinischen Republik Haller eintreiben lassen und dachte sogar daran, für diesen Betrag sich an die Gefälle der

[1] Bundesarchiv, 1450, fol. 129. Die Richtigkeit bezeugen zwei Römer.

[2] Arch. Coll. D 10 ; Bundesarchiv, a. a. O . fol. 131. — Warum die Einkünfte 1771–76 nur 409 Scudi betrugen, wissen wir nicht ; vielleicht standen in diesen Jahren die Häuser leer und erforderten Umbauten, von denen « Apol. », p. 143 s. berichtet.

bischöflichen Güter von Mailand und Como zu halten. Der weitere Verlauf ist unbekannt. [1]

Die auch später wiederholte und 1832 und 1852 offiziell aufgestellte Behauptung [2], die Oblaten hätten früher das Kolleg ausgebeutet und später, als die Einkünfte nicht mehr flossen, sich schmählich geheim davon gemacht, entpuppt sich als Verleumdung. [3] Ein Kenner der Tessiner Geschichte bezeugt: Die Oblaten haben schwere Opfer für das Kolleg gebracht und ernteten dafür schwärzesten Undank — der Welt Lohn. Die Geschichte ist ihnen diese Rechtfertigung schuldig.

[1] Bundesarchiv, 1450, fol. 66, 118, 136, 145 f.

[2] « Storia del Collegio in Atti comunali », Nr. 2 (großenteils Auszug aus « Lettera di ragg. »).

[3] Auch dies ist unrichtig; sie hinterließen ein vollständiges Inventar, das der Erzbischof und die Behörden zur Hand hatten (Bundesarchiv, a. a. O., fol. 24; Arch. cant. 15, März 1852).

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828-1838).

Nach Briefen des Bischofs Jos. Anton Salzmann, des Schultheißen Jos. Karl Amrhyn und anderer.

Von Hans DOMMANN.

(Fortsetzung und Schluss.)

Wie in dieser Angelegenheit, suchte der Bistumsvorsteher auch bei der *Erneuerung des alten Musegger Ablasses* der Luzerner Regierung zu willfahren. Doch diese stieß auf den Widerstand des Papstes, der nicht durch kirchliche Gnadenerweisungen gewissermaßen über das hinweggehen wollte, was die Stellvertreter des Volks in der Verteidigung der Badener Artikel und mit dem Dekret gegen die geistliche Gerichtsbarkeit des Nuntius gefehlt hatten.[1] Der Bischof erteilte dann von sich aus für 1837 einen Ablaß.

[1] Kardinal-Staatssekretär Ant. Lambruschini an Bischof Salzmann, 21. Mai 1836 (Kopie im F.-A. A.): « ... Res porro, de qua agebatur, erat ejusmodi, ut meis ceteroquin a Te expetitis commendationibus non indigeret: quippe Sanctitas Sua ad beneficia per Se maxime prona ea soleat libentius impertiri cum ad spiritualem fidelium salutem referantur. At non potuit eidem non mirum videri, quod postulatio illius Gubernii nomine fieret, unde graviores in dies injurias Apostolica Sedes longo jam tempore patitur. Quo, ut cetera praetermittam, satis innotescunt tum ex evulgatione et illustratione articulorum conventus Badensis data Lucerna, die 14. Augusti 1835, tum ex novissimis decretis, latis die 11. Martii proximi, ad promovendam executionem eorum, quae in ipso conventu Badensi atque etiam Lucernensi proposita fuerant et ad rejiciendam Apostolici Nuntii ecclesiasticam jurisdictionem. Ex his namque nemo non videt, quanta oritura esset offensio bonorum omnium, si supremus Ecclesiae Pastor ejus Gubernii precibus annueret, qui sanctissimam ipsius auctoritatem et jura omnino despiciat. Hac sane de causa tuum erit ... pro viribus curare ut illata Apostolicae Sedi per Lucernense Gubernium reparentur atque inde tollantur impedimenta, quae oblatae illius nomine petitionis effectui adversantur. ... » — Amrhyn sah in dieser Haltung einen ungerechten Entzug von Gnadenmitteln für das Volk, einen Mißbrauch der Schlüsselgewalt. Nur eine Mehrheit der Regierung habe die Erneuerung des Ablasses nachsuchen wollen, und ein großer Teil der Luzerner Landgeistlichkeit sei seit vielen Jahren dem Musegger Umgang abhold [?]. — An den Bischof,

Seit der erfolglosen Vermittlungsaktion der Diözesanstände waren die *Anstände des Bischofs mit dem Kanton Aargau* noch nicht beseitigt. Am 3. März 1836 sprach sich der Papst in einem Breve an den Bischof über einzelne Punkte der Unterhandlungen mit den Bistumskommissären aus.[1] Im Juni 1836 suchte dann der katholische Vorort durch eine geheime Gesandtschaft die Regierung des Aargaus für die vom Bischof gewünschte Begnadigung der gemaßregelten Priester zu gewinnen.[2] Und nach der Verwerfung der Badener Artikel durch den Berner Großen Rat nahm der Tagsatzungsgesandte Amrhyn die Vermittlungsaktion zwischen Bischof und Aargau wieder auf. Der Bischof zeigte große Bereitwilligkeit, und auch die Aargauer Regierung schien einlenken zu wollen.[3] — Doch Ende 1836 tat ein Gesetzesvorschlag

22. Juni 1836. — *Hurter*, S. 460; « Schweiz. Kirchenztg. » 1837, Nr. 9, 10 (« Was der Heilige Vater glaubte verweigern zu müssen, hat also der hochw. Bischof, so viel in seinen Kräften lag, *hintennach* bewilligt »). Der bischöfliche Ablaßbrief vom 12. März 1837 in Nr. 12, 14 und im « Eidgenosse », Nr. 22, 25; « Waldstätterbote », Nr. 23 : « Wir möchten hier die Frage aufwerfen, ob sich der hochw. Bischof nicht ... den Anschein gebe, als ob er sich auf die schismatische Seite der Regierung gewendet habe. » Vergl. auch Nr. 25. — « Allg. Kirchenzeitung » 1837, Nr. 11, 12 (mit dem Ablaßbrief und Kommentar).

[1] Das Breve nannte die Zugeständnisse des Bischofs und bemerkte dann bezüglich der schriftlichen Zusammenfassung vom 30. Oktober 1835 : « ... At cum in epistola, quam die 30. praeteriti mensis Octobris ad ... viros per Lucernense Consilium delectos misisti, quaeque ab illis edita est, promptum Te paratumque exhibeas ad conventionem meundam cum iis, qui in pagis intra Tuae dioceseos fines existentibus civiles res administrant, quo scilicet dissidiis inter laicam et ecclesiasticam potestatem omnis in posterum via praecludatur : hinc supervacaneum non erit, mentem Nostram circa istiusmodi negotium Tibi declarare. Notum itaque Frat^ti Tuae sit, illud probari per Nos nullo modo posse, quod de Parochis ad nutum Episcopi deinceps instituendis a Te propositum fertur. Ea namque Consilii ratio, ut alia certe non levia incommoda, quibus subjacet, omittamus, universali disciplinae sacrorumque Canonum sensui adversatur, atque insuper in dedecus et detrimentum officii parochis injuncti apertissime vergit. ... » Bezüglich der gemischten Ehen erklärte das Breve, daß sie nur mit Genehmigung des Apostolischen Stuhles und nach dessen Bedingungen geschlossen werden können. (Kopie im Briefe des Bischofs an Amrhyn, 11. April 1836.)

[2] Amrhyn an den Bischof, 23. Juni 1836.

[3] Amrhyn an Schwytzer, 26. Juli 1836. « Der Bischof bewies eine edle Bereitwilligkeit, und das Ganze hängt von einer schicklichen Redaktionsfassung ab. ... Man scheint die Notwendigkeit eines gewissen Einlenkens zu fühlen. ... » — Der Bischof an Amrhyn, 27. Juli : « Nach Hochdero Abreise von Solothurn habe ich reiflichst überdacht, wie von mir in meiner Lage das Schreiben an den Hohen Großen Rat in Aarau [wegen der Begnadigung] entworfen werden könnte. ... » Beilage : Entwurf zu diesem Schreiben im St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12. — Vgl. auch die « Schreiben eines [liberalen] Aargauer Geistlichen an seinen geistlichen Freund in Luzern » in der « Allg. Kirchenzeitung » 1836, Nr. 42 ff. —

wegen Einziehung aller Kollaturen durch den Staat einen neuen Eingriff in die kirchlichen Rechte. Der Bischof schrieb deswegen am 5. Dezember an Amrhyn: «O möchte doch der h. Großrat diesen Vorschlag, der alles Kollaturrecht umstürzt und keine andere Folge als neue Verwirrung, Reibungen und Elend nach sich ziehen kann, verwerfen! Wie kann Friede aus solchen Schritten erwachsen? ... Schwarze Ahndungen umschweben mich. Wer sein Haus — schreibt Sirachs Sohn im 21. Kapitel, 9. Verse — mit fremdem Gute bauet, der sammelt Steine zu seinem Grab.» Am 17. Dezember schrieb der Kardinal-Staatssekretär deswegen an den Bischof; er bezeichnete ein solches Gesetz als einen Angriff auf die Rechte der Kirche und forderte den Bistumsvorsteher auf, alle Mittel dagegen anzuwenden und nur von den rechtmäßigen Patronen präsentierte Pfarrer einzusetzen.[1] Mehrere katholische Gemeinden wandten sich mit einer Petition an den Großen Rat, und die Stifte Luzern und Beromünster protestierten gegen das Gesetz. Diese Einsprachen bewirkten, daß der Vorschlag vom Großen Rate am 29. März 1838 wieder an den Kleinen Rat zurückgewiesen wurde und nicht Gesetzeskraft erhielt. — Auch in der Erteilung von Ehedispensen setzte sich die Aargauer Regierung — wie übrigens auch die von St. Gallen und Solothurn — in Vollziehung der Badener und Luzerner Beschlüsse über die kirchlichen Vorschriften hinweg. Bischof Salzmann, der den Forderungen des Staates auch hier sehr weit entgegenkam, wurde deswegen vom Heiligen Stuhl wiederholt zur Rechenschaft gezogen und mußte am 12. Juni 1837 und am 26. Juli 1838 einen scharfen päpstlichen Verweis und den Vorwurf entgegennehmen, daß er sich in verschiedenen Angelegenheiten gegen die weltlichen Vorgesetzten schwach zeige.[2] Salzmann schickte das Breve von 1838 dem Altschultheißen Amrhyn und bemerkte dazu:

Ende 1839 erneuerte der Bischof mit der Gemeinde Bremgarten das Gesuch, der Große Rat möchte die Entsetzungssentenz des Obergerichts aufheben. Doch der Große Rat erklärte nur, daß Dosenbach wieder wählbar sei. Am 24. Dezember 1839 bat dann Dosenbach freiwillig — aus Rücksicht auf seine Pfarrgemeinde — um Entlassung von seiner Pfarrstelle. Die Neuwahl in Bremgarten nahm er nicht an. — *Hurter*, S. 634 f.; «Schweiz. Kirchenzeitung» 1840, Nr. 1.

[1] Kopie im F.-A. A. — *Hurter*, S. 307 ff. — Wortlaut des Gesetzesvorschlags und grundsätzliche Bemerkungen dazu in der «Schweiz. Kirchenzeitung» 1836, Nr. 50 ff.; Petition der Gemeinden, Nr. 20, 1837; Großratsverhandlungen, 1838, Nr. 15, 16.

[2] Siehe das Breve vom 26. Juli 1838 im Anhang (3). — St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12; Kopie von Amrhyns Hand; dazu ein kurzes Begleitschreiben des Nuntius vom 28. Sept. 1838.

« Schon im vergangenen Jahre erhielt ich einen Apostolischen Verweis wegen erteilten Dispensen. Ich wollte darauf antworten und mich rechtfertigen. Weil aber das Breve keine Verantwortung forderte, sondern ohne solche absprach und ich nicht leicht antworten konnte, ohne die Apostolische Behörde durch meine Entschuldigungsgründe etwas zu beleidigen, auch besorgen mußte, das eine oder andere Wort meiner Antwort möchte zu neuen Verwicklungen führen, hielt ich es für besser, zu schweigen und zu leiden. Nun habe ich ... ein neues Breve erhalten, das mein ganzes Sündenregister enthält. ... »[1] Die Stellung des Bischofs war damit sehr kritisch geworden, und es ist begreiflich, daß jetzt — nach zehn Jahren der Amtstätigkeit und bei zunehmenden Altersgebrechen — seine Demissionsabsicht immer bestimmter wurde. Er schrieb deshalb Ende 1838 an Amrhyn: « ... Meine Grundsätze, die keiner der beiden Parteien huldigen, kann ich unmöglich verleugnen. Es nahet der Zeitpunkt, wo ein Bischof der nicht Partei ergriffen hat, keinen Stand findet. Alles bestimmt mich, meine Stelle zu resignieren. Nur die Art und Weise, wie solches geschehen kann und soll, macht mir Nachdenken. ... »[2] Doch auch diesmal gelang es dem Vertrauten wieder, den Amtsmüden zum Bleiben zu bewegen.

Die *innere Organisation der neuen Diözese Basel* wurde indessen durch die kirchenpolitischen Verwicklungen gehindert. Erst die letzten dreißiger Jahre brachten ernstliche Verhandlungen über die Synodalverfassung und die Statuten des Domkapitels. — Schon am 21. Mai 1833 hatte das Kapitel Mellingen unter Dekan Groth die Anregung für eine Diözesansynode gegeben; Ende 1833 ersuchten die Kapitel Frick und Sißgau den Bischof darum. Dieser erklärte grundsätzlich seine freudige Bereitwilligkeit; doch seien vorher noch « viele und große Vorarbeiten in der noch nicht ganz organisierten Diözese not-

[1] 3. Okt. 1838. Amrhyn antwortete am 4. Oktober in gewohnter Weise mit scharfen Anklagen gegen den Papst: « ... Kann dieses Unerhörte ... geschehen, so verwundere ich mich nimmer, daß Rom und durch sein Benehmen die Kirche so viele Feinde hat, da Rom selbst das Gesetz der Liebe, das Gesetz der Gerechtigkeit so freventlich mit Füßen tritt; ich verwundere mich ... noch weniger nun über die Sprache noch, in welcher dieser Klageakt abgefaßt ist. Es ist die Sprache des Groß-Sultans nicht an einen seiner Paschas, sondern es ist die Sprache desselben an den gemeinsten Muselman, den er als einen unbedingten Untergebenen behandelt. ... »

[2] 28. Dez. 1838. — Die « Schweiz. Kirchenztg. » 1839, Nr. 7, brachte die Meldung, daß der Bischof den Papst um die Entlassung ersucht habe.

wendig » und müssen mehrere Hindernisse weggeräumt werden.[1] Die Konferenzen der Diözesanstände in Baden und Luzern forderten ebenfalls die Abhaltung von Synoden und verlangten vom Bischof eine *Synodalverfassung*, die ihnen zur Einsicht und Genehmigung vorzulegen sei. Am 30. Juni 1836 schrieb deswegen der Kleine Rat von Luzern an Salzmann: « ... Infolge dieses Auftrages gelangen wir nun an I. b. Gn. mit dem förmlichen Ansuchen, den Entwurf einer Synodalverfassung für das Bistum Basel auszuarbeiten und uns denselben zu Handen der Bistumskantone zur Einsicht und Genehmigung zu übersenden. ... Wir sind weit entfernt, das dem Bischof und der Geistlichkeit zustehende Recht, die Verfassung der Synoden zu entwerfen und sich somit zu konstituieren, verkümmern und uns in Dinge einmischen zu wollen, die uns nicht zustehen. Dagegen können wir uns aber auch nicht des Rechts der Oberaufsicht entäußern, welches dem Staate über das Wirken kirchlicher Anstalten — des Friedens und der Einheit wegen ... — zukommen muß. Von diesem Rechte allein machen wir Gebrauch, wenn wir die Einsicht und Genehmigung der Synodalverfassung uns vorbehalten. ... » Der Bischof antwortete: « ... Ich glaube, Hochdenselben die Zusicherung geben zu sollen, daß meine Person einenteils die Verpflichtung zu Diözesansynoden, die vom allgemeinen Kirchenrat zu Trient vorgeschrieben und von Seiner päpstlichen Heiligkeit Benedikt XIV. ganz besonders eingeschärft worden sind, vollkommen einsieht und ihr nachzuleben wünschet, andernteils die lebendige Überzeugung heget, wie heilsam in allem vollkommne Harmonie zwischen Kirche und Staat und gemeinschaftliches Zusammenwirken des Priestertums und der hohen Säkularbehörden sei, damit das beiderseitige Beste erzielet werde. — Der Entwurf einer Synodalverfassung ist ungeachtet dessen, was das Pontifikat und bischöfliche Ceremonial zur allgemeinen Nachachtung an die Hand gibt, immer noch ein schweres und großes Werk. Zufolge meiner amtlichen Schuldigkeit aber werde ich zur Entwerfung dieses notwendigen Regulativs die erforderliche Anstalt treffen, in der zuversichtlichen Hoffnung, der Allerhöchste gebe seinen Segen dazu. »[2] Doch

[1] 12. Dez. 1833. *Hurter*, S. 335; « Schweiz. Kirchenzeitung » 1834, Nr. 5, 8. — Auch die Vereinigung liberaler Geistlichen, die am 9. Mai 1833 im Bade Schinznach zustande kam, hatte sich zum Ziele gesetzt, « ... die Presbyterialrechte zu schützen und zu bewahren, Kapitel und Synoden in Aufnahme zu bringen. ... » Bei dieser Forderung waren national-kirchliche, demokratische Beweggründe maßgebend. — Vgl. auch den Art. in der « Allg. Kirchenzeitung », Nr. 28, 1836: « Fortsetzung der Kirchenreform in der Schweiz. »

[2] 18. Juli 1836.

die nächsten Jahre brachten in dieser Sache keinen Abschluß. Die Aufstellung von *Statuten für das Domkapitel*, die Solothurn mit dem Hinweis auf die Konferenzbeschlüsse von 1830 auf der Luzerner Konferenz neuerdings gefordert hatte, beanspruchte größeres Interesse.

Der Kleine Rat des katholischen Vororts forderte am 17. Oktober 1835 den Bischof und das Domkapitel auf, solche Statuten auszuarbeiten und bis spätestens Ende des Jahres zur Genehmigung vorzulegen. Salzmann antwortete: die Ausarbeitung der Statuten sei lediglich Sache des Domkapitels; der Bischof habe sie nur zu approbieren; sobald das Kapitel den Entwurf fertig habe, werde er ihn den Ständen zur Begutachtung vorlegen und dann definitiv genehmigen. Am 30. November konnte er wirklich den Entwurf des Kapitels den Diözesanregierungen unterbreiten. Doch wies er auf die neue Schwierigkeit hin, die durch die Einsprache des Solothurner Kollegiatstiftes entstanden war und bemerkte weiter: «Was die Episkopalrechte — gegen welche die im Wurfe liegenden Statuten hie und da sich verstoßen — betrifft, wird der Bischof dieselben bei der Sanktion schon verwahren.»[1] Die Aufstellung des Entwurfs war von Intrigen innerhalb des Domkapitels begleitet; besonders der liberale Domdekan Vock, der den Entwurf verfaßte, suchte die staatliche Hilfe für höhere Kompetenzen des Kapitels dem Bischof gegenüber zu gewinnen. Er legte den Entwurf schon am 21. September — bevor die Domkapitularen selbst ihn gesehen — dem Staatsrat Amrhyn vor und bat ihn um seine Meinungsäußerung: Bei der Zusammensetzung des Kapitels halte es schwer, «etwas Vernünftiges durchzusetzen». Seinen «ultramontanischen» Kollegen gegenüber habe er Belege aus dem kanonischen Rechte. Der Bischof müsse «seine Curia aus den residierenden Kapitularen bestellen und den Geschäftsgang ordnen, wodurch allein aller Übereilung in wichtigen Fällen und allem schwankenden Herumtappen vorgebeugt werden» könne. «Er hätte dies» — schrieb der Ankläger seines kirchlichen Obern weiter — «gleich nach dem Amtsantritt tun sollen, wie schon Konkordat und Bulle ihn durch die Worte: Capitulares constituunt *Senatum* Episcopi, verpflichteten. Wäre dies geschehen, so wären ganz sicher die jetzigen Verwickelungen nie in so argem Maße eingetreten. Kollegialische

[1] 30. November 1836, an den Kleinen Rat Luzerns, mit dem Entwurf von Domdekan Vock (5. und 6. Nov.); auch gedruckt (Luzern, A. Petermann). Beigelegt sind auch ein Votum des Domkapitularen Conrad Glutz-Blotzheim und das Schreiben des Solothurner Stifts vom 29. Nov. an den Bischof.

Beratung sichert gegen Untätigkeit, sowie gegen übereiltes Handeln ; Untätigkeit und vorschnelles Dreinfahren aber führen notwendig dahin, wo wir nun stehen. Der Katholische Verein hätte gewiß keinem Konsistorium imponieren können, und der Name und die Würde des Episkopats wäre nicht im Kote der öffentlichen Blätter herumgezogen worden. Dies alles habe ich seit vier Jahren oft und bei verschiedenen Anlässen vorgestellt, aber ohne Erfolg. » Bei dieser Auffassung wünschte Vock, daß Amrhyn die bezügliche Bestimmung aus der Pragmatik der Oberrheinischen Kirchenprovinz aufnehmen lasse.[1] Die Änderungen, die Amrhyn dann anbrachte, wurden vom Domkapitel genehmigt ; damit erlitt der Entwurf — wie Vock in seinem Berichte über die Beratungen sagt — « nicht unbedeutende Veränderungen ». Eine Hauptschwierigkeit bot der schon im Solothurner Propststreit diskutierte Umfang des Begriffs « Domkapitel ». Die Luzerner Domherren Widmer und Meyer von Schauensee machten geltend, auch die sieben Solothurner Ehrendomherren seien wahre Kapitularen und müssen darum zur Beratung der Statuten einberufen werden, während Vock sie als « Anhängsel des Domkapitels » bezeichnete und im Entwurf nicht berücksichtigte. Am 10. November protestierten die Solothurner Domherren dagegen. Das Domkapitel aber schritt über den Protest zur Tagesordnung und gab keine Antwort.

Auch der Bischof war mit der Kompetenzumschreibung für den bischöflichen Senat nicht einverstanden. Vock schrieb Amrhyn deswegen : « Ich muß ... Hochdenselben im Vertrauen mitteilen, daß der Bischof selbst, der es leider gern bei der bisherigen Untätigkeit in der Bistumsverwaltung — wie es scheint — belassen möchte, die Statuten, besonders den Pars II. Sect. II (De Capitulo ut est Senatus Episcopi) eben nicht gern sieht. ... Die Sache muß nun aber einmal so oder anders entschieden und organisiert werden, damit jeder wisse, wozu er da ist, was er zu tun hat und zu verantworten habe. Was bisher bestanden, war keine Bistumsverwaltung, sondern ein far niente, wenn eben auch nicht dolce, ein Dahinsterben und Gehenlassen ohne geistige Regung und Wirksamkeit. ... Der Bischof wird, wie er äußerte, seine Approbation nicht geben, bis die Konferenz sich über die Statuten ausgesprochen habe. Daher ist es gut, wenn die löbliche Diözesankonferenz entscheidend einschreitet und ihre Sanktion den Statuten urkundlich beifügt, worauf der Bischof seine Approbation

[1] St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12.

sicher nicht verweigern wird ; denn kanonisch wird er nichts dagegen einwenden können. »[1] — Bischof Salzmann machte bei der Übersendung des Entwurfs folgende konfidentiellen Gegenbemerkungen für Amrhyn : Er müsse die Aufstellung eines Inspektors über alle theologischen Institute durch den Domsenat, unabhängig vom Bischof, bekämpfen. Die Ordination und Institution der Pfründeinhaber sei seines Erachtens in der Schweiz immer bloß Sache des Bischofs ohne Zuzug des Domkapitels gewesen. Für die Wahl des Bischofs solle das Exhortationsbreve erwähnt werden. Der Propst oder Dekan dürfe dem Kapitel nur dann präsidieren, wenn der Bischof nicht anwesend sei. « Daß alles — mit Hintansetzung des Dompropsten — in die Hände des Domdekans gelegt wird und diese dignitas secunda gleichsam prima dignitas sein will, wird unfehlbar Widerspruch von Seite der Hohen Regierung des Standes Solothurn finden und dürfte auch, weil die Domdechantenwürde lediglich von Rom abhängt, nicht ganz ratsam sein », schrieb er.[2] Domdekan Vock erbat von Amrhyn die Mitteilung dieser Einwendungen und derjenigen der Solothurner Chorherren und wünschte, daß eine neue Domkirche in Solothurn oder anderswo bestimmt werde. « Dann würde dieser Streit und jener wegen des Propstes sein Ende nehmen. »[3] Die Statuten, das bischöfliche Schreiben und der Protest der Solothurner Domherren wurden dann im Luzerner Staatsrat geprüft und Amrhyn als Berichterstatter bezeichnet. Der Bischof schickte diesem am 5. März 1836 die Gegenbemerkungen der Solothurner Domherren und bemerkte wegen des streitigen Begriffes « Domkapitel » : « ... Wie es mir scheint, sollte das Wort Domkapitular, welches der Stein des Anstoßes ist, in den Statuten ganz ausgelassen werden und nur die Namen Domherr und Domsenator vorkommen. Domkapitel nämlich gibt es nur eines, und alle seine Mitglieder sind Domherren ; der Domsenat allein ist nicht das Domkapitel, so wenig als das Solothurner Stift allein Domkapitel ist. ... »

Nach einer fruchtlosen Diözesankonferenz am 23. September 1837, die hauptsächlich über die Errichtung eines Diözesanseminars verhandelt hatte, forderte der Luzerner Staatsrat im Auftrage des Kleinen Rats den Bischof auf, seine Bedenken gegen den Statutenentwurf mit-

[1] 18. Nov. 1835.
[2] 30. Nov. 1835.
[3] An Amrhyn, 14. Dez. 1835.

zuteilen, damit der Staatsrat in seinem Gutachten darauf Rücksicht nehmen könne.[1] Wieder wandte sich der Bischof zuerst vertraulich an Amrhyn und legte ihm seine Meinung dar. Diese umfaßte — mit Wiederholung schon erwähnter Darlegungen — im wesentlichen folgende Einwendungen: «Soll keine Kollision zwischen Kirche und Staat entstehen, so muß auch die Protestationsschrift des solothurnischen Kollegiatstiftes, welche in vielen Stücken das klare Recht für sich hat, gewürdigt werden. ... Ein Hauptirrtum, aus welchem viele Fehler entspringen, liegt in dem Statutenentwurf, daß der Unterschied der Canonicorum residentialium et forensium unrichtig aufgefaßt ist. Ein Domsenator ist was der andere; nur hierdurch unterscheiden sie sich, daß der residentialis residieren *muß*, der forensis aber residieren *kann*, wann er will, aber nicht muß. ... All dieses gibt mir die Überzeugung, die Ansichten der h. Diözesanstände ... werden dem vorgelegten Statutenentwurf keineswegs günstig sein, und folglich könne er von mir nicht sanktioniert werden. ...» Die Anfrage des Staatsrats setzte Salzmann in Verlegenheit, und er wünschte ihr auf schickliche Weise auszuweichen: «Einenteils ehre ich in meiner Stellung den Domsenat viel zu sehr, als daß ich öffentlich vor sieben Kantonsregierungen (vielleicht würde es sogar vor die h. Großen Räte selbst gebracht und hernach ein Gegenstand unverschämter Publizisten) gegen denselben auftreten möchte. Auch finde ich es jetzt noch ganz überflüssig, indem laut Bulle der Bischof sanktionieren oder verwerfen kann und — wenn er den Entwurf sanktioniert — sich dabei immer für sich und seine Nachkommen die Episkopalrechte verwahrend vorbehält. ...»[2]

Im März 1838 schickten Amrhyn dem Bischof und der Staatsrat dem Dekan des Domkapitels die gedruckten Statuten mit den

[1] 6. Nov. 1837. St.-A. L. Fach 9, Fasz. 12. — Die Verhandlungen der Konferenz über das Priesterseminar: Fach 9, Fasz. 33.

[2] 13. Nov. 1837. «Ferner fühle ich die Notwendigkeit, einen Generalvikar der Diözese aufzustellen. Wenn ich nämlich auf Pontifikalreisen bin, finde ich bei meiner Rückkehr alle Geschäfte angehäuft. Meine Gesundheit — da ich alles allein tun muß — hält es nicht länger aus. Ich bin eine ausgearbeitete Maschine; sie taugt wenig mehr ... Wen soll ich nun zum Generalvikar ernennen? ... Stalder ist alt und gebrechlich usw. Conrad Glutz ist Ihnen bekannt. Vock — an sich der Gelehrteste — dienet nicht wegen seiner eigensinnigen Herrschsucht und Unverträglichkeit; keine einzige Seele in hier kann ihn leiden. Tschann wäre der gewandteste und beliebteste, hat aber im Propsteihandel und sonst nicht gut sich benommen, würde jedoch, wenn er Generalvikar wäre, sich klug benehmen. ...»

Beschwerden der Solothurner Domherren zur Meinungsäußerung. Der Domdekan überreichte darauf die von ihm verfaßten, gedruckten «Kirchenrechtlichen Erläuterungen über die Statuten des Domkapitels von Basel» gegenüber dem «Memorandum» der Solothurner Domherren.[1] Das Stift St. Urs und Viktor antwortete mit dem ausführlichen «zweiten Memorandum», das es am 23. Juni 1840 dem Bischof zustellte.[2] Dieser bemerkte dazu in einem Schreiben an Amrhyn: «Aus dem zweiten Memorando der Solothurner Stift werden Hochdieselben evident ersehen, wie unredlich Hr. Domdechant Vock in seinen «Kirchenrechtlichen Erläuterungen» zu Werke ging. ... Sonst hatten die Bischöfe das Recht, ihre geistlichen Räte sich nach Belieben zu wählen; hier fand man es aber gut, den Bischof von Basel zu beschränken. Wäre der Bischof hierin unbeschränkt geblieben, so hätten die h. Diözesanregierungen dadurch gewiß mehr gewonnen als eingebüßt. Wird erst noch der Kongreß des ganzen Landsturms (der Canonicorum forensium) ... befördert, ... dann wehe dem Bischof und den Regierungen! An Verdruß und Hindernissen wird es alsdann nicht fehlen. ... Was der Bischof beim Vockischen Statutenentwurf wäre, sehen Ihro Exc. selbst ein. Meine vom Hrn. Fürstbischof de Neveu im Jahre 1824 als Generalprovikar und Offizial für den Kanton Luzern ausgestellte Wahlakte hatte mir mehr Gewalt eingeräumt als ich nun unter dergleichen Bewandtnissen als Bischof haben würde. Der Bischof wäre Figurant, der die Last des Tages tragen müßte, und der Domdekan der Regent. Noch habe ich über die Statutenangelegenheit nichts an die Apostolische Nuntiatur geschrieben. ... Ich weiß zwar schon aus glaubwürdiger Quelle, daß Hr. Gizzi die Solothurner Chorherren als wahre Domkapitularen betrachtet und Rom ... ihnen das unzweideutige Recht zusprechen würde und müßte. — Der Vockische Statutenentwurf springt gleich im sechsten Abschnitt des ersten Kapitels

[1] Salzmann schrieb am 6. März 1838 an Amrhyn: «... Wird durch die Statuten der Consens Capituli in allen ... wichtigeren Angelegenheiten als notwendig aufgestellt und sogar die Einberufung der Canonicorum forensium als conditio sine qua non vorgeschrieben, dann sind des Bischofs Hände in eiserne Bande geschlagen, und von zehn Anträgen der Hohen Regierungen werden acht zurückgewiesen. Die Statutenangelegenheit ist meines Erachtens schwieriger als manchem vorkommen mag, und im gegenwärtigen Zeitpunkt finde ich sie wenig vorteilhaft für den Staat, sowie für die Kirche. ...» — F.-A. A.

[2] Salzmann schickte das Original am 30. Juni dem Luzerner Kleinen Rat (auch gedruckt: Luzern, bei A. Petermann). — *J. Amiet*, Das St. Ursus-Pfarrstift S. 179 f.

von der Wahrheit ab, und von da geht die Sophisterei bis ans Ende. . . . »[1] Die Angelegenheit zog sich in die vierziger Jahre hinein.[2]

Inzwischen kam der Straußenhandel in Zürich und der Sturz des dortigen radikalen Regiments, vor allem aber der *Sieg der konservativ-demokratischen Volksbewegung* unter der Führung Jos. Leus von Ebersol im Kanton Luzern und als Folge davon eine wesentliche Veränderung der kirchenpolitischen Konstellation. Die Kirchenpolitik der liberalen Regierung, die den Volkswillen fortwährend verletzte, war ein Hauptgrund für ihren Sturz ; die Anträge Leus und die große Volkspetition zeigten es deutlich. Einsichtige Männer liberaler Richtung mahnten umsonst noch im letzten Augenblick zur Aufgabe der Badener Artikel, zum Rücktritt vom Siebnerkonkordat und zur Reorganisation der Theologischen Lehranstalt. So schrieb Dekan Georg Sigrist, der neuernannte Stadtpfarrer, am 16. März 1840 an seinen Protektor Amrhyn : « Ich halte dafür, eine der wichtigsten Angelegenheiten, die die h. Regierung sobald als möglich ins Reine bringen sollte, ist die Reorganisation der Theologischen Anstalt. Auch im Gymnasium ließe sich einiges verbessern, und durch diese zwei Vorkehrungen könnte leicht das Verlangen nach Berufung der Jesuiten wieder erlöschen. . . . Übrigens wäre ungemein gut, wenn der Krebsschaden, den die Badener Artikel veranlaßt haben, auf irgend eine Weise könnte gehoben werden. »[3] Der Aargauer alt-Bürgermeister Joh. Herzog von Effingen richtete an Amrhyn die folgende staatsmännische Mahnung : « Puissancieren läßt sich dermalen mit den Völkern nicht. Will man zu einem leidentlichen Resultat der Revisionsfragen gelangen, so müssen die Regierungen klug genug sein, auf dem Wege der Gesetzgebung den wesentlichen Beschwerdepunkten vorher abzuhelfen, welche Gegenstand des Mißtrauens und Hasses unter dem Volke geworden sind. Will man bei uns die höhern Interesse[n] nicht gegen einige untergeordnete, die ohnehin schon als Totenkörper zu betrachten sind, auf das Spiel setzen, so müssen wir, ohne Grimassen zu machen, sobald als möglich von

[1] 1. Juli 1840.

[2] Bern hatte die Statuten schon am 3. Juni 1839 genehmigt; die neue konservative Regierung Luzerns folgte im September 1842. Der Bischof schickte sie damals zur Genehmigung nach Rom. Vock führte noch am 20. Nov. 1843 beim katholischen Vorort Beschwerde gegen das zweite Memorandum des Stifts, wurde aber abgewiesen. *Siegwart-Müller*, Der Kampt zwischen Recht und Gewalt, S. 178 f. : « Diese kleinliche Statutenzänkerei gab mir von den Würdenträgern des Bistums Basel einen winzigen Begriff. » — « Schweiz. Kirchenztg. » 1839, Nr. 26.

[3] F.-A. A. IV. D. 76.

den Badener Konferenzbeschlüssen und von dem Siebnerkonkordat zurücktreten. In kirchlicher Beziehung können wir es umso gefahrloser tun, als jene Beschlüsse der Staatsgewalt keinerlei Rechte einräumten, die wir nicht schon vorher besessen haben, und für das absolet gewordene und faktisch zerlöcherte Siebnerkonkordat lohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, Röcke zu zerreißen. ... Nach allen den unbesonnenen kirchlichen Stürmereien, die bei uns [im Aargau] seit acht Jahren statthatten, müssen wir den Katholiken Garantien für die Zukunft geben, und wir können es tun, ... wenn uns der ultraradikale Protestantismus (Tanner und Konsorten) mit der beabsichtigten Aufhebung des seit 25 Jahren verfassungsmäßig anerkannten Prinzips der Parität nicht alles verderbt und die Katholiken auf das äußerste Extrem treibt. ... »[1]

Der Bischof, dem freilich die politische Gestaltung im katholischen Vorort wegen der Auswirkung an den Grenzgebieten von Kirche und Staat — besonders nach den Erfahrungen der letzten Jahre — nicht gleichgültig sein konnte, verhielt sich der Volksbewegung gegenüber auch innerlich sehr zurückhaltend, weil er eine Herrschaft politischer Extreme befürchtete und den Charakter und die Stärke der Bewegung kaum vollständig erkannte. So schrieb er in den Tagen, da sich eine Volkspetition im Kanton Luzern mit über 11,000 Unterschriften bedeckte, an seinen Vertrauten, den Leiter des bisherigen Kirchenpolitik: « Innigst muß ich die schweizerischen Wirren bedauern, und wiewohl ich ein wahres Eremitenleben ohne alle Verbindung mit der Außenwelt führe, auch von Politik weniger als der Blinde von der Farbe verstehe, glaube ich mich dennoch nicht zu täuschen, wenn ich im ganzen nur den Einfluß der fremden Mächte, denen die einzig noch in Europa bestehende Republik ein Dorn im Auge sein muß, argwöhne. Totale Verwirrung soll einenteils den Nachbarvölkern einen Ekel und Abscheu gegen das republikanische System beibringen, andernteils die Auflösung unseres Freistaates zeitigen. Hiezu dienen im Innern zwei entgegengesetzte Vereine, ohne nur zu ahnen, daß sie blinde Werkzeuge in fremder Hand sind. Wenn die Jesuiten kommen, so [hat sie] nicht die luzernerische Geistlichkeit, welche anfänglich dieser Sache gewiß ganz fremd war und — weil beinahe ganz aus Söhnen der Landschaft

[1] F.-A. A. IV. D. 29. — *Kas. Pfyffer*, II. 528 ff.; *Feddersen*, S. 326 ff.; *G. J. Baumgartner*, II. 404 ff.; «Schweiz. Kirchenztg.» 1839, Nr. 47; 1840, Nr. 41, 47, 48.

bestehend — der republikanischen Verfassung huldigte, herbeigeführt, sondern die sogenannten Radikalen, welche (sei es aus unersättlicher Habsucht oder zum Teile auch aus mondsüchtigem Herumsegeln in einer geträumten Ideenwelt) aller Wirklichkeit höhnend, sämtliche Schranken des Rechtes und der Billigkeit umzustürzen suchen. Dergleichen Bemühungen führen immer zur Anarchie und durch die Anarchie zur Despotie. Extrema se tangunt. Soll das Vaterland gerettet werden, so muß die Leidenschaftlichkeit beider Extreme verstummen und in die goldene Mittelstraße eingelenkt und ein jeder (einzelne Private, wie ganze Korporationen ; geistliche wie weltliche Korporationen) bei Recht und Eigentum gesichert und beschützt werden. Unglückseligerweise aber verhallet das aussöhnende und besänftigende Wort des unparteiischen Vaterlandesfreunds in der leeren Luft, indessen die unchristlichen Zeitungsblätter *beider* Parteien ungehindert den verheerenden Brand zu immer stärkern Flammen anfachen. O Schweiz, möchte ich warnend ausrufen, gedenke Polens ! Nicht ohne Ursache hat der Bischof vor 14 Monaten seine Demission gewünscht. Doch des Menschen Los liegt in Gottes Hand ; Dominus providebit ! »[1]

Als dann aber das Luzerner Volk am 1. Mai 1841 mit gewaltiger Mehrheit die neue Verfassung angenommen und der konservativ-kirchlich gesinnte Große Rat am 1. Juni die Badener Artikel, das Plazetgesetz von 1834 und das Dekret gegen die geistliche Gerichtsbarkeit des Nuntius aufgehoben und den Austritt aus dem Siebnerkonkordat erklärt hatte, dankte der Bischof der Regierung für die « trostvolle » Nachricht mit den Worten : « Die Freude, daß durch die Religiosität des luzernischen Volkes und seiner h. Behörden die Scheidewand entfernt sei, welche so hemmend und nachteilig auf die zur Wohlfahrt des Landes höchst notwendige Wechselwirkung des Staates und der Kirche eingewirkt hat, muß den Bischof von Basel um so lebhafter ergreifen, als derselbe schon bei deren Entstehen und Einführung in seine Diözese gegen dieselbe, als das kirchliche Leben und Wirken drückend und hemmend, im Gefühle seiner Amtspflicht mit Nachdruck sich verwahren zu müssen glaubte, und er nun bei jetzigem Stand der Dinge erkennt, wie huldvoll sein unterm 22. März abhin an den h. Verfassungsart erlassenes Schreiben aufgenommen wurde. » Er gab die « heilige Versicherung » : « daß von seiten der Kirche in ihrer Handlungsweise jene Richtung im Auge behalten

[1] 12. März 1840.

werde, welche zur gegenseitigen Bewahrung des eigentümlichen Gebietes, sowie zur ungetrübten Wirksamkeit beider Gewalten erforderlich ist, und welche allein vermag, das vertrauensvolle Einverständnis zwischen Kirche und Staat, aus dem der Segen und die Wohlfahrt des Landes erblühet, zu begründen und zu befestigen.»[1]

Der Papst, dem die neue Luzerner Verfassung zur Einsicht vorgelegt wurde, spendete den Segen und anerkannte den Geist des neuen Regierungssystems, wünschte aber, daß auch andere Rückstände kirchenfeindlicher Gesinnung noch beseitigt werden. — Amrhyn aber kritisierte die Verfassung mit leidenschaftlicher Parteilichkeit: «... Abgesehen [davon], daß dieselbe keine Kenntnis von einem wahren Staatsorganism[us] verrät», — schrieb er dem Schultheißen Kopp — «ist das Verfassungsprojekt die Ausgeburt beider politischen Extreme, überdüncht mit religiöser Heuchelei, um das gutmütige Luzernervolk noch weiter zu täuschen, sich dasselbe fortdauernd dienstbar zu erhalten, um es seinerzeit desto sicherer in das hierarchisch faule, aristokratische Joch spannen zu können. ... Überhaupt wird der Kanton Luzern durch die Verfassung den vaterländischen Interessen ganz entfremdet, den reformierten Kantonen zum Gegensacher geschaffen, den paritätischen zum Aufseher gemacht, er selbst aber in elende Abhängigkeit von den sittlich-religiös und physisch, sowie ökonomisch verdorbenen Urkantonen gebracht, denen er zudem zur Milchkuh und schonelosen Ausbeute dienen soll. Begreifen nun E. Exc., warum ich mit den kirchlichen und besonders mit den Diözesanangelegenheiten immer zurückhielt? ...» Die Urkantone haben schon lange von Rom die Zusicherung, daß ein Waldstätterbistum geschaffen, der gegenwärtige Bischof beseitigt und das Fricktal, Solothurn und Bern dem Bistum Freiburg «mit jesuitischer Zutat» unterstellt werden solle: so vermutete Amrhyn.[2]

Während im Kanton Luzern die kirchlich-demokratisch gerichtete Volksbewegung siegte, behauptete sich im *Aargau* der Radikalismus. Zwar war hier der katholische Volksteil, der in seiner religiösen Überzeugung seit Jahren verletzt worden war, nicht minder erregt; aber die Radikalen wußten die protestantische Mehrheit für sich zu gewinnen. Die Petitionen — darunter eine von 105 Geistlichen unter-

[1] 14. Juni 1841. Mitteilung der Regierung vom 9. Juni. St.-A. L. Fach 9, Fasz. 21.

[2] 3. April 1841; Kopie im F.-A. A.

zeichnete, vom Bischof unterstützte — wurden nicht berücksichtigt, und auch ein Schreiben Salzmanns an den Kleinen Rat erreichte seinen Zweck nicht.[1] Am 5. Januar 1841 wurde der zweite Verfassungsentwurf, der die konfessionelle Parität beseitigte, mit einem Mehr von 4000 Stimmen angenommen. Der durch radikale Gewaltmaßnahmen verursachte Freiämteraufstand und der große Rechtsbruch der Klosteraufhebung vom 13. Januar 1841 leiteten dann jene erbitterten Kämpfe ein, die nach einigen Jahren zum Bürgerkriege und zum Siege des Radikalismus und Protestantismus in der Schweiz führten.

Bischof Salzmann mußte das alles noch miterleben. Er sah es mit tiefem Schmerz, doch in kräftigerer Haltung als während der dreißiger Jahre. Und er hörte nicht auf, zur Eintracht und zur Gerechtigkeit auch gegenüber der katholischen Kirche und ihren Gläubigen zu mahnen und dafür zu beten. — Der Briefwechsel mit dem alt-Schultheißen Amrhyn, der beim Luzerner Umschwung ins Privatleben zurückgekehrt war, wurde spärlich. Am 27. Dezember 1843 schrieb ihm Salzmann: « ... Mit meiner Lebenskraft geht es stark bergab. ... Vorgestern bin ich nach zwei langen Monaten zum erstenmal wieder aus dem Hause, nämlich in die Kirche gegangen. ... » In der üblichen Neujahrsgratulation machte er am 30. Dezember 1844 — drei Wochen nach dem ersten Freischarenzug — folgende Betrachtung: « Es geht zu Ende, das verhängnisvolle Jahr, in welchem die sonst so gemütliche und sanftmütige Stadt Luzern eine schaudervolle Katastrophe, desgleichen ich alldort niemals für möglich gehalten hätte, zur allgemeinen Betrübnis erlebte. Ach, möge das neue Jahr die erbitterten Gemüter besänftigen und vereinigen, die gesetzliche Ordnung niemals gestöret werden, sondern Ruhe, Friede und Einigkeit aufblühen! ... » Der letzte schwache Nachklang der bedeutsamen kirchenpolitischen Korrespondenz zwischen Bischof und Schultheiß ist ein Satz im bischöflichen Briefe vom 14. Januar 1845: « ... Politische Neuigkeiten kann ich keine berichten; denn sie sind dem Bischof ganz fremd, indem ich mit den kirchlichen Angelegenheiten schon

[1] 27. Okt. 1840. Er schrieb u. a.: « ... Der sechzigjährige Bischof, der gleichsam schon mit einem Fuße im Grabe steht, hat bei dieser Sache kein persönliches Interesse, sondern will nur vor schwerer Verantwortlichkeit vor dem Throne des allerhöchsten Richters sich sicherstellen, die Ruhe und den Frieden im Vaterlande erhalten und bekräftigen und des Himmels Segenfülle auf uns herabrufen. ... » — *Hurter*, S. 655 ff.; *G. J. Baumgartner*, II. 427 ff.; *Feddersen*, S. 319 ff.; « Schweiz. Kirchenzeitung » 1840, Nr. 6, 7, 11, 38 ff.

alle Hände voll zu tun habe und oft nicht weiß, wo mir der Kopf steht.»

Am 7. Dezember 1848 — drei Monate nach der Errichtung des schweizerischen Bundesstaates — starb alt-Schultheiß Jos. Karl Amrhyn; am 25. April 1854 trat auch Bischof Jos. Ant. Salzmann vor den göttlichen Richterstuhl.

ANHANG

I.

1835, 6. Juni.

Papst Gregor XVI. tadelt den Bischof Jos. Ant. Salzmann mit dem Hinweis auf die Enzyklika vom 17. Mai gegen die Badener Artikel und auf Grund von eingegangenen Berichten, daß er trotz den Bitten von Geistlichen und Laien zu den Artikeln lange geschwiegen, daß er sie in seinem Schreiben an die Aargauer Regierung (10. April) zu wenig kräftig verurteilt habe und nicht mit der nötigen Wachsamkeit den verderblichen Einflüssen in der Jugenderziehung und im Klerus entgegentrete. Er mahnt zu kräftigerer Haltung.

Gregorius P. P. XVI. Venerabili Fratri Josepho Antonio, Episcopo Basileensi.

Venerabilis Frater, salutem et Apostolicam Benedictionem. — Ad gravissimas, quibus angimur, curas ob afflictas fere ubique Catholicae Ecclesiae res quidam veluti cumulus accessit ex iis, quae adversus illius doctrinam divinamque Auctoritatem et constitutionem non ita pridem in istis regionibus ac praesertim in *Badensi* Conventu tentata audacissime sunt. Nos quidem pro vigilantia illa, quam Apostolici Ministerii Nostri esse sentimus, editis vix in lucem Articulis in eo ipso Conventu elucubratis, constituimus eam sequi consilii rationem, quae Religionis integritati tuendae, juribus Ecclesiae vindicandis servandoque ab erroris periculo fideli gregi apprime conduceret. Atque id reipsa praestitimus per datam XVI. Calendas Junias Epistolam Encyclicam ad omnes Episcopos, Capitula, Parochos, ceterumque Clerum *Helvetiae*, cujus exemplar ad Te, Ven. Fr., jam pervenisse minime dubitamus. Hoc autem Nostrum et Apostolicae Sedis judicium non aliis de causis hucusque distulimus, nisi quia nondum integra memorati Conventus Acta ad Nos fuerant perlata, et spes quaedam Nobis inerat, improbatum iri nefarios articulos ab iis, qui civilibus rebus istic praesunt; praecipue vero quia fidebamus magnopere zelo sacrorum Pastorum et maxime Tui, cujus prae ceteris erat peculiarem in hoc negatio curam capessere, propterea quod Conventus ipse non modo intra Dioeceseos Tuae fines fuerat celebratus, verum etiam ex Pagis coaluerat pastorali tuae procurationi subjectis. Quam sane de Te fiduciam augebant testimonia praeclari in Religionem studii et eximiae in Apostolicam hanc Sedem ob-

servantiae, quae cum saepe alias, tum potissimum in gerendis olim illius partibus praebuisti. At cum ita in tua solicitudine merito conquiescere Nobis videbamur, talia ad Nostras aures pervenerunt, quae Nosmetipsos vehementer perturbassent, si fidem ipsis adhibendam putavissemus. Nuntiatum namque fuit, Te rogatum licet et pluribus istarum Regionum viris sive ecclesiasticis sive laicis, ut adversus *Badenses* Articulos vocem tolleres pastoralem, diu siluisse, atque ita in universo hoc negotio, non prava quidem voluntate, ad infirmitatem certe animi Te ipsum gessisse, ut apud saniorem Cleri et populi partem non parum offenderis : cui profecto offensioni delendae impar fuisset epistola, quam postremis hisce diebus ad Magistratus Pagi *Argoviensis* misisti cum non satis validae appareant, quae in ipsa afferuntur, diuturni Tui silentii rationes ; atque illud praesertim permolestum occurrat, quod magis malorum hominum impetus lenire, quam Dei in Ecclesiae causam viriliter agere videaris. Istis praeterea rumor adjungebat alia, quae ad istius, cui praepositus es, Ecclesiae administrationem propius attinent : Te scilicet nec debita vigilantia incedere ad quosdam a tua consuetudine removendos, qui veniunt in vestimentis Ovium, intrinsecus autem sunt lupi rapaces, nec satis rectae puerorum institutioni prospicere, ut eorum retundas conatus, qui in teneris animis inficiendis nervos omnes contendunt ; nec demum sedulam conferre operam, ut eos probes, quos vel in Clerum adsciscas, vel mysteriis divinis tractandis deputes, vel sanctissimo animarum curationis muneri praeficias. Licet vero his omnibus, quae Nobis delata sunt, fidem omnino adhibere nolimus ob eam, quam de Te pridem cepimus existimationem ; pro caritate tamen, qua Te complectimur, et officii, quo fungimur, necessitate non possumus, quin Te ipsum de adversis hujusmodi vocibus sedulo admoneamus eo quidem consilio, ut adhortemur, ne quid eorum negligas, quae ad omnem a Te suspicionem depellendam pertineant ; simulque excitemus ad ea, quae pastoralis muneris sunt, summo studio adimplenda. Vides, Ven. Fr., quantis undique Catholica Religio petatur insidiis, quantisque adversus illam conatibus inimici homines insurgant. Attende igitur Tibi et universo gregi, in quo Te Spiritus Sanctus posuit Episcopum regere Ecclesiam Dei, quam acquisivit sanguine suo. Induere fortitudinem Spiritus Domini, judicium et virtutem ; certa bonum certamen fidei, neque ulla sit dimicatio, nullum tam praesens periculum, cui Te pro gloria Dei, pro Ecclesiae Catholicae incolumitate, pro animarum Tibi creditarum salute objicere reformides. Quod reliquum est, persuasum Tibi esse volumus, nihil Nobis optatius accidere posse, quam ut propensissimam in Te voluntatem Nostram ipsa re comprobemus, cujus interim pignus Apostolicam Benedictionem Tibi, Ven. Fr., gregique Tuo peramanter impertimur.

Datum Romae apud *Sanctum Petrum*, die 6ta Junii Anni 1835. Pontificatus Nostri Anno V.

Gregorius P. P. XVI.

Kantonsbibliothek Luzern : Familienarchiv am Rhyn, IV. D. 70. Kopie, als Beilage zum Briefe Bischof Salzmanns an Schultheiß J. K. Amrhyn vom 26. Juni 1835. Ungedruckt.

II.

1835, 29. September.

Gregor XVI. bezeugt dem Bischof seine hohe Freude darüber, daß er die Absetzung von Pfarrern durch die Aargauer Regierung als nichtig erklärt hat.

Gregorius P. P. XVI. Venerabili Fratri Josepho Antonio, Episcopo Basileensi, Solodurum.

Venerabilis Frater, salutem et Apostolicam Benedictionem. Dicere vix possumus, Ven. Fr., quo fuerimus dolore affecti, ubi primum delatum ad Nos est *Argoviense* Gubernium novo in dies adversus Ecclesiae jura ac libertatem moliri, atque eo fuisse progressum, ut latae in foro laico sententiae plures Parochos sive ab exercitio muneris prohibuerit, sive e gradu dejecerit, sive etiam ad ecclesiastica beneficia in posterum assequenda inhabiles enunciaverit; ea scilicet de causa, quod declarationem ad Populum a magno Consilio illius pagi circa *Badensis* conventus articulos, aliaque id genus editam renuerunt e suggestu evulgare. Magnum vero cepimus levamen ex ratione, quam a Frat.ne Tua in hoc rerum discrimine adhibitum intelleximus. Liquet enim Te pravis ejusdem Gubernii conatibus ita obstitisse, ut palam asseres non modo illicitam, planeque nullam habendam esse sententiam adversus praedictos Parochos prolatam; verum etiam penitus a Te ipso denegatum iri canonicam institutionem iis, qui ad Parrocias legitimis Pastoribus spoliatas vel nominati jam fuissent, vel deinceps nominarentur. Atque hic non possumus, quin praeclarum hoc Episcopalis fortitudinis exemplum Tibi maxime gratulemur, simulque Nobis certissime suadeamus, Te instante licet temporalium rerum jactura, vel alio quovis periculo in suscepta constantia permanentem Ecclesiae jura, ejusque ministrorum immunitatem strenue propugnaturum. Quod Frat. Tuae pro pastorali, qua urgemur, solicitudine commendantes paternae Nostrae caritatis pignus Apostolicam Benedictionem Tibi cum fideli, cui praepositus es, grege communicandam peramanter impertimur.

Datum *Romae* apud *Sanctam Mariam Majorem*, die 29. Septembris Anno 1835, Pontificatus Nostri Anno V.

Gregorius P. P. XVI.

Staatsarchiv Luzern: Fach 0, Fasz. 12. Kopie von Schultheiß Amrhyns Hand, mit Bewilligung des Bischofs in Solothurn verfertigt. Ungedruckt.

III.

1838, 26. Juli.

Gregor XVI. beschwert sich mit Berufung auf sein Schreiben vom 12. Juni 1837, daß der Bischof auf die Anklage, er habe Ehedispensen erteilt, die dem Apostolischen Stuhle vorbehalten seien, sich noch nicht

verantwortet hat. Er tadelt des Bischofs Stellungnahme bei der Absetzung des Dekans und Pfarrers Cuttat in Pruntrut und rügt, daß Salzmann der Durchführung der verurteilten Badener Artikel, besonders im Jura, nicht den nötigen Widerstand entgegensetze und den weltlichen Regenten gegenüber eine kleinmütige Nachgiebigkeit zeige. Er verurteilt die durch die « Allg. Kirchenzeitung » und durch Prof. Fischer verbreiteten Irrtümer, wie das Stillschweigen des Bischofs dazu, und mahnt dringend zur Stärke und zur Ausdauer im Hirtenamte.

Gregorius P. P. XVI. Venerabili Fratri Josepho Antonio, Episcopo Basileensi, Solodurum.

Venerabilis Frater, salutem et Apostolicam Benedictionem. Litteris ad Frat^tem^ Tuam datis die 12. Junii superioris anni significavimus permolesta Nobis accidisse, qua ex certissimis nuntiis acceperamus de dispensatione super quibusdam matrimonii impedimentis pluries concessa abs Te propria veluti auctoritate, et iis quidem de causis, ob quas nec ipsa Apostolica Sedes dispensare consuevit. Licet vero allata Nobis ea de re documenta dubitationem penitus excluderent, non potuit tamen aegritudo Nostra non vehementer augeri ipso Frat^is^ Tuae silentio; quippe cum et nova inde accederet rei confirmatio, et una simul appareret, nihil Te fuisse sollicitum, sin minus de facto ipso, de Tua saltem mente per debitam ad Nos responsionem excusanda.

Haec autem tua agendi ratio ex eo Nobis evasit acerbior, quod cumulum veluti adjiceret aliis, quae pridem extabant, causis de Te ipso dolendi. Sane non poterant animum Nostrum non vehementer exagitare absona illa momenta atque principia, quae adduxeras in Tuis Litteris ad dilectum filium Nostrum Cardinalem a secretis Status, postquam is ad probandam latae abs Te in *Bronthruti* Parochum sententiae aequitatem ex mandato Nostro Frat^tem^ Tuam excitaverat. Quoniam vero mox innotuerat, Te, rebus accuratius perpensis, sententiam ipsam aliquatenus emendasse; dissimulandum tantisper existimavimus. At malis in credita Tibi diocesi quotidie magis ingruentibus, silere diutius non posse sentimus, quin Apostolici Ministerii negligamus officium, magnoque Nosmetipsos piaculo gravemus, quod ibi importune tacuerimus, ubi Dei Ecclesiaeque res pastoralem vocem suaderent adhibendam. Perlongum quidem foret illa omnia persequi, quae inde potissimum ab editis Conventus *Badensis* articulis, per Nos dein proscriptis atque damnatis, caepta istic perfectaque sunt in Religionis et Ecclesiae detrimentum, quin tamen eam, quam necessitas postulabat, episcopalis roboris alacritatem atque constantiam, uti par erat, objeceris. In una sistemus calamitate, quam dira pestis contagio latius in dies propagata non ita pridem attulit *Jurassensibus* regioni, ubi cetero-quin Catholicae religionis jura et instituta integre servanda pactae ad id solemniter sanctiones omnino poscebant. Amotis illic, qui juventuti praeerant, institutoribus, publicae educationis cura delata est ad homines partim acatholicos, partim sentiendi agendique ratione plane suspectos: mox extincto, quod ante florebat, Seminario, scholisque theologicis una simul sublatis, in ipso regionis centro normale, quod vocant, Gymnasium

erectum est ad Catholicos mixtim cum Acatholicis alendos atque informandos ; et quod altissime dolendum, magistrorum deputatio, librorum delectus, disciplinarum moderatio et ordo immediate pendent a Consilio ex laicis hominibus plane constanti. Haec autem et alia non minus ploranda Te, Ven. Fr., inspectante contiguerunt : neque ignoramus provocatam bonorum studiis fuisse sollicitudinem Tuam, ut instantem perniciem sacrae, qua pollebas auctoritatis praesidio coercendam curares. Atque tamen si non immemor officii Tui, at nimium certe timidus contra laicae potestatis conatus apparuisti, cum nulla, quod sciamus, ratione novitati repugnaveris. Immo vero talem Te re ipsa probasti, ut de infirmitate animi tui, deque pusillanimi in Civiles Praesides obsequio minime jam liceat dubitare. Hoc sane testatur, ut cetera omittamus, decreta a Te ex uno saecularis Gubernii placito Pro-Vicarii Generalis *Jurassensis* nec non quorumdam Parochorum destitutio : id ipsum certo confirmat *Brunthruti* Paroecia, quae, proprio exulante Rectore, administratorem cogitur sustinere penitus invisum ob sinistram apud omnes opinionem de illius moribus et adhaesione hominibus catholicae causae adversantibus : cujus proinde opera, refugiente ministerium ejus fideli populo, vel noxia vel saltem inutilis ibidem esse perspicitur, cum ipse interim, ut alienam administret, a sua abesse paroecia necessario debeat. Ad hoc insuper accedit, quod Fratte Tua penitus obmutescente, impudenter intra creditam Tibi Dominici gregis partem disseminentur errores per publicam Ephemeridem « Allg. Kirchenzeitung », et quidem auctore ecclesiastico viro (Prof. Fischer), qui interim tradendae Clericis alumnis moralis theologiae munus perperam obtinet. Nec profecto latet, ipsum utpote sanctissimi officii sui proditorem, et male apud omnes vitae consuetudine audientem non modo in bonorum indignatione versari, sed ab illis etiam, qui societati ejus adhaeserant, fuisse desertum : ut proinde mirari nunquam satis possimus, quomodo illius impudentiam perversitatemque tanto cum populi Clerique in primis detrimento tacitus patiaris. Porro vel ex ipso tuo veteri respondendi more compertum est unde isthac modo dissimulandi, modo etiam obsequendi norma Tibi jam pridem proposita sit. Ex studio nimirum concordiae ecclesiasticam inter laicamque potestatem, simulque ex fidelitate quam Civili Gubernio sacramenti religione professus es. Est optimum certe datam semel praestare fidem, est necessarium inter utramque potestatem fovere concordiam. Verum probe nosti eatenus a Te fuisse desponsam fidelitatem ejusmodi, quatenus nullum inde discrimen sacris Catholicae Ecclesiae juribus atque sanctionibus inferretur. Memini praeterea, quam sanctiori potiorique sacramenti fide Ecclesiae Te pridem obstrinxeris ad divinam illius auctoritatem, et immunitatem sartam tectam pro viribus servandam atque tuendam. Deinde vero, quae pacis et concordiae spes unquam esse possit, nisi Religionis Ecclesiaeque rebus, unde illae maxime pendent, in primis cautum sit ? Attende itaque, Ven. Fr., ne importuna istius modi indulgentiae tolerantiaeque ratione ministerii Tui sanctitatem prodidisse videaris, causamque praebeas existimandi, Te inani saeculi deceptum prudentia eam tenuisse regiminis formam, quae in destructionem cesserit potius quam in aedificationem. Intuere statum satis utique miserum et calamitosum istius, quae Te pastorem, ducem, ac rectorem

habet, Ecclesiae ; Tecumque ipse reputa num tanta illi malorum congeries obtigisset, si talem in Te nacta esset Antistitem, cujus posset tutelam atque praesidium contra opprimentium impetus fidenter expectare. Id Nos equidem non sine maxima cordis acerbitate considerantes gravissimi, quo fungimur, ministerii esse intelleximus Frat^tem^ Tuam paterna rursus caritate commonere, novisque prosequi incitamentis, ut exuens penitus infirmitatem hujusmodi alacriter induas, quam jamdiu praestolamur ex Te, fortitudinem atque constantiam in pastoralis officii partibus abeundis. Perpende, ut alias opportune animadvertimus, qualem sis Caelesti Domino redditurus rationem villicationis Tuae. Cogita judicium durissimum his, qui praesunt, Deo palam praenuntiante, subeundum : Nobis demum in tanta, qua pene obruimur, ob afflictam passim Religionem et Ecclesiam amaritudine noli peculiarem etiam doloris causam ex Tui regiminis forma comparare. Ceterum persuasum Tibi esse volumus, satagentis, solliciti, in tribulatione positi esse hujuscemodi verba, quae idcirco tamquam paternae benevolentiae pignus debeas una pariter accipere. Post hoc propensissimam in Te gratiae caelestis opem adprecantes Apostolicam Benedictionem Frat^ti^ Tuae cum fideli isto grege communicandam peramanter impertimur.

Datum *Romae* apud *Sanctam Mariam Majorem*, die 26. Julii Anni 1838. Pontificatus Nostri Anno Octavo

Gregorius P. P. XVI.

Staatsarchiv Luzern : Fach 9, Fasz. 12. Kopie von Schultheiß Amrhyns Hand nach dem Breve, das Bischof Salzmann im Briefe vom 3. Okt. 1838 ihm mitteilte. Ungedruckt.

Un projet de la France de transférer à Soleure le siège épiscopal de Lausanne

L. WAEBER.

(Suite et fin.)

L'audience que le cardinal de La Trémoille sollicitait de Clément XI depuis deux semaines lui fut enfin accordée, le 1er septembre 1714. Le Pape semblait remis de son indisposition ; mais, selon son habitude, il ne se ménagea point au cours de l'entrevue, qui fut assez longue, et il en sortit fatigué.

De La Trémoille put se convaincre que, malgré le mémoire remis par ses soins au cardinal Secrétaire d'État, aucun ordre n'avait encore été donné par le Saint Siège à Mgr Passionei au sujet de l'Évêché de Lausanne. Clément XI voyait au transfert envisagé surtout deux difficultés : d'une part, disait il, le duc de Savoie ne manquera pas de renouveler sa prétention de désigner l'Evêque de Lausanne, et il verra dans le changement projeté une nouvelle preuve de la partialité dont le Saint-Siège, selon lui, fait preuve à son égard ; d'autre part, non sans se contredire un peu, ainsi que le soulignait le cardinal de La Trémoille, le Pape déclarait ne pas vouloir abandonner son droit de nommer à l'Évêché de Lausanne, la seule marque de juridiction, ou peu s'en faut, qu'il lui était donné d'exercer dans les cantons suisses.

Clément XI parut néanmoins prêter une oreille attentive aux arguments développés par l'ambassadeur du Roi Très Chrétien ; mais il était loin d'être gagné à son idée. Tout ce que La Trémoille put faire fut d'engager Sa Sainteté à donner à Mgr Passionei, encore le même jour (qui était celui du départ du courrier pour la Suisse) l'ordre de conférer sur toute cette affaire avec le comte Du Luc.

Le cardinal français n'était cependant qu'à demi rassuré. Il jugea prudent de se rendre, au sortir de l'audience, chez le Secrétaire d'Etat, pour l'inviter — et ce dernier lui en donna la promesse — à solliciter du Saint-Père d'écrire le même soir, ainsi qu'il avait été convenu, au légat du Saint-Siège à la conférence de Baden. Il s'était permis, d'autre part, de signaler au Souverain Pontife les efforts que faisaient les religieux de Munster pour obtenir les bulles en faveur de leur nouvel Abbé[1]; mais là encore, écrivait-il à Du Luc, ce même 1er septembre au soir, « je ne scay si cette précaution sera suffisante ; j'y veilleray avec soing, mais de la manière dont les choses se font icy présentement, je ne réponds pas que ces bulles ne se donnent pas sans que je le puisse empescher [2] ».

Annonçant, dans cette même lettre, à l'ambassadeur de France, à Soleure, l'entrevue que celui-ci allait avoir avec Mgr Passionei au sujet de l'Evêché de Lausanne, le cardinal de La Trémoille l'engageait à faire ressortir devant le délégué du Saint-Siège les avantages du plan de Louis XIV. La précaution était superflue : Du Luc avait abondamment prouvé qu'il savait, sans qu'il fût nécessaire de l'y pousser, déployer en faveur de ce projet — le sien, en réalité — toutes les ressources de son éloquence. Répondant, le 22 septembre, au cardinal de La Trémoille, il reprenait son plaidoyer, pour que celui-ci, de son côté, insiste encore auprès du Secrétaire d'Etat. « Voicy, lui écrivait-il, comment je raisonne : Lausanne est un Evesché *in partibus*, comme tous les autres qui sont dans les pays occupés par les Mahométans. Le titulaire n'a pas un escu de revenu fixe. A la mort de Madame la Duchesse de Nemours, il a perdu 50 louis de pension que les Princes de Neuchâtel luy faisoient, et il n'a plus que celle dont le Roy le gratifie par pure charité, et qui pourroit bien estre supprimée si le Pape continue de penser sur cet Evesché à la manière qu'il paroit le faire aujourd'huy. J'avoue, Monsieur, que si Sa Sainteté, de concert avec

[1] C'était Du Luc qui, après avoir eu connaissance de la lettre de l'abbé Pareau, s'était empressé d'informer le cardinal de La Trémoille des démarches des moines.

[2] Rome, 541, suppl. f. 279. C'est cette lettre et celle que le cardinal de La Trémoille écrivit à Louis XIV le 4 septembre (Rome, 539, f. 1) qui nous renseignent sur l'audience du 1er septembre. La missive destinée à Du Luc lui avait été envoyée ouverte, par un courrier adressé au marquis Beretti, ambassadeur d'Espagne en Suisse. Du Luc, toujours préoccupé de ne pas laisser s'ébruiter son projet, s'était permis de faire à ce sujet des reproches au cardinal (22 septembre). Celui-ci s'excusa. Il avait, disait-il, d'autant moins hésité à agir de la sorte, qu'il s'agissait d'une affaire concernant avant tout le bien de la religion et ne semblant présenter d'autre intérêt que celui que pouvait y trouver le roi de France (23 octobre).

le Roy de Sicile [1] pouvoit recouvrer le pays de Vaud, et y rétablir l'Evesque de Lausanne, l'objet seroit considérable, mais le cas n'arrivant point, c'est mal connoître ses intérests que de rejetter la proposition du Roy, qui ne luy est inspirée que par son grand zèle pour nostre sainte religion, et il est facile de le concevoir, pour peu qu'on veuille s'attacher au mémoire qui a esté envoyé à Votre Excellence, puisqu'il est dit que l'Estat de Soleure choisira trois dignes sujets originaires Suisses, les proposera au Roy et que Sa Majesté en présentera un au Pape. Si le Turc vouloit, à de pareilles conditions, redoter les Eglises usurpées, je doute qu'à Rome on y apportât la moindre difficulté. » Mgr Passionei est actuellement à Lucerne. Il a annoncé sa prochaine arrivée à Soleure. Il fait preuve d'habileté et montre de bonnes dispositions ; « mais si, malgré les paroles qu'on vous donne, le cardinal Imperiali fait qu'on lui adresse des ordres saugrenus, il y obéira, ainsi que de raison, et vous entendrez dire, Monsieur, qu'il aura mis la dernière façon à la perte de la catholicité helvétique, le tout pour justifier la conduite d'un nonce très incapable, et dont le seul mérite est d'estre neveu d'un cardinal, qui, par je ne scay quelle fatalité, a plus d'authorité au Vatican que n'en eust jamais le Saint-Esprit dans les conciles œcuméniques. C'est de quoy un particulier, comme moy, ne doit pas trop s'embarrasser ; je sers mon maistre du meilleur de mon cœur ; je luy expose les vérités qui me sont connues, après quoy je me tranquillise quoy qu'il en puisse arriver... Le Nonce Caraccioli s'est mis en teste de procurer l'Evesché de Lausanne au Sieur Alt, Prévost de la Collégiale de Fribourg, qui est un très ignorant personnage et d'une vie scandaleuse ; mais il a de l'argent, et l'on ne voit que trop souvent en Suisse que les nonces y prennent de touttes mains pour se mettre en estat de remplir un autre poste qui puisse les conduire à la pourpre » [2].

Du Luc en voulait au Nonce Caraccioli ainsi qu'au prévôt de Fribourg. Il en voulait surtout aux religieux de Munster. « L'impudence des Moines de Munster, écrit-il, le 21 septembre, au Père Le Tellier, m'a bien plus courroucé que n'ont fait les difficultés du cardinal Paulucci... Il n'y a rien de si pernicieux que des ministres des autels prévenus contre le gouvernement, qui inspirent leurs principes aux peuples dont ils ont la direction. Je ne croy point que les francomtois soient jamais bons françois, à cause que les Ecclésiastiques

[1] Le duc de Savoie, auquel le traité d'Utrecht (1713) avait attribué la Sicile.
[2] Suisse, 256, f. 237.

et les moines conservent toujours l'inclination autricienne [1]. » Il ajoutait, dans la lettre au cardinal de La Trémoille dont il vient d'être question : « J'ai lieu de croire qu'on apprendra à l'élu aussy bien qu'aux vocaux la manière dont ils auroient dû se conduire, l'impunité en pareils cas seroit d'une conséquence pernicieuse. »

Du Luc, rentré de la conférence de Baden, comptait toujours sur l'arrivée à Soleure de Mgr Passionei. « Je l'attends avec impatience, écrit-il, le 19 septembre, au marquis Beretti, et le conjure de continuer ses bontés à mes pauvres catholiques, quoy qu'ils resonnent pantoufle pour la plus part du temps. »

Le délégué du Saint-Siège arriva à Soleure le 5 octobre. « Il ne paroit pas content, écrit Du Luc à Louis XIV, qu'on le laisse en Suisse sans caractère public et sans autre affaire que celle qui regarde les intérêts de la Catholicité helvétique, qu'il voit bien n'estre pas prette à prendre un bon tour... Le Comte Trautmansdorf [2] est connu à Vienne pour être fort incapable, comme Monsieur Caraccioli l'est à Rome ; cependant l'un et l'autre restent en place par des raisons qui ne vaudroient rien sur un Prince à qui Dieu a donné le don de régner et de connaître ce qui convient à sa gloire et à son service [3]. »

Le cardinal de La Trémoille, soupçonnant que, malgré les assurances données, le Saint-Siège n'avait envoyé aucun avis à Mgr Passionei touchant l'affaire de l'Evêché de Lausanne, était retourné, pour la lui recommander à nouveau, la semaine suivante, chez le cardinal Paulucci. Vous saurez présentement, écrit-il à Du Luc, le 23 octobre, si Mgr Passionei a reçu cet ordre, mais « après tout cela, je ne serois pas surpris qu'on ne luy en eut pas escrit un mot » [4]. Du Luc, dans une lettre au cardinal de La Trémoille, qui croisa celle de ce dernier, lui disait de son côté : « Monsieur Passionei jusqu'à présent n'a point eu d'ordre par rapport à l'Evesché de Lausanne ; il est cependant au fait, et la chose ne sauroit estre envisagée de différente manière, à moins qu'on ne veuille trouver cinq pieds aux moutons. Si mon dit Sieur Passionei me parle avec des ordres, je luy démontreray clair

[1] Suisse, 248, f. 140.

[2] Ambassadeur de l'Empereur.

[3] 10 octobre ; Suisse, 257, f. 39.

[4] La Trémoille, d'autre part, écrit à Louis XIV : « Sa Sainteté ne se déterminera point sur cette affaire qu'Elle n'en ait été instruite par Monsieur Passionei, et je doute même qu'Elle s'en rapporte entièrement à lui ; Elle voudra aussi entendre son Nonce, qui peut-être l'aura déjà prévenue. » (9 octobre.)

comme le jour que le Pape perd une occasion bien favorable d'aider, sans qu'il luy en couste rien, la catholicité helvétique ; ce Prélat jette un assez vilain cotton ; il est icy sans caractère, n'entend rien aux veües des Cours de Vienne et de Versailles, et trouve le Caraccioli au moindre pas qu'il veut faire. Ce nom est si affreux aux bons catholiques, que tout ce qui luy vient de Rome luy semble Caraccioli [1]. »

Louis XIV espérait cependant encore que le Pape finirait par accepter ses propositions. Sans doute, écrivait-il à Du Luc le 30 septembre, « les décisions de la Cour de Rome sont lentes, et souvent l'intérest particulier traverse les propositions les plus convenables à ceux de l'Eglise et du Saint-Siège ». Je compte néanmoins, mandait-il au cardinal de La Trémoille, que Sa Sainteté « trouvera qu'il est de l'intérest de la Religion d'accepter mes offres, et qu'elles doivent l'emporter sur les considérations légères qui l'empêchent de terminer cette affaire suivant la proposition que vous luy en aviez faite. Sa Sainteté n'avoit pas témoigné jusqu'à présent tant de ménagement pour le Roy de Sicile [2] ».

Puis, brusquement, un mois plus tard, sans autre explication, le Roi Très Chrétien, adressait au cardinal de La Trémoille le billet suivant : « J'ay appris que Sa Sainteté refuse de consentir à l'union que je lui avois proposée en faveur de l'Evêché de Lausanne, et comme je n'avois d'autres veües que celles du bien de cette Eglise et de l'avantage de la Religion en Suisse, je crois que Sa Sainteté souhaitant également l'un et l'autre, on a eu de fortes raisons pour ne pas accorder ce que je luy demandois. Ainsy vous ne parlerez plus de cette affaire [3]. »

Que s'était-il passé ? Le Pape, qui s'était rendu, le 7 octobre, à Castel Gandolfo, pour y faire un séjour d'un mois, avait fait savoir au Nonce, à Paris, qu'il n'agréait point le projet qui lui avait été présenté [4]. Louis XIV, mis au courant de l'attitude du Saint-Siège, et la jugeant trop inflexible pour que d'ultérieures démarches eussent quelque chance d'aboutir, fit, comme on vient de le voir, interrompre les négociations. Il avait, d'ailleurs, plus que Du Luc, dont il l'avait reçu,

[1] 24 octobre. Suisse, 248, f. 149.

[2] Lettre du 29 septembre. Rome, 539, f. 11.

[3] 29 octobre ; Rome, 539, f. 209.

[4] Cf. Rome, 539, f. 234. « Le Nonce a reçu des ordres décisifs sur l'affaire de l'Eveseché de Lauzanne ; le Pape ne veut point entendre parler de la proposition qui a esté faite à Sa Sainteté » (lettre envoyée de Marly, le 5 novembre, sans indication de nom ni de l'expéditeur ni du destinataire).

envisagé ce projet par les heureuses conséquences d'ordre religieux qu'on pouvait en attendre. Rome n'en voulait pas : il n'y avait donc pas lieu d'insister et le roi donna immédiatement aux religieux de Munster l'autorisation, si impatiemment attendue, de procéder à l'élection de leur Abbé, ou, plus exactement, il confirma celle qui avait eu lieu déjà.

Du Luc ignorait encore tout de ce subit dénoûment. Constatant que Mgr Passionei ne recevait toujours rien de Rome, il lui adressa, au début de novembre, un nouveau mémoire. Les cantons catholiques, lui expliquait-il, sont répartis entre les diocèses de Constance, de Bâle et de Lausanne. Les évêques de ces deux premiers sièges sont princes de l'Empire et donc dispensés de toutes les fonctions pénibles de l'épiscopat : ils ne font jamais de visites pastorales et c'est la cause du désordre qui règne parmi leurs ecclésiastiques. Jamais la catholicité n'a été aussi abandonnée qu'elle l'est dans ces deux diocèses. Sans doute, Lucerne est le lieu de résidence des Nonces ; mais, jusqu'à ce jour, ceux-ci n'ont pas pensé qu'il convînt à leur ministère de remédier à un si grand mal. « L'Evêque de Lausanne est despouillé et chassé de son siège depuis le changement de religion. Il fait pour l'ordinaire son séjour à Fribourg ; son extrême misère le nécesite de ménager tout le monde. La Collégiale de cette ville, composée des enfans de bourgeois, se moque de l'authorité épiscopale. Il croyent faire grâce à l'Evesque, qand ils souffrent que, dans certains jours de l'année, il officie pontificalement dans leur église. Lorsqu'il s'est trouvé un Evesque qui a voulu soustenir ses droits, l'Estat l'a chassé du Canton, et il n'y a pas longtemps qu'on a veu mourir un Evesque de Lausanne dans un mauvais village qui luy servoit d'azile [1]. En sorte qu'à Lucerne, sous les yeux du Nonce, et à Fribourg, sous ceux de l'Evesque Diocésain, les ecclésiastiques vivent dans une licence effrénée et sans exemple. »

Nous connaissions déjà les sentiments de Du Luc à l'égard de Fribourg. On voit qu'il n'est pas plus tendre pour Lucerne. « Il n'en est pas de mesme, poursuivait-il avec naïveté, du clergé de Soleure, quoy qu'il soit éloigné des trois Evesques dont cet Estat despend ; mais on peut dire que la présence des ambassadeurs de France a suppléé à cet inconvénient. Les Peuples de la ville et du Canton ont, à juste

[1] Mgr Strambino, mort aux Hôpitaux, en Bourgogne, en 1684, ainsi que nous l'avons déjà rappelé.

titre, l'inclination françoise ; ils font élever leurs enfans dans le Royaume où ils trouvent des secours considérables par la bonté et la magnificence du Roy. Ces enfans, après avoir estudié et passé leur jeunesse dans les séminaires, reviennent au païs, où ils sont pourveus de canonicats et de cures qu'ils desservent avec édification, ce qui produit un bien qu'on ne peut trop admirer. Ces ecclésiastiques et les gens de piété dont le Conseil de Soleure est composé, accoustumés à n'estre point refusés lorsqu'ils demandent au Roy des grâces esgallement utiles à la Religion et à leur Estat, ont supplié Sa Majesté de doter l'Evesché de Lausanne, et d'en obtenir la translation à Soleure, où l'Eglise Collégiale deviendroit cathédrale [1]... Le Roy y a consenti et en a fait faire la proposition au Pape par Monsieur le Cardinal de La Trémoille, chargé des affaires de Sa Majesté. Ce Cardinal n'a point trouvé les dispositions telles qu'on se les estoit promises, et comme il n'en donne point de raison, il n'est pas facile de répliquer. Il asseure seulement que monsignor Passionei doit avoir des ordres de Monsieur le Cardinal Paulucci pour s'informer de la chose ; cependant il ne paroist pas encor que ces ordres aient esté donnez. Quoy qu'il en soit, on ose dire que l'affaire bien connüe paroistra assez singulière, car le Roy porte son zèle au delà des limites de sa monarchie ; il veut, en tout et partout, favoriser nostre Sainte Religion, et il trouve des obstacles non chez les hérétiques, mais auprez de Sa Sainteté, qui, dans la place qu'elle occupe avec tant d'édification, est obligée de veiller sur touts les membres qui composent l'Eglise. » Cette impertinence était suivie du refrain que nous avons déjà entendu souvent sur l'absolu désintéressement de Louis XIV [2] et le mémoire se terminait par cette menace : « La pension que Sa Majesté donne à cet Evesque (de Lausanne) pourra mesme estre plus utilement employée en la distribuant aux jeunes

[1] On voit comment Du Luc, insensiblement, travestit les faits. Il attribue maintenant le projet, dont il a seul la paternité, au clergé et au Gouvernement de Soleure, alors qu'aucun des chanoines n'en avait connaissance, et que, parmi les membres du Conseil, seuls quelques-uns, entièrement dévoués à la France, avaient été mis dans le secret.

[2] Passage que nous avons déjà reproduit plus haut, p. 60, à la fin de la note 2. Avec plus de franchise, Du Luc écrivait à Louis XIV, le 9 novembre : « Quoy que, par mes discours et par mon escrit, je fasse croire que la chose est indifférente à Vostre Majesté, je ne pense pas de mesme. Je suis persuadé qu'en réussissant dans vos veües, vous feriez, Sire, une chose non seulement très utile à nostre Religion, mais fort avantageuse au service de Vostre Majesté, parce qu'un Evesque mis de sa main et en estat de soutenir son caractère influeroit beaucoup sur tous les cantons catholiques ». (Suisse, 257, f. 75.)

ecclésiastiques de la Suisse qui estudient dans les Séminaires du Royaume, et c'est à quoy Sa Majesté se déterminera infailliblement. Monsieur le Comte Passionei, estant sur les lieux, voudra bien se servir de ses grandes lumières pour s'instruire de la vérité. L'on ne doute point qu'après l'avoir connüe, il n'informe Sa Sainteté de ce qu'il croira convenable. Quoy qu'il en arrive, son Serviteur n'en sera pas moins content [1]. »

Le 9 novembre, le jour même où Du Luc adressait au marquis de Torcy et au Père Le Tellier une copie du mémoire que nous venons de résumer, le Pape rentrait de Castel Gandolfo. Le cardinal de La Trémoille lui fit immédiatement demander une audience. « Elle ne se passera pas, écrit-il à Du Luc, le 10 novembre, sans parler de Monsieur Caraccioli, ce qui est déjà arrivé plus d'une fois, sans aucun fruit. » Il répétait n'être pas trop surpris que Mgr Passionei, malgré les promesses du Pape et les assurances réitérées du Secrétaire d'Etat, n'eût reçu aucun ordre du Saint-Siège au sujet de l'Evêché de Lausanne : « Je me suis bien apparceu, en en parlant à Sa Sainteté, qu'Elle n'entroit pas volontiers dans les veues que je luy proposois. Monsieur le cardinal Paulucci me l'avoit déjà fait entendre de sa part, et quand je lui reparlay ensuite, je vis bien que ce n'estoit que pour ne me point exclurre, qu'Elle me dit qu'Elle donneroit ses ordres à Monsieur Passionei [2]. »

L'audience eut lieu le 12 novembre. Clément XI était rentré, semblait-il, en très bonne santé ; mais déjà les crises d'asthme l'avaient repris, ainsi que cela se produisait à chaque changement d'air. Le Saint-Père était même si oppressé que La Trémoille le pria de remettre l'entrevue à une autre fois ; mais Clément XI ne le voulut pas. Il se ménagea un peu, au début de l'audience, et ne ressentait presque plus d'oppression à la fin. Abordant la question de l'Evêché de Lausanne, le Saint-Père parut au cardinal de La Trémoille [3], d'après ce que ce dernier, du moins, écrivait le lendemain à Louis XIV, moins éloigné d'entrer dans cette proposition qu'il ne l'avait paru lorsqu'il lui en avait parlé pour la première fois. Il lui aurait même promis à nouveau de donner des ordres à ce sujet à Mgr Passionei [4].

[1] Suisse, 257, f. 80.

[2] Rome, 542, suppl., f. 45.

[3] Qui ignorait encore tout de la conclusion apportée à cette affaire, puisque le Pape, pour prier Louis XIV d'y renoncer, s'était adressé directement au Nonce à Paris.

[4] De même qu'il lui répéta, une fois de plus, son intention de rappeler Monseigneur Caraccioli.

Le lendemain, 14 novembre, le cardinal de La Trémoille apprenait, par la réception du billet de Louis XIV, du 29 octobre, qu'il ne devait plus être question du transfert de l'Evêché de Lausanne. Il en informa, à son tour, le Comte Du Luc, en même temps qu'il lui faisait part de l'audience que le Pape venait de lui accorder. L'ambassadeur de France à Soleure avait d'ailleurs été avisé, lui aussi, directement par Louis XIV. « Le mémoire que vous avez remis à l'abbé Passionei, lui écrivait à nouveau le monarque, quelques jours plus tard, ne produira point d'effet pour le temps présent. Il pourra peut estre faire connoître à Sa Sainteté l'utilité de nos veües et luy inspirer le désir de réparer dans un autre temps la conjoncture qu'Elle vient de perdre [1]. »

Pour Du Luc, le coup fut sensible. Il venait, au surplus, d'apprendre de Lucerne que Mgr Passionei allait être rappelé à Rome, sous prétexte que sa mission était terminée. La vraie raison de ce retour, lui assurait-on, était le dépit éprouvé par le cardinal Imperiali [2] au vu de la considération que le légat du Saint-Siège s'était acquise en Suisse. Du Luc, quant à lui, supposait plutôt que le Souverain Pontife destinait Mgr Passionei à quelque mission plus délicate et plus importante. S'il s'en va, écrit-il, le 23 novembre, au cardinal de La Trémoille, « force me sera de convenir que la Cour de Rome ne s'intéresse que faiblement à ce qui se passe dans ces montagnes... Je me confirme de plus en plus que certains personnages ont eü raison lorsqu'ils m'ont dit que la cour de Rome n'estoit pas en état d'entrer utilement dans aucune affaire sérieuse qui eust rapport à nostre Religion. Ce qui se passe en Suisse, qui n'est qu'un petit échantillon, prouve parfaitement qu'il n'est plus question de la cause générale, et que les intérests particuliers décident, malgré les suittes fascheuses qui en peuvent résulter. Je suis toujours affligé quand je me trouve nécessité d'entrer dans de pareilles matières. Je vous répète, Monsieur, que je ne connois ni oncle ni neveu, que je voudrois pouvoir les servir de mon sang, et par luy rougir la barrette de Monsignor Caraccioli, mais j'ay l'honneur d'estre ministre du plus juste et du plus religieux de touts les Roys ; je dois ne luy rien déguiser, ni à ceux qui, comme vous, Monsieur, sont chargés de ses intérests. Je suis si franc du collier sur cet article, que je consens toujours que touttes mes lettres soient lües à Sa Sainteté ; et comme, peut-être, Elle n'entend pas extrêmement le françois, vous aurés la

[1] 20 novembre. Suisse, 257, f. 85.
[2] L'oncle, on se le rappelle, du Nonce Caraccioli.

peine, Monsieur, de joüer le personnage de secrétaire aldeome ; après quoy, vive le Roy et Béchamel, car, pourveu que je sois catholique et meure tel, peu m'importe ce que deviendront les autres. Monsieur l'abbé Passionei ne m'a point encore parlé des ordres que V. S. m'a marqué qu'il devoit recevoir au sujet de l'Evesché de Lausanne ; je concluds qu'on veut que Monsieur Caraccioli en ait tout l'honneur, en quoy l'on se trompe lourdement, car nous ne sommes pas si affamés qu'on pourroit se l'imaginer, de vendre nostre bien pour faire le voyage d'outremer. L'Evêché de Lausanne continuera d'estre un titre *in partibus*, et chacun restera comme il est [1] ».

Le 26 novembre, le Pape fit appeler le cardinal de La Trémoille. Il avait appris, par son Nonce à Paris, que le roi de France, sur le désir du Saint-Siège, renonçait au transfert de l'évêché de Lausanne et à l'incorporation de l'abbaye de Munster à la mense épiscopale. « Sa Sainteté, écrit, le lendemain, le cardinal de La Trémoille à Louis XIV, me parut un peu en peine de la réponse qui avoit été donnée à son Nonce, la regardant non pas comme une chose dont Votre Majesté se plaignit d'Elle, mais en quelque manière comme un reproche de ce qu'Elle n'avoit pas secondé ses intentions, qui ne tendoient qu'au bien de la Religion. Je crois qu'Elle étoit bien aise de s'excuser aussi un peu avec moy de ce que j'avois témoigné à Monsieur le Cardinal Paulucci, que j'avois été surpris que, dans le temps qu'Elle m'avoit dit, dans ma dernière audience, qu'Elle donneroit de nouveaux ordres à Monsieur Passionei sur cela, j'avois appris, deux jours aprez, par une dépêche de Votre Majesté, que son Nonce avoit reçu des ordres décisifs de lui faire connoître qu'Elle ne vouloit point entrer dans cette union, car Elle me dit de n'en point écrire comme d'une chose où Elle eut changé de sentiment et qu'Elle fût prête à faire, mais comme d'une chose qui demandoit d'être examinée. Ainsi, je conclus de son discours qu'Elle n'avoit guères plus d'envie d'y entrer qu'auparavant, mais qu'Elle vouloit s'excuser, tant parce qu'Elle avoit refusé d'y entrer, que parce que je pouvois me plaindre de ce qu'Elle m'avoit pour ainsi dire amusé, en me parlant d'une façon et en écrivant à son Nonce d'une autre ; mais j'aurois pu luy répondre que ce procédé en général ne me devoit pas surprendre, car je le vois assez souvent mis en pratique dans les affaires que j'ay à traitter avec Elle, et plus d'une fois je me suis bien aperceu que, dans le même sens qu'Elle me montroit

[1] Suisse, *257*, f. 98.

assez entrer dans une chose que je luy proposois, Elle avoit dessein de ne le point faire [1] ».

En réalité, la question du transfert de l'Evêché de Lausanne était définitivement écartée, et Du Luc lui-même ne se faisait pas d'illusion à ce sujet. « Cette affaire, écrit-il, le 30 novembre, au cardinal de La Trémoille, me paroist renvoyée aux calendes grecques, et je trouve, à la bien prendre, que l'establissement d'un Evesché dans un païs que l'on abandonne en proïe aux hérétiques, est une chose très inutile. Si les bruits qui se respandent dans le public sont véritables, ce sera à un autre de faire icy le missionnaire et d'y prêcher le recouvrement de la Terre Sainte. Car, pour Monsieur Caraccioli, vous n'en ferez jamais un saint Bernard. Il en seroit peut estre de mesme de ceux qui le remplaceroient, si la cour où vous estes ne changeoit pas son système du blanc au noir ; mais, quoy qu'il arrive, je béniray le Seigneur, à l'exemple de saint François de Sales, mon cher Patron [2] ». « Je vois par la dépesche de Sa Majesté, écrit-il, le même jour, au marquis de Torcy [3], qu'il n'est plus question de l'Evesché de Lauzanne ny de l'Abbaye de Munsterval. J'en suis, je vous le jure, fort aise, quoy que cette idée eust deu produire beaucoup de bien dans ce pays. » Mais, déclare-t-il, encore le 30 novembre, à Louis XIV, « je n'espère que la cour de Rome se conduise autrement qu'elle a fait jusqu'à présent, tant que le Pape d'aujourd'huy occupera le Saint-Siège. Il est remply de bonnes intentions, mais sa faiblesse est extrême, et ceux qui le connoissent à fonds conviennent qu'il faut luy parler haut et le dernier, sans quoy on ne tient rien. J'avoüe, Sire, que l'establissement à Soleure de l'Evesque de Lauzanne me paroissoit un grand bien pour nostre Religion et un avantage pour vostre service, mais l'affaire intéressoit plus le Pape que Vostre Majesté [4]. »

Louis XIV, après avoir reçu de Rome des informations sur les deux dernières audiences au cours desquelles Clément XI avait abordé, avec le cardinal de La Trémoille, la question de l'évêché de Lausanne, écrivit à son ambassadeur auprès du Saint-Siège : « J'aurois souhaité que le Pape eut connu plus tost le bien que j'avois l'intention de faire

[1] Rome, 540, f. 103.

[2] Suisse, 207, f. 114.

[3] Auquel il envoie, confidentiellement, la dernière lettre du cardinal de La Trémoille ainsi que la réponse qu'il lui a adressée. « Vous jugerez, lui dit-il, qui, du bonnet ou du cordon rouge, raisonne le mieux. »

[4] Suisse, 257, f. 109.

à cette Eglise (de Lausanne) et qu'il en eut mieux compris l'utilité. Les mesures que j'avois prises pour cet effet sont présentement changées. Il faudroit donc travailler sur un nouveau plan ; mais il se trouveroit encore des occasions de réparer celle qui a esté perdue, si Sa Sainteté y vouloit sérieusement entrer [1]. » « J'ai lieu de croire que le Pape a fait reflexion sur l'avantage dont il auroit été pour le bien de la religion en Suisse d'unir, comme je le proposois, l'abbaye de Munster à l'Evêché de Lausanne, et que Sa Sainteté commence à connoître qu'Elle a quelque lieu de se reprocher d'avoir perdu une conjoncture favorable de faire sans peine un grand bien à cette Eglise. Il est certain que, de ma part, je ne trouvois d'autre avantage dans la proposition que j'ay faite que celuy des catholiques, et je comptois de le procurer à mes dépens, puisque j'abandonnois la nomination d'une abbaye assez considérable pour doter une Eglise en pays Etranger. Il m'a suffy de sçavoir les intentions du Pape pour cesser toute instance sur ce sujet... Si quelque jour Sa Sainteté croit qu'il convienne de reprendre la mesme proposition qu'Elle a rejettée, il pourra vacquer quelque autre abbaye, dont on feroit le mesme usage que je voulois faire de celle de Munster [2]. »

L'occasion ne se présenta point. On sait que Louis XIV mourut l'année suivante, et c'est en 1715 également que Du Luc échangea son poste à Soleure contre celui d'ambassadeur à Vienne [3]. C'est à lui que revient la paternité du projet qui a fait l'objet de cette étude. Bien plus qu'une appréciation objective sur ses contemporains, c'est l'attitude singulièrement partiale de leur auteur que nous révèlent ses lettres. Non seulement défavorable, mais injuste à l'égard de ceux qui ne partageaient point ses idées et qui n'avaient pas les mêmes visées politiques que lui, il ménageait tout juste ceux de son bord et les personnages que sa position lui faisait un devoir de respecter. Au

[1] 5 décembre. Rome, 542, suppl. f. 189.

[2] 17 décembre. Rome, 540, f. 110.

[3] Dans le mémoire qu'il adressa (octobre 1715), après son départ de la Suisse, au roi de France, Du Luc dénonce Mgr Caraccioli comme le grand adversaire de la Couronne. Le salut des catholiques, déclare-t-il, lui importe peu. Il est prêt à les sacrifier, pourvu qu'il puisse assouvir sa haine contre le Roi. Je ne sais si le Pape finira par ouvrir les yeux, mais sa faiblesse me fait tout craindre. Ses bonnes intentions, si mal servies, ne peuvent le justifier. Quant aux Fribourgeois, très intéressés, faisant les importants, ils sont surtout sottement fiers d'eux-mêmes. Je leur ai fait peur et je les ai pliés, en ne leur servant qu'avec des retards les pensions auxquels ils avaient droit.

fond, il n'était pas loin de penser que lui seul était parfait. Au reste, entièrement dévoué à son maître et habile à le flatter, il avait surtout une plume singulièrement alerte, et il faut avouer qu'on éprouve à le lire un irrésistible plaisir. Il a réussi à intéresser les plus hautes sphères de la chrétienté au plan qu'il avait conçu. Comme plus d'une fois, au cours de notre histoire religieuse et politique, la diplomatie de nos voisins s'est mise en mouvement, mais elle s'est heurtée à l'attitude négative de celui qui voyait plus haut et plus loin et qui n'avait pas les ambitions terrestres et nécessairement un peu égoïstes des monarques de la terre.

Eine rätische Kirchenstiftung vom Jahre 1084.

Von Dr. Anton v. CASTELMUR.

Die beiden größten Grundbesitzer im Schanfiggertale, das sich etwas südlich von Chur in östlicher Richtung erstreckt und von den wilden Fluten der Plessur durchflossen wird, waren das Benediktinerstift Pfäfers und das Domkapitel von Chur.

Schon das Reichsurbar aus der Zeit Ludwigs des Frommen erwähnt als Besitz Pfäfers im Schanfigg: eine Kirche, den dazu gehörenden Zehnten dreier Ortschaften, sowie einen halben Hof.[1] Die Eigenkirche, um die es sich hier handelt, ist die Kirche des heiligen Petrus im Dorfe zu St. Peter, die damals wohl schon Pfarrkirche war, da wir sie mit dem Zehntenrechte ausgestattet sehen. Sie erscheint auch im Verzeichnis jener Kirchen, an denen Pfäfers um's Jahr 1440 das Patronatsrecht ausübte.[2] Die Pfarrei St. Peter umfaßte bis ins Reformationszeitalter hinein: St. Peter, Langwies mit Arosa, sowie Peist.[3]

Das Churer Domkapitel besaß ohne Zweifel schon seit sehr früher Zeit die Kirche des hl. Georg in Castiel, über die aber leider keine historischen Nachrichten erhalten sind. Daß es sich aber um eine Eigenkirche des Domkapitels handelt, dürfte sich daraus ergeben, daß dieses im XIV. Jahrhundert den Zehnten zu Castiel[4] bezog, was als ein Überbleibsel des Eigenkirchenwesens gedeutet werden kann. Wichtiger ist aber, daß das Domkapitel wohl sicher das Präsentationsrecht für St. Georg ausübte.[5] Diesbezügliche Urkunden sind zwar keine

[1] *Mohr*, « Codex diplomaticus » I, p. 292. « [In] Scanavicco ecclesia cum decima de tribus villis; de terra: dimidium mansum. »

[2] *Gmür M.*, « Urbare und Rödel des Klosters Pfäfers », Bern 1910, p. 34 f. « Ecclesia parrochialis sancti Petri apostoli in Schanvigg cum filia in Prada longa. »

[3] Vergl. *Castelmur*, Maladers und die kirchlichen Verhältnisse im Schanfigg, p. 27 ff. (Sep. Abd. aus dem « Bündner Monatsblatt » 1923).

[4] cfr. *C. v. Moor*, Urbarien des Domkapitels, Chur 1869, p. 57 (ca. 1370). « In Castiel decima ibidem. »

[5] *Nüscheler*, Die Gotteshäuser der Schweiz, Bd. I., Bistum Chur, nennt Pfäfers als Patronatsherrn, wobei er sich aber lediglich auf seinen Gewährsmann v. Mont beruft, dessen Angaben jedoch oft ungenau sind. Hätte Castiel in Abhängigkeit

erhalten. Es existiert jedoch eine Präsentations-Urkunde des Dompropstes Johannes von Brandis (1495) für die Kapelle in Tschiertschen, welche eine Tochterkirche von Castiel war. [1] Es darf deshalb als sicher betrachtet werden, daß das Domkapitel, oder einer seiner Dignitäre, auch das Präsentationsrecht für die Mutterkirche ausübte, da Tochterkirchen in dieser Hinsicht der Mutterkirche folgten. Die Pfarrei Castiel umfaßte im XV. und XVI. Jahrhundert: Castiel, Calfreisen, Lüen, sowie die Dörfer Tschiertschen und Praden auf der linken Talseite. Pfäfers und das Domkapitel von Chur besaßen also im Schanfiggertale Eigenkirchen, die ihrem Ursprung gemäß in erster Linie für die religiösen Bedürfnisse der Eigenleute genannter Stifte bestimmt waren.

Neben diesen geistlichen Eigenleuten gab es im Tale der Plessur aber im XI. Jahrhundert noch Freie, die ihre Unabhängigkeit gewahrt hatten und nur dem Landesherrn unterstellt waren. Es entzieht sich sicherer Kenntnis, wer im XI. Jahrhundert Landesherr des Schanfiggs war. Sehr wahrscheinlich war es der Bischof von Chur, der das Tal durch königliche Schenkung erhalten haben dürfte, denn im XIII. Jahrhundert sind die Bischöfe von Chur als Landesherren des Tales urkundlich beglaubigt. Die Freien des Schanfiggertales dürften im XI. Jahrhundert also wohl dem Stande der freien Gotteshausleute von Chur angehört haben.

Um ihren religiösen Bedürfnissen und Pflichten Genüge zu leisten, bedienten sie sich wohl der in Pfarrkirchen umgewandelten Eigenkirchen des Tales. Im XI. Jahrhundert, im Zeitalter, wo Papsttum und Kaisertum im großen Entscheidungskampfe lagen, scheint dieses Verhältnis aus uns unbekannten Gründen — sie mögen ökonomischer oder kirchenpolitischer Natur gewesen sein — nicht mehr befriedigt zu haben.

Aus solchen Gründen und Überlegungen läßt sich vielleicht die Kirchenstiftung der «Nachbarn von Lüen» zu Ehren des hl. Zeno vom Jahre 1084 erklären.

Die Kirchenstifter von Lüen sind die ersten *freien Nachbarn* (vicini), die uns in rätischen Urkunden begegnen, welche nebst ihrer persönlichen Freiheit noch eine ökonomisch-politische Organisation besaßen, die zweifelsohne auf die alte Markgenossenschaft zurück-

zu Pfafers gestanden, so würde die Kirche sicher in der Aufzählung der pfäferschen Patronatsrechte von zirka 1440 vorkommen. Dies ist jedoch nicht der Fall (vgl. *Gmür*, l. c. p. 34).

[1] Vgl. *Castelmur*, l. c. p. 35.

zuführen ist. Daß es sich um wirkliche Freie handelt, beweist der Umstand, daß sie ohne irgend welche Erlaubnis eines Herrn nach Gutdünken über ihr freies Eigentum (ex nostro libero proprio) verfügten und der durch sie erbauten Kirche eine Pfrund stifteten. Als geschlossene Einheit traten diese Nachbarn von Lüen auf, bauten eine Kirche und dotierten sie durch Schenkungen von Partikularen.

Am 8. Dezember 1084 schenkten sie die geweihte Kirche dem Bischof von Chur. Offenbar war dies auch der Tag der Kirchweihe. Das Bistum Chur beging nämlich gerade an diesem Tage das Fest des heiligen Martyrers Zeno.[1] Es ist eine bekannte Tatsache, daß Kirchen, die nicht über spezielle Reliquienschätze verfügten, gerne jenem Heiligen geweiht wurden, an dessen Fest die Kirchweih stattfand. Die Annahme, daß der 8. Dezember 1084 der Tag der Kirchweihe war, würde die für das Schanfigg etwas eigenartige Wahl des Schutzheiligen erklären.

Die Schenkung der neuen Kirche an den Bischof verfolgte wohl den doppelten Zweck: derselben das Zehntrecht und obrigkeitlichen Schutz zu verschaffen, indem dadurch die Bischöfe an der Kirche direkt interessiert waren. Zudem mußte so der Bischof für den Seelsorger sorgen.

St. Zeno zu Lüen wurde also bischöfliche Eigenkirche. Wie lange sie dies blieb, entzieht sich unserer Kenntnis. Im XV. und XVI. Jahrhundert gehörte Lüen pfarrechtlich zu Castiel.[2] Dieser Umstand läßt eine Schenkung der Kirche an das Domkapitel durch den Bischof von Chur vermuten. Vielleicht geschah dieser Übergang in der Regierungszeit des Bischofs Peter, genannt von Böhmen (1355–68), der dem Domkapitel auch die Kirchen zu Zuoz und Schams als Entschädigung für in bischöflichen Kriegen und Fehden erlittene Verluste schenkte.[3]

Im ausgehenden XIV. Jahrhundert wurde die Kirche zu Lüen einer Renovation unterworfen, denn neulich entdeckte Fresken dürften ungefähr dieser Zeit entstammen.[4] Sollte die Verschönerung des Gotteshauses mit dessen Übergang an das Domkapitel im Zusammenhange stehen? Blieb S. Zeno weiterhin Schutzheiliger der Kirche?

[1] cfr. *Juralta*, «Necrologium Curiense», p. 120. VI. id. Dec. Zenonis mart.
[2] Vgl. *Castelmur*, l. c. p. 35 ff.
[3] Perg.-Urkunde im bischöfl. Arch. zu Chur (1357, Mai 31.).
[4] Freundliche Mitteilung von † H. Staatsarchivar Dr. v. Jecklin, der die Restaurationsarbeiten leitete.

All diese Fragen entziehen sich einer Beantwortung, da bisher keine Nachrichten über die Kirche gefunden werden konnten.

Der Text, der über die Kirchenstiftung zu Lüen erzählt, ist aus verschiedenen Gründen von weitgehendstem Interesse, weshalb er hier genau geboten werden soll. Der Versuch einer freien Übersetzung mag zum Verständnis des Inhaltes wohl etwas beitragen.

Notum sit omnibus cristianis, quod nos de *Leune* [1] vicini [2] deo inspirante construximus eclesiam in onore sancti Zenonis aliorumque sanctorum quorum reliquie hic [3] sunt et ordinavimus [4] eam dedicatam ad venerabilem episcopum *Liorprectum* [5] in sexta idus Decembr. anno incarnationis domini millesimo LXXXIIIJ et dotavimus eam ex nostro libero [6] proprio scilicet :

Kund sei allen Christen, daß wir, die Nachbarn von *Lüen* durch Eingebung Gottes eine Kirche zu Ehren des heiligen Zeno und anderer Heiligen, deren Reliquien hier sind, erbaut, sie nach der Einweihung dem ehrwürdigen Bischof *Liorprect* am 8. Dezember 1084 verordnet und aus unserem freien Eigentum folgendermaßen dotiert haben :

Ego *Zazo* dedi honera .ij. *Cristella* [7] et *Olame* prado ... [8] stroin

Ich *Zazo* gab 2 Burden Heu aus *Cristella* und *Olame* sowie zwei Ju-

[1] Lüen im Schanfiggertale. Die Form Leune kommt auch in den Urbarfragmenten des Churer Domkapitels aus der Mitte des XII. Jahrhunderts vor (vgl. *Mohr*, « Urbarien », l. c. p. 7 und 11 ; an letzter Stelle steht aber Laune). Der Schreiber des Cartulars von Churwalden wird sich wohl verschrieben haben, wenn er 1339 Lene statt Leune angibt (*Mohr*, Cod. dipl. II, Nr. 264 ; im Cartular steht wirklich Lene).

[2] De Leune vicini steht als Überschrift des Textes mit Hinweis an diese Stelle.

[3] Im Texte ursprünglich IC ; das h ist über der Linie eingeflickt.

[4] ordinare vielleicht eine Anspielung auf die Übergabe der Kirche an den Bischof, den Ordinarius loci.

[5] Wohl identisch mit dem simonistischen Churer-Bischof Norbert von Hohenwart, der von Heinrich IV. als Gegenbischof zum romtreuen Bischof Ulrich eingesetzt worden war. In Chur war der Gegenbischof wohl anerkannt, ansonst die Eintragung der ihm gemachten Kirchenschenkung ins Churer-Missale unterblieben wäre (vgl. weiter unten). Sollte im Vorgehen der Freien von Lüen eine Sympathiekundgebung für Heinrich IV. erkannt werden ? Über den Bischof Norbert (in diesem Texte ist sicher Liorprect zu lesen) vgl. *Mohr*, C. D. I, Nr. 98, und *Mayer G.*, Geschichte des Bistums Chur I, p. 159 ff.

[6] « libero » steht über der Zeile.

[7] In den Urbarien des Domkapitels kommt (1370) der Flurname Cristalta vor. Das Gut lag mehr gegen das Dorf Peist.

[8] Etwa zwei Buchstaben unleserlich. Vielleicht in zu lesen (in Stroin ?).

et iugera .ij. *Adalbertus* [1] in *Confinno* .I *Iovianus* in *Olame* .I. *Auenitus* a *Sumu Nauges* [2] .I. et *Paldus* in *Zeleraugues* [3] .II. *Wido* in *Milud* .I. *Iordannes* in *Munte medio* honera (et *Ters* quantum ibi habuit) [4] *Dominicus* in *Nauges* [5] sestariales ¦.II. *Acarios* [6] *Prouigo* [7] media iugera. *Gillus* .II. honera in *Nauges* [2] (*Riza* medium carralem in *Prauvigo* censum posuit .I. denarium de mercede) [8] *Leo* honera .I. in *Nauges* [2] et *Testuranco* [9] .I. *Davos Salonno* [10]. *Magirinus a Cornu* [11] .I. *Ginzo* agrum *Furve tortu* [12] .I. pradum *Davos Salonno* .I. *Todoverius* .I. *Nauges ;* pradum in *Strovene* .I. ; *Purizo Davos Salonno* .I. *Geraldus* [13] *in Furve torto* .I. *pradom in Cristella* [14] (*Leo* et filius suus *Nannis* dederunt) [15] duo honera in *Lith* et pradum *Davos Prouigo* .I. *Ierhinbetus* .I. in *Nauues* [16] et pradum in *Ilise Fanuste* [17] .II. honera ... [18] pradu

charten der Wiese in ... stroin [Ich] *Adalbertus* [gab] eine Juchart in *Confinno*. *Iovianus* eine Juchart in *Olame; Avenitus* eine Juchart a *Sumu Nauges* und *Paldus* zwei Jucharten in *Zeleraugues*. *Wido* eine Juchart in *Milud*. *Iordannes* eine Burde in *Munte medio* (und in *Ters* was er dort besaß) *Dominicus* zwei Ster in *Nauges*. *Acarios* ½ Juchart in *Provigo*. *Gillus* 2 Burden in *Nauges* (*Riza* gab ein halbes Fuder aus *Prauvigo*, worauf sie einen Zins von einem Wertpfennig legte) [Ich] *Leo* [gab] eine Burde in *Nauges* und *Testuranco* eine Burde in *Davos Salonno*. *Magirinus* eine Burde von *Cornu; Ginzo* den Acker in *Furve tortu* eine Burde ertragend sowie eine Wiese in *Davos Salonno* deren Ertrag auch eine Burde ist. *Todoverius* eine Burde in *Nauges* sowie eine Wiese die eine Traglast ergibt in *Strovene*. *Purizo* eine Burde aus *Davos Sa-*

[1] Adalbertus : über der Linie eingeflickt.
[2] Heute « im obern Nôs ».
[3] Heute Tschertschellis ?
[4] ( ) von Hand B über der Linie.
[5] Heute « Nôs ».
[6] Acios mit einer Abkürzung, die ein r darzustellen scheint : er ? re ? ra ? ar ?
[7] Heute Parvig, großer Wiesenkomplex ob Lüen.
[8] ( ) von Hand B über der Linie.
[9] das n ist ist über der Linie eingeflickt.
[10] Heute Val Silams ?
[11] Heute Cuara ?
[12] Heute Ze Tortis.
[13] Das l ist über der Zeile eingeflickt.
[14] letzteres Wort möglicherweise so. Es steht am Rande des Pergamentblattes und ist sehr unleserlich.
[15] ( ) = Hand B über der Zeile.
[16] heute zu Nôs? an Stelle von Nauges ?
[17] Sicher zu lesen ist : Fanu..e
[18] Etwa 6 Buchstaben sind unleserlich.

in *Finno* (*Eusebius* et *Tuia*[1] .I. modium in *Luth*) [2] *Daniel* pradum in *Davos Salonno; Adalbertus* in *Olame* .I. pradum *Strovene*[3] .I. *Rieza* agrum in *Sterianes* .I. *Gillus* et *Seianus* pradum in *Strovene* .II. *Gillus* .I. in *Pradu maiore.*[4] (*Waldus* mod. .I. in *Nauges* (?) ... pro anima uxoris sue) [5] *Andreas* medio carrale in *Cau de Seinu; Eusebius* et *Lantfranc* .I. car. in *Lavecte* (*Dominicus* a *Arnusti* .I. mod. in *Palude*[6] *Vrsaldus* .I. car. in *Lacu*[7])[8] *Gilla* .I. car. in ...[9] *Davos Salonlo. Gilla* .I. mod. *Tranter cailas;* medium modium[10] in *Lende Johannes.*

Cenzo dedit de proprio sancti (sic) Cenoni in cambium *Ŏdalricu lonno; Geraldus* eine Burde in *Furve torto* und eine Wiese in *Cristella.* (*Leo* und sein Sohn *Nannis*) gaben zwei Burden in *Lith* und die Wiese *Davos Prouigo* einer Traglast. *Ierhinbetus* eine Burde in *Nannes* und eine Wiese in *Ilise Fanuste.* 2 Burden ... der Wiese in *Finno.* (*Eusebius* und *Tuia* einen Scheffel in *Luth*) ; *Daniel* eine Wiese in *Davos Salonno; Adalbertus* eine Burde in *Olame* sowie eine Wiese in *Strovene; Riezo* einen Acker einer Traglast in *Sterianes. Gillus* und *Seianus* die Wiese 2er Traglasten in *Strovene. Gillus* eine Burde in *Pradu Maiore.* (*Waldus* ein Scheffel in *Nauges* ... zum Seelenheile seiner Gattin.) *Andreas* ½ Fuder in *Cau de Seinu. Eusebius* und *Lantfranc* 1 Fuder in *Lavecte.* (*Dominicus* a *Arnusti* 1 Scheffel in *Palude; Vrsaldus* ein Fuder in *Lacu.*) *Gilla* 1 Fuder in ... *Davos Salonlo. Gilla* 1 Scheffel *Tranter cailas;* einen halben Scheffel in *Lende* [gab] *Johannes.*

Cenzo gab dem hl. Zeno tauschweise von seinem Eigentum den

[1] kann auch Tiva zu lesen sein, da kein Accent auf i steht.
[2] ( ) Hand C über der Linie.
[3] Heute Sterbös ?
[4] heute « in den ober Wiesen » auf Gebiet der Gemeinde Castiel.
[5] ( ) Hand C über der Zeile.
[6] heute Palûs.
[7] heute « beim See » eine Stunde ob Parvig.
[8] ( ) Hand B über der Zeile.
[9] etwa 10 Buchstaben unleserlich.
[10] darüber eine unleserliche Eintragung von Hand C.

et cellham [1] vocatus (!) *Prao Davos Salonno* .VI. carales et recepit a parte sancti Zenonis *Prao* a *Summa silva* et *Subtus saxa* [2] .IV. carales et in *Prouigo* .II. carales ; et fecerunt istum cambium per communem voluntatem ... [vicinorum] [3] de *Leune* et de *Paiste*. [4]

Crillus Gallinus dedit in *Covernella* [5] .I. carale. *Andrea* dedit unum carale in *Tihizone* et ager in *Tulusace* unum modium et .I. carale in *Cardenusu* pro remedio anime sue ... [6] .II. sestairales. *Victor Maltitus* in *Nauues* .II. stairales. *Leo* et *Nannes* .II. sextairales in ... [7]

Albertus [8] .III. sextairales in *Summo Nauues*. *Rǒpertus* [9] hone-

Ǒdalricus und eine celha [1] genannt *Prao Davos Salonno*, die sechs Fuder gibt in Tausch und erhielt dafür von Seiten des hl. Zeno *Prao a Summa Silva* und *Subtus saxa*, deren Ertrag IV Fuder ausmacht sowie 2 Fuder in *Prouigo*. Diesen Tausch haben sie mit Einwilligung der Nachbarn von *Lüen* und *Peist* gemacht.

Crillus Gallinus gab 1 Fuder in *Covernella; Andrea* 1 Fuder in *Tihizone* sowie den Acker in *Tulusace*, der einem Scheffel Saatgut entspricht sowie ein Fuder in *Cardenusu* zu seinem Seelenheile ... 2 Ster. *Victor Maltitus* zwei Ster in *Nauues*. *Leo* und *Nannes* zwei Ster in ...

Albertus [gab] 3 Ster in *Summo Nauues*. *Rǒpertus* eine Burde a

[1] Sollte Cellha für Celga stehen ? Im Texte ist Celha zu lesen. Die Zelha (celha) war eine Art Hohlmaß, das hauptsächlich als Weinmaß benutzt wurde. (Du Cange Glossarium.) Er ließ sich daraus eventuell auf Weinbau bei Lüen schließen, was nicht ausgeschlossen wäre, da in Maladers Weinbau im Mittelalter herrschte. Celha bedeutet ferner die Seite eines Schweines (Du Cange Gloss. « quarta parte unius celhae porci »). Es wirft sich die Frage auf, ob Celha nicht in übertragenem Sinne lediglich ein Stück, einen Riemen oder Streifen Landes bedeuten kann.

[2] Lüener Bergwiese « Unter dem Stein ». Vgl. auch « A sott saiss » in den Urbarien des Domkapitels, p. 59.

[3] etwa 5 oder 6 Buchstaben am rechten Rande des Blattes unleserlich. Vielleicht durch « vicinorum », wie angedeutet, zu ergänzen.

[4] Peist. Der Consens der Nachbarn von Peist kann aus zwei Gründen erklärt werden. Entweder war der Cenzo von oder zu Peist oder die getauschten Güter waren ganz oder teilweise auf Gebiet der Gemeinde Peist.

[5] heute Vernellis ? Vermial ?

[6] ein Wort am Rande rechts unlesbar.

[7] ein Wort am Rande rechts unlesbar.

[8] Hier beginnt Hand D mit schwarzer glänzender Tinte.

[9] Eventuell Rodepertus zu lesen, da nicht genau entschieden werden kann, ob es sich um ein übergeschriebenes v beim o oder um die bekannte Abkürzung d' = de handelt.

ro .I.[1] a *Cornu tranter sancti Zenonis.*[2] *Petrus* dedit sancto Zenoni unum bovem ad honorem sancti Petri ; censum posuit tres denarios de mercede in butiro ; bos ille valet .III. solidos de bona mercede. *Berta* dedit sancto Zenoni .I. vacam pro anima *Burchardi* et *Heberardi*, censum posuit .II. denar mercede in butiro. *Nanno* dedit sancto Zenoni .III. mod. de terra in *Seinaus*[3] pro remedio anime sue ; censum posuit .I. stairu de butiro. *Petra*[4] dedit sancto Zenoni agrum in *Rudunzunu* pro remedio anime sue. *Bertans* debent dare unam ollam de butiro.

Testes : *Marquardus, Nanno, Silvester* et omnes vicini.

Cornu tranter sancti Zenonis.[2] *Petrus* gab dem hl. Zeno einen Ochsen zu Ehren des hl. Petrus, als Zins hiefür verordnete er 3 Denare an Wert Butter ; jener Ochse hat den Wert von 3 Schillingen des guten Wertes. *Berta* gab dem hl. Zeno eine Kuh zum Seelenheile des *Burchard* und des *Heberhard*. Als Zins hiefür verordnete sie zwei Denare an Wert Butter. *Nanno* gab dem hl. Zeno 3 Scheffel an Land in *Seinaus* zu seinem Seelenheile. Als Zins hiefür verordnete er einen Ster Butter. *Petra* gab dem hl. Zeno zu ihrem Seelenheile den Acker in *Rudunzunu*. Die *Bertans* sollen einen Kübel Butter geben.

Zeugen : *Marquard, Nanno, Silvester* und alle Nachbarn.

Die hier genau gebotene Kirchen- und Pfrundstiftung der Nachbarn von Lüen ist uns in einer beinahe gleichzeitigen Niederschrift des bischöflichen Archives zu Chur erhalten. Sie befindet sich auf der Vorderseite des ersten Blattes eines Churer-Missales aus der Mitte des XI. Jahrhunderts, das später zu Bucheinbänden diente. Auf solchem Wege blieben dieses Blatt, sowie einige andere Blätter des Missales erhalten.[5] Hidber[6] kannte das lose Pergamentblatt (19 × 25,2 cm) und bot dessen Inhalt in ganz ungenügendem Regest. Zweifellos wurde das Pergament damals so sehr mit Chemikalien behandelt, daß

[1] ./. = una über der Zeile eingeflickt.

[2] tranter ist durch zwei tt mit Abkürzungszeichen wiedergegeben. Offenbar lag das Grundstück zwischen (tranter) zwei Grundstücken des hl. Zeno in Cornu.

[3] heute Sianôs bei Lüen. Vgl. auch das Sainnios bei Peist (1370) in Urbar des Domkapitels, p. 58.

[4] Auf der Rückseite des Pergamentblattes.

[5] Vgl. *A. v. Castelmur*, Fragmente eines Churer Missale aus der Mitte des XI. Jahrhunderts. (Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte 1928.)

[6] *Hidber B.*, « Schweiz. Urkundenregister », II. Bd., Nr. 2855.

einzelne Stellen ganz schwarz und auch nach sorgfältiger Reinigung nicht mehr zu lesen sind. Bis auf wenige Worte gelang es jedoch, den Text herzustellen.[1]

Nach den Regeln der Urkundenforschung ist vorliegendes Dokument der Kategorie der « notitiae » zuzuweisen. Der Zweck der Aufzeichnung war, der Nachwelt die Kunde von der Kirchenstiftung zu übermitteln. Es ist also keine Urkunde (charta) im eigentlichen Sinne des Wortes, denn eine solche schafft ein gewolltes Rechtsverhältnis und gilt als Beweismittel für den vollzogenen Rechtsakt. Bei der Notitia hingegen sind nur die Aussagen der im Dokument aufgeführten Zeugen als Beweismittel zulässig.

Die Nachbarn von Lüen bauten, stifteten und übergaben die S. Zenokirche dem Bischof. Hiezu bedurften sie keiner Urkunde. Zeugen ihres Handelns waren sie alle gemeinsam, und dies mochte dem Bischof genügen, sodaß die Frage aufgeworfen werden kann, ob eine andere ursprüngliche Niederschrift — von einem Original kann bei der « Notitia » nicht gesprochen werden — überhaupt je stattgefunden hat. Vorliegende Abschrift entstammt noch zum Teil dem ausgehenden XI. Jahrhundert. Der Text zerfällt in folgende vier Teile, die von verschiedenen Schreibern (Hände A, B, C, D) herrühren :

1. Der Wortlaut der eigentlichen Kirchenstiftung, die in subjektiver Form abgefaßt ist. Die Nachbarn von Lüen, sowie die einzelnen Stifter sprechen in erster Person (nos ; ego). Hand A.

2. Der Zusatz über den Gütertausch des Cenzo, wobei die Handelnden in die dritte Person zurücktreten (dedit, recepit). Hand A.

3. Die Nachträge der Hände B und C.

4. Die Stiftungen (hauptsächlich Anniversarien), die von Hand D herrühren.

Hand A schrieb die für uns wichtigen Partien. Sie entstammt dem XI. Jahrhundert, ist jedoch späteren Datums als die Kirchenstiftung selbst, denn sie berichtet auch über den hernach erfolgten

[1] Mein hochverehrter Lehrer der Paläographie : Univ.-Prof. Mgr. Fr. Steffens hatte anläßlich eines Besuches in Chur die Güte, den Text mit mir nochmals genau zu vergleichen. Wertvolle Dienste leistete mir mein hochw. Freund J. Battaglia, bischöfl. Archivar in Chur, der meinen Studien und Forschungen stets größtes Interesse und weitgehendstes Entgegenkommen beweist. Herr Prof. Dr. Pieth in Chur hatte die Freundlichkeit, mir die modernen Flurnamen von Lüen zwecks Identifikation zusammenzustellen. Genannten Herren sei hiemit der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

Gütertausch zwischen Cenzo und St. Zeno. Das unbekannte Datum dieses Tausches ist also der terminus post quem dieser Niederschrift. Hand A bedient sich einer ziemlich schön und gleichmäßig geformten karolingischen Minuskel, und zwar der Buchschrift. Das Schriftbild ist schwach nach rechts geneigt. Die einzelnen Worte sind in der Regel gut voneinander getrennt. Die Oberlängen der Buchstaben weisen schwache Ansätze zur Gabelung auf. Das gerade karolingische d ist vorherrschend. Beim h geht der Bogen kaum merklich unter die Linie. Die Schriftreform des XI. Jahrhunderts macht sich noch nicht geltend : das r am Schlusse ist immer gerade. Ebenso steht uu für w. Z hat die charakteristische Form, wie sie in der westgotischen und merowingischen Schrift angetroffen wird : die beiden wagrechten Striche sind stark ausgebogen. Abkürzungen kommen wenige vor. Für m und n am Wortende steht das allgemeine Kürzungszeichen. « Et » kommt immer in Ligatur und nie als tironische Note vor. « Con » und « pro » werden auch in Flurnamen abgekürzt. Für us steht das bekannte Häkchen ; m mit übergeschriebenem o steht einmal für modius. Die Tinte ist rotbraun.

Hand B ist beinahe gleichzeitig mit Hand A. Das Schriftbild ist jedoch steiler ; die Oberlängen der Buchstaben sind kürzer und besser gegabelt ; die Tinte ist bedeutend dunkler.

Hand C dürfte dem beginnenden XII. Jahrhundert entstammen. Die Schrift ist größer, flüchtiger und hat etwas kursiven Charakter. Das gerade karolingische d ist durch das unciale ∂ ersetzt. Das runde Schluß s steht in der Ligatur ..vs bei Eusebius. Das W treffen wir in Waldus an.

Hand D (XII. Jahrhundert) schreibt beinahe senkrecht und hat regelmäßige Buchstaben. Die Schrift ist ein Mittelding zwischen Buch- und Urkundenschrift. Die Tinte ist der Zeit entsprechend tiefschwarz und glänzend.

Die *Sprache* der Urkunde ist ein schlechtes Latein, das besonders in der Flurnamenbildung schon deutlich zur rätischen Mundart hinneigt. Die *Personennamen* haben zum Teil sehr alte Formen. In der Hauptsache sind es lateinische Namen ; doch kommen besonders in den Nachträgen auch germanische Formen vor. In der Regel hat jede Person nur einen Namen. Ausnahmen machen nur « Crillus Gallinus » und « Victor Maltitus », wobei Gallinus und Maltitus wohl Übernamen sein dürften, die ja bekanntlich in romanischen Gegenden eine große

Rolle spielten. Dominicus a Arnusti könnte eine Vorstufe zur Bildung der Geschlechtsnamen darstellen, ebenso wie der Plural Bertans. Die *Flurnamen* haben sehr archaistischen Charakter. Ein Versuch, sie mit den heutigen Flurnamen von Lüen zu identifizieren, muß beinahe als gescheitert angesehen werden. Am besten gelang es bei jenen Namen, die ins Deutsche übersetzt worden waren und sich so erhielten. Die noch existierenden romanischen Flurnamen von Lüen zu deuten und sie mit den Flurnamen dieses Dokumentes in Einklang zu bringen, ist Sache fachgewandter Philologen, die es wohl nicht unterlassen werden, diesen für sie äußerst wichtigen Text in jeder Hinsicht gründlich zu studieren.

Die *wirtschaftlichen Zustände*, mit denen uns vorliegendes Dokument bekannt macht, sind noch ungefähr dieselben, wie sie in rätischen Gegenden in karolingischer Zeit herrschten. [1] Nebst den freien Nachbarn von Lüen treffen wir in Udalricus, der durch Cenzo der Kirche übergeben wird, auch einen Vertreter der unfreien Elementes.

Die reine Naturalwirtschaft ist noch vorherrschend, doch beginnt sich der Übergang zur Geldwirtschaft anzukünden. Eine Wertverschiebung hatte bereits stattgefunden, denn zwei verschiedene Wertfüße werden genannt. Nebst den Wertpfennigen (denarius de mercede resp. denarius de mercede in butiro) kommen die Schillinge des *guten* Wertes (solidi de *bona* mercede) vor.

Die Grundstücke werden oft nicht durch Flächenmaße angegeben, sondern entweder durch deren Ertrag (bei Wiesen) oder durch das Maß an Samen, das zur Bestellung des betreffenden Gutes (bes. Acker) notwendig war, bewertet. Wiesland wird nach dem Ertrag an Traglasten oder Burden (onera) [2], sowie nach Fudern (carrales) berechnet. Das Ackermaß wird in Jucharten (iugera) oder durch das Kornmaß ausgedrückt, das zur Bestellung des betreffenden Ackers notwendig war.

Als Hohlmaße für Getreide finden wir den Scheffel (modius) und den Ster (stairalis, sextairalis, sestairalis). Daß diese Maße in übertragenem Sinne als Flächenmaße dienten, beweist der Passus: ein Scheffel an Boden in Seinaus (modium de terra in Seinaus), d. h. das

[1] Vgl. *Durrer*, Ein Fund rätischer Privaturkunden. In Festgabe für Meyer v. Knonau, Zürich 1913.

[2] Hier kommt nur der Ausdruck onera oder honera vor, wobei nicht angegeben ist, auf was es sich bezieht. Offenbar sind es onera feni = Heuburden, wie in Urkunde 1087 (*Mohr*, « Cod. dipl. » I, Nr. 99, p. 139).

Grundstück war so groß, daß es zu seiner Bestellung gerade eines Scheffels Saatgut bedurfte.

Für Butter wird auch der Ster zum Abmessen benützt. Man beachte aber, daß für dieses Hohlmaß ein anderer lateinischer Ausdruck (nämlich stairus oder starium) verwendet wird.

Dieses Dokument ist für die Erforschung der Zustände, die in Rätien im XI. Jahrhundert herrschten, von größter Bedeutung. Es stellt die einzige Privaturkunde dar, die uns aus dem Gebiete des heutigen Graubündens aus dem XI. Jahrhundert übermittelt ist und die einheimische Verhältnisse betrifft. Aus diesem Grunde mag sich der Umstand erklären, daß dieser Urkunde eine so eingehende Studie gewidmet wurde.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

† Dr. P. Odilo Ringholz O.S.B.

Am 9. September dieses Jahres starb im Kloster Maria Einsiedeln nach langem Leiden der Benediktiner P. Odilo Ringholz. Der Verstorbene war am 23. August 1852 in Baden-Baden geboren, studierte dort und in Rastatt mit großem Eifer, aber in beständigem Kampf mit einer damals sehr schwachen Gesundheit. Auf den Universitäten von Freiburg und Tübingen widmete sich Ringholz dem Studium der heiligen Theologie. Noch in hohem Alter erzählte der Verewigte mit Vorliebe von seinen Universitätsprofessoren und wurde selber manchmal fast wieder jung, wenn er an diese Zeiten dachte. Damals reifte in dem idealen jungen Mann der Entschluß, in Einsiedeln ins Kloster einzutreten. Wie oft hat er später in seinen historischen Arbeiten die Beziehungen seiner Heimat zum Gnadenort im Finstern Wald behandelt. Er war mit Leib und Seele Badenser, aber auch ebensosehr Einsiedler. Kostete ihn doch der Eintritt ins Kloster des hl. Meinrad keine geringen Opfer. Er mußte vor der Zulassung zum Noviziat ein ganzes Semester lang Kandidatur auf sich nehmen, mitten unter den Zöglingen der Stiftsschule: der 26-jährige Theologe, der mit seiner fast gigantischen Körpergröße sich unter den jungen Gymnasiasten wohl oft recht komisch ausgenommen hat. Am 8. September 1879 legte er die heiligen Ordensgelübde ab und empfing dabei den Namen des hl. Odilo. Von seinen fünf Konprofessen ist ihm Abt Thomas Bossart im Tode vorausgegangen. — Am 18. April 1881 empfing P. Odilo die heilige Priesterweihe und begann seine seelsorgerliche Wirksamkeit in dem kleinen Dörflein Trachslau bei Einsiedeln. Zugleich ernannte ihn Abt Basilius zum Unterarchivar. Nach dem Tode von P. Johann Baptist Müller folgte er diesem 1883 im Amte eines *Stiftsarchivars*. Die gründliche Vorbildung und außerordentliche Befähigung des Verstorbenen ließen ihn schon so bald zu diesem Amte gelangen, das sonst gewöhnlich nur älteren Mönchen anvertraut wird.

Ringholz hatte schon in Freiburg und Tübingen neben der Theologie auch Germanistik und Geschichte (besonders Hilfswissenschaften) studiert; in der Folgezeit hat er sich immer mehr zum geschulten Historiker entwickelt. Zum Archivfach war er vorzugsweise befähigt. Eine peinliche, für den Laien pedantische Genauigkeit war ihm eigen. Bei ihm mußte im Archiv alles in Ordnung sein. Wehe, wenn einer ein Buch oder eine Mappe nicht genau an den richtigen Platz eingestellt hatte. Die Peinlichkeit ging so weit, daß der gute Mann alle Eselsohren, die er in alten Büchern drin fand, umbog und mit dem Falzbein sorgfältig glatt strich. Auch die Schrift wurde der Genauigkeit dienstbar gemacht. Schön war die Handschrift von P. Odilo nicht, aber klar. Groß und deutlich jeder einzelne Buchstabe, wie für eine Ewigkeit hingestellt und zugleich so, daß jedes Kind und jeder alte Mann mühelos und eindeutig lesen kann. Kaum etwas anderes vermochte ihn so in Harnisch zu bringen, als wenn er in Register-

büchern einer flüchtigen oder unleserlichen Hand begegnete. «Das ist doch kein Archivar!», pflegte er mit Nachdruck auszurufen. — Es muß für den jungen, talentvollen Historiker eine wahre Herzensfreude gewesen sein, in ein so reiches Archiv Zutritt zu haben, wie es das Kloster Einsiedeln besitzt. Mit einer seltenen Energie und Zähigkeit ging er an die Arbeit. Sein Abt hatte ihm gegenüber schon bald den Wunsch ausgesprochen, er möchte eine große, umfassende Stiftsgeschichte schreiben. Mit größter Umsicht machte P. Odilo seine Pläne. Es war ihm nicht darum zu tun, nur möglichst bald die Wünsche des Vorgesetzten zu befriedigen und die Öffentlichkeit mit einer Sensation zu überraschen. Ganze und gründliche Arbeit wollte er leisten. Durch zahlreiche Einzeluntersuchungen arbeitete er sich in das weitschichtige Material ein. Besonders schwierige Fragen erledigte er in separaten Abhandlungen, um die Darstellung in dem geplanten Werk nicht unnötig zu belasten. Unter diesen Vorarbeiten ragt neben einer kürzeren Geschichte des Abtes Anselm von Schwanden besonders hervor «Geschichte des Fürstlichen Benediktinerstiftes Einsiedeln unter *Abt Johannes I. von Schwanden 1298–1327*» (im 43. Band des Geschichtsfreundes und 1888 bei Benziger separat). Mit diesem Buch legitimierte sich P. Odilo Ringholz vor der breiten Öffentlichkeit als zünftiger Geschichtsforscher. Die knifflige Frage des Marchenstreites, der das Kloster jahrhundertelang in Feindschaft zu den Bewohnern des Landes Schwyz versetzte, wird vom Einsiedler Archivar mit ruhiger Sachlichkeit, ohne verletzende Schärfe und aufdringliche Tendenz einwandfrei dargelegt. Die Darstellung ist recht fließend und interessant, während die abgedruckten Urkunden in den Beilagen, sowie die wissenschaftlich polemischen Exkurse die Hand des Fachmannes verraten. Schon 1886 hatte P. Odilo in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden einen Aufsatz veröffentlicht über «Des Benediktinerstiftes Einsiedeln Tätigkeit für die Reform deutscher Klöster», in dessen Zusammenhang er erstmals die sog. Consuetudines von Einsiedeln herausgab. Diese Arbeit wurde sehr viel beachtet und noch heute wird in der Diskussion über die immer noch nicht abgeschlossenen Reformfragen des benediktinischen Ordenslebens im zehnten und elften Jahrhundert Ringholz berücksichtigt und anerkennend beurteilt, wenn auch da und dort nicht unwesentliche Korrekturen angebracht wurden. Eine prächtige Studie über «Die Ausbreitung der Verehrung des hl. Meinrad» erschien 1900 im schweizerischen Archiv für Volkskunde. Um den Wünschen seines Abtes zu entsprechen, arbeitete der Einsiedler Historiker vor der Stiftsgeschichte die Geschiche der Wallfahrt aus, da für diesen Stoff das Material näher beisammen lag und nicht so viele Probleme in sich schloß. Die *Wallfahrtsgeschichte* erschien 1896 bei Herder. Kaum ein anderes Werk von Ringholz hat solche Anerkennung gefunden. Es war fast einzig in seiner Art. Der Verfasser hat es hier verstanden, in leicht faßlicher Sprache, ohne zuviel beschwerendes Beiwerk, das Werden und Wachsen jener mächtigen Bewegung zu verfolgen, die sich in den Pilgerzügen zum Heiligtum der Mutter im Finstern Wald offenbart. Wenn P. Odilo die Wallfahrtsgeschichte zwanzig Jahre später geschrieben hätte, wäre er vielleicht in der Frage der Engelweihe

noch um ein weniges behutsamer und zurückhaltender vorgegangen, obwohl man ihm auch in dieser Frage durchaus keinen Vorwurf machen kann. Er hat wirklich so dargestellt, wie er es von seinem Standpunkt aus mußte. Hätte er damals anders geschrieben, so hätte er sich selber in ganz unverantwortlicher Weise verleugnet. Die Grundzüge seiner Beweisführung und das meiste Beweismaterial sind noch heute beweiskräftig. Auch hier ist er nach seinem oft ausgesprochenen Grundsatz gegangen: « Wißt, lieber laß ich mir die Finger ausreißen, als daß ich etwas schreibe, was nicht wahr ist! »

Wir haben hier nur einige der wichtigsten Vorarbeiten für die Stiftsgeschichte berührt. Von 1902–1904 erschien dann diese selbst bei Benziger unter dem Titel: « *Geschichte* des fürstlichen *Benediktinerstiftes* U. L. F. von *Einsiedeln*, I. Band, vom hl. Meinrad bis zum Jahre 1526. » Es ist ein stattlicher Band von 778 Seiten und 180 Illustrationen. Eine erstaunliche Fülle historischen Wissens ist in diesem Monumentalwerk aufgespeichert. Der Verfasser hatte sich eine Ehre daraus gemacht, in diesem Band alles aufzuzeichnen, was in unserem und in auswärtigen Archiven an Nachrichten über die Schicksale des Klosters und seiner Bewohner, Zugehörigen und Besitzungen vorhanden war. Alle Einzelheiten sind mit Sorgfalt zusammengesucht und mit bewundernswerter Geschicklichkeit in die Gesamtdarstellung verwoben. Man kann wirklich alles finden. Die Darstellung ist absolut zuverlässig, genau bis in die kleinsten Details hinein, das Register mit einer mustergültigen Einläßlichkeit, jedes Zitat mehrfach nachgeprüft. Dazu kommen die wissenschaftlichen Beilagen, die wahre Kabinettstücke historischer Feinarbeit darstellen. Trotzdem hat die Stiftsgeschichte in weiteren Kreisen nicht sonderlich viel Anerkennung gefunden. Sie ist zu sehr mit Einzelheiten belastet. Der Verfasser hat über der Fülle des Stoffes und ob seines archivarischen Verantwortungsgefühles oft die große Linie, die leitende Idee, verloren. Hier hat den kritischen, genau registrierenden Forscher der darstellende Künstler verlassen. P. Odilo, der auf der Kanzel so wundervoll zu schildern verstand, so plastisch jeden Satz vor die Augen der Zuhörer hinmalte, ja fast in tast- und greifbare Form meißelte, der in kleinen Schriftlein so angenehm zu plaudern und so eindringlich zu mahnen vermochte, wird hier schwerfällig und für den Nichtfachmann oft geradezu langweilig. Wir können diesen Mangel nicht genug bedauern. Denn gerade dieses Werk P. Odilos verdiente, von recht vielen gelesen zu werden. Für den Schweizerhistoriker der Jahrhunderte vor der Reformation ist es geradezu unentbehrlich. Der Verstorbene hatte den Plan, die Geschichte bis auf unsere Zeit weiterzuführen. Die kühle Aufnahme, die das Werk fand, und die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, dasselbe in diesem Ausmaß fortzusetzen, nahmen ihm den Mut, den neuen Wurf zu wagen. So ist sein Werk Bruchstück geblieben. Wohl hat er weitgehende Vorarbeiten auch für den zweiten Band getroffen. In den zwei Jahrzehnten, die der Veröffentlichung des ersten Bandes folgten, hat er fast ungezählte Einzelaufsätze und größere Abhandlungen geschrieben (der Katalog all seiner literarischen Arbeiten zählt 171 Nummern!). Wir nennen nur die wichtigsten: 1892 schon war die populär gewordene

Biographie des seligen Markgrafen Bernhard von Baden erschienen. Später folgte das Leben seines Namenspatrons, des heiligen Odilo. Zahlreiche kleinere Schriften dienen den Lokalheiligen von Einsiedeln und der Wallfahrt, so « das Leben des hl. Meinrad », « Das Haus der Mutter » und « Das Bild der Mutter ». Dann untersuchte er die Beziehungen des Stiftes zu einzelnen Orten und Städten der alten Eidgenossenschaft, zum Lande Baden, zu Elsaß-Lothringen, zur Universität Salzburg, zum dortigen Frauenkloster Nonnberg usw. Selbständig erschienen 1902 die « Geschichte der Pferdezucht im Stifte Einsiedeln », 1908 behandelte er auf ähnliche Weise die Rindviehzucht, dann 1909 « Die Kulturarbeit des Stiftes Einsiedeln ». Einzelne Orte und Klöster : das Frauenkloster in der Au, die Ufnau, Schindellegi, einzelne Persönlichkeiten : der hl. Wolfgang, P. Isidor Moser usw., erhielten eigene Darstellungen. Dazu kämen noch die vielen kleinen Aufsätzlein, die im letzten Jahrzehnt aus seiner Feder geflossen sind, mit denen er dem Einsiedler Anzeiger und den Mariengrüßen aus Einsiedeln wertvolle Beiträge lieferte. Nur um zu schreiben, hat P. Odilo nie geschrieben. Er hat stets mit einer bewundernswerten Gewissenhaftigkeit gearbeitet, weshalb auch seine Aufsätze mit Vorliebe in wissenschaftlichen Zeitschriften Aufnahme fanden ; wir erinnern nur an die Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner Orden, an den Geschichtsfreund, die Mitteilungen des historischen Vereins Schwyz, an den Anzeiger für Schweizer Geschichte und an diese Zeitschrift. Für den unermüdlichen Arbeiter war es darum eine wohlverdiente Anerkennung, daß ihn 1911 die theologische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau zum Ehrendoktor ernannte. 1919 gab ihm die Gemeinde von Einsiedeln das Ehrenbürgerrecht.

In seiner Stiftsgeschichte ist P. Odilo vielleicht etwas zu sehr nach dem nicht einwandfreien Grundsatz vorgegangen : quod non est in actis, non est in factis. Er hat nur gegeben, was er in den Urkunden und im Archiv fand, das alles ohne Auslassung, aber zu wenig von sich selber dazu gegeben. Der Historiker darf in seinen Veröffentlichungen den Menschen in sich nicht totschlagen oder totschweigen. Es wäre grundfalsch, wollte man aus dem Vorausgehenden den Schluß ziehen, P. Odilo sei als Mensch nichts Besonderes gewesen, trockener Bücherwurm und lebensferner Archivschnüffler, aber kein großer und tiefer, fruchtbarer Mensch. Er war in der Tat eine herrliche Persönlichkeit. Dafür zeugen schon seine zahllosen Predigten, Volksmissionen und vor allem auch seine Exerzitien. P. Odilo hatte ein überaus tiefes Seelenleben, er war wahrhaft Mensch im schönsten und weitesten Sinn, aber er wollte diesen schönen Menschen in sich nicht auf den Markt tragen. Diesen wahren P. Odilo kannten nur die und schätzten nur die, denen es vergönnt war, näher mit ihm zu verkehren und in trautem Zwiegespräch seine verborgensten Saiten erklingen zu hören, seine kernhafte Religiosität, sein harmonisches Gemüt, sein abgeklärtes, verständnisvolles Urteil in allen Lebensfragen. Nur wer ganz feinhörig ist, wir diesen P. Odilo auch aus seinen historischen Schriften heraushören und ihn darob umsomehr hochschätzen und verehren.

P. *Leo Helbling* O. S. B., Einsiedeln–Freiburg.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Kulturgeschichte des Kantons Schaffhausen und seiner Nachbargebiete im Zusammenhang der allgemeinen Kulturgeschichte. Im Auftrage der Lehrerkonferenz des Kantons Schaffhausen verfaßt von Dr. *Th. Pestalozzi-Kutter*. Aarau und Leipzig 1928. Verlag von H. R. Sauerländer. I. Band: Antike und Mittelalter.

Der Auftraggeber bestimmte offenbar den Charakter dieses Buches. Wer eine Kulturgeschichte Schaffhausens, selbständige neue Forschungen oder auch nur eine systematische Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse zu diesem Thema in ihm sucht, wird das Werk enttäuscht zur Seite legen. Es ist eine Erzählung der Entwicklung Schaffhausens auf dem breitesten Hintergrunde der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte des Mittelalters, bestimmt, wie es der Verfasser im Vorworte selber sagt, in erster Linie für die Lehrerschaft des Kantons Schaffhausens. Hier, und — da das spezifisch Schaffhauserische gegenüber dem allgemein Kulturgeschichtlichen weit zurück bleibt — auch darüber hinaus, kann es eine Mission erfüllen und — da erzählerfreudig und von angenehm lesbarer Sprache, mit vorzüglichem Bildermaterial ausgestattet, überall auf den neuesten Ergebnissen der Forschung fußend und diese popularisierend, keine Gelegenheit versäumend, auf Heimatkunde und -pflege hinzuweisen — zum Bahnbrecher für die dringend notwendige Revision des Geschichtsunterrichtes in der Volksschule werden. Einen Hauptteil des Buches bildet die Schilderung der kirchlichen Verhältnisse des Mittelalters. Der Verfasser, bekannt durch seine Studie über die Gegner Zwingli's am Großmünster, schildert hier mit einem für den Protestanten bemerkenswerten Verständnis und Ausführlichkeit die kulturellen Leistungen der Kirche und deren Geschichte, sichtlich bemüht, Verständnis für die vielen in der Heimat noch vorhandenen Zeugen aus Schaffhausens katholischer Zeit zu wecken, welches Ziel auch durch verschiedene typisch protestantische Urteile und Theorien über innerkirchliche Entwicklungen nicht in seiner Erreichung beeinträchtigt wird. Bedeutet das Buch auch keine Förderung der Wissenschaft, so ist es doch Dienst am Volke. Es ist ihm Eingang in die Stuben recht vieler Volksschullehrer zu wünschen. *E. M.*

Wymann Eduard. Die Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Sebastian Werro von Freiburg i. Ue. über seinen Aufenthalt in Rom vom 10. bis 27. Mai 1581. S.-A. aus Römische Quartalschrift 1925, S. 39-71.

Diese gründliche quellenmäßige Abhandlung verdient auch an dieser Stelle kurz erwähnt zu werden. Sebastian Werro, mag. art. (1555–1614), ein gebürtiger Freiburger, wurde dort Stadtpfarrer, Chorherr und Propst am Stift St. Nikolaus und leitete zur Zeit der Sedisvakanz als apostolischer Administrator die Diözese Lausanne und kam dadurch in

nahen Verkehr mit den führenden Persönlichkeiten der Tridentinischen Reform: Päpsten, Nuntien und Bischöfen und hervorragenden Laien. Er unternahm am 6. April 1581 eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande und betrat am 10. Mai die Ewige Stadt. Über seinen dortigen Aufenthalt bis zum 27. Mai enthält sein noch ungedrucktes Tagebuch sehr wertvolle Notizen, die hier, mit einer guten Einleitung und vortrefflichen Erläuterung versehen, zum ersten Male im lateinischen Wortlaute veröffentlicht werden. Daß W. nur Selbstgesehenes und eigene Erlebnisse aufzeichnet, bildet einen besondern Vorzug dieser von zeichnerischen Beigaben begleiteten Publikation. Sein Bericht über die kurz zuvor entdeckten Katakomben ist um so höher anzuschlagen, da er zu den ersten auswärtigen Pilgern gehört, die darüber näheres zu melden wissen. Auch die übrigen Notizen seines 519 umfassenden Seiten Tagebuches verdienten mit gleicher Sorgfalt und durch denselben Herausgeber in absehbarer Zeit eine Veröffentlichung!

Albert Büchi.

Zoepfl, Dr. Friedrich. Deutsche Kulturgeschichte. Erster Band: **Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters.** Mit einer Farbentafel und 279 Textbildern. Lex. = 8° (XXVI u. 580 S.). Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 20 M.; in Leinwand 23 M.

Eine gute deutsche Kulturgeschichte der Öffentlichkeit von heute übergeben, ist nicht so leicht. Denn gar vielseitig sind schon die Forderungen, die eine solche Geschichte, aus einer gar vielgestaltigen Flut von Einzelmonographien herauswachsend, an den Autor stellt, und noch mehr verlangt der verwöhnte Leser der Gegenwart von einem Buche, dessen Lektüre ihm beständigen Genuß und zugleich bleibenden bildenden Wert übermitteln soll. Zoepfls Kulturgeschichte besitzt diese Vorzüge im denkbar weitesten Umfang. Ein köstliches Buch voll belehrenden Inhaltes! Man mag es aufschlagen, wo immer man will, sogleich fesselt die überaus angenehme Schreibart, die alles Überschwängliche meidet und sich in den Bahnen des Gemeinverständlichen bewegt. Das ganze Werk ist in eine Form kristallisiert, die allen, dem Professor und dem Schüler, dem Gelehrten wie dem Laien, leicht verständlich entgegentritt. Bei strenger Wissenschaftlichkeit ist sein Urteil überall gerecht; neben dem hellen Lichte, das von deutscher Kultur ausstrahlt, schauen wir auch die weniger ansprechenden germanischen Züge, die schon Tacitus so scharf im Kontraste zeigt.

Der Aufbau dieses ersten Bandes besitzt ein seltenes Ebenmaß, das alles Wesentliche sorgsam und oft recht kühn ineinanderfügt und jedes einzelne Glied wiederum mit freudiger Sicherheit beherrscht und herausarbeitet. Jedes der sieben Bücher trägt unter poetischer Überschrift eine eigene Farbe an sich, die Farbe, die Sprache, die Seele der jeweiligen Periode. Man lebt mit jener Zeit, man hört ihre Laute, man sieht ihre Menschen kommen und gehen, ihr Planen und Schaffen, ihr Singen und Sagen, und mit stets gesteigertem Interesse liest man sich von einem Heft ins andere hinüber. Was Zoepfl (S. 223) vom XI. Jahrhundert sagt, das können

wir über den ersten Band seiner Kulturgeschichte schreiben: Nicht mehr eine ferne, versunkene Welt, sondern die Welt des Mittelalters, die bewegte Gegenwart ersteht vor uns. Zoepfl geht da nicht nur die große Heerstraße der Kultur den großen Kunst-, Völker- und Kulturgeschichten entlang. Er tritt ab und zu ganz abseits in die Kreise des kleinen Volkes, in seine Hütte, in seine Werkstätte, um dessen Fühlen, Denken und Schaffen dort zu belauschen. Und gerade hier holt er sich recht oft für seine Kulturbilder die warmen Töne, die herrliche Farbe, die uns vergangene Zeiten so wahrheitsgetreu nahebringen. Aber nichts wird nur als fertige Tatsache hingestellt. Alles sehen wir erst in lebendiger Entwicklung, oft in seinem Herauswachsen aus fremder Kultur, in seinem Großwerden, im Sein und Vergehen oder im Abwandern in andere Länder. Es war kein Leichtes, gleichzeitiges Geschehen klar auseinander zu scheiden und jedes Einzelne unter geschlossene Gesichtspunkte und entsprechende Titel wiederum chronologisch zusammenzufassen und Wiederholungen zu vermeiden. Dieses ist dem Verfasser gut gelungen.

Wie ein goldener Faden zieht sich durch den ganzen deutschen Kulturaufbau des Mittelalters das Wirken der Kirche. Stoffbeherrschung und ausgezeichnete Darstellungsgabe Zoepfls lassen denn auch dieses Licht, das von der Kirche kulturweckend, -fördernd und -reifend ausstrahlt, überall vorteilhaft hervortreten. Gerade im IX. Jahrhundert, wo ganze Völker sich auseinanderscheiden und das irdische Königtum in großer Armseligkeit dasteht, leuchtet das Licht der Kirche doppelt hell neben dem Dunkel (IV. Buch) und nimmt zu und zu, bis es sich selber als mächtiges Königtum Christi auf Erden offenbart (V. Buch, 8. Kapitel). Zoepfl würdigt hier und anderswo auch die Kulturarbeit der Schweiz, besonders die hohen Verdienste St. Gallens in Schule und Gelehrtenwesen (Kap. 13). Überhaupt läßt ein eingehendes Studium dieser Kulturgeschichte uns auch das eigene Vaterland in seiner kulturellen und historischen Entwicklung viel besser verstehen. Von diesem Standpunkt aus ist es vielen Gebildeten und Laien, besonders Vorständen von Vereinen zum eingehenden Studium zu empfehlen, da sich in diesen Büchern eine Riesensumme von interessantestem Stoff aufgehäuft findet, der sich sehr leicht zu höchst lehrreichen Vorträgen zusammenstellen und umarbeiten läßt. Z. B. Kap. 5 im VII. Buch spricht so anschaulich vom Handwerk und Handel im ausgehenden Mittelalter, daß es für Arbeiter-, Gesellen- und Jünglingsvereine ein Hochgenuß sein wird, von diesem täglichen Treiben in spätmittelalterlicher Stadt zu hören oder von der Entwicklung der Städte und vom Aufbau des Volksganzen zu vernehmen (VI. Buch, 2. Kap.).

Wertvoll für Studierende ist besonders die Beigabe des kulturgeschichtlichen Schrifttums, sowie der Sachweiser, welch letzterer noch weiter ausholen oder als Register auch auf Personen sich ausdehnen dürfte.

Besonderes Lob verdient das Bildmaterial in seiner Auswahl und vielfachen Neuheit. Zoepfl hat mit der Tradition, stets nur die altbekannten, stereotypen Bilder aus bekannten illustrierten Werken zu bringen, gebrochen und hat sich die Mühe genommen, für seine neue Kulturgeschichte auch

neue Illustrationen herzuschaffen. Es ist erstaunlich, wie hierin oft ein einziger, fast unbekannter Ort, wie Maihingen, mit seinen bis anhin unbekannt gebliebenen Kunstschätzen Wertvolles beitragen kann.

So reich und gut der illustrative Schmuck Zoepfls Werk ziert, vermißt man doch zur besseren Erklärung des Textes da und dort noch ein Bildchen. Z. B. eine gute Wiedergabe von Runenzeichen, da solche in Bild 16 auf der Spange sehr undeutlich sind. Statt 3 Kämme aus der Germanenzeit wäre eine Darstellung der Haartracht instruktiver. In der Zeit des geregelten Münzsystems wäre auch ein Münzbild sehr erwünscht. Das bürgerliche Mahl des Mittelalters mit einem Abendmahlsbild aus dem XII. Jahrhundert (Bild 58) darzustellen, ist etwas gewagt. Das Kapitel über die Burg ruft dem bildlichen Grundriß einer typischen Burganlage. Auch würde sich im Kapitel über die mittelalterliche Stadt « ein getreues Bild von der wehrhaften deutschen Stadt » von damals aus Hartmann Schedels Weltchronik nicht nur im Wort, sondern auch im Bild sehr gut ausnehmen.

Auch im Text könnte man da und dort noch eine Kleinigkeit berichtigen oder ergänzen. Bei Anführung der Hellebarte, besser Halbarte, wäre die etymologische Erklärung besser in « Halm » statt in « Helm » (= Stiel) gegeben worden, da dieses Wort jetzt noch in verschiedenen Schweizer Mundarten vorkommt und die Halbarte tatsächlich ein ausgesprochenes Schweizer Produkt des Mittelalters ist. Auch hat Zoepfl die Halbarte als Angriffswaffe für das allgemeine, nicht ritterliche Fußvolk des XII. Jahrhunderts zu früh angesetzt. Wohl hat sich diese furchtbare Waffe bei den Urschweizern schon in der Karolingerzeit in den ersten Stadien als Gese (Dialekt — Segesse — Sense) ausgebildet, aber außerhalb der Schweiz dürfte sie erst im XV. Jahrhundert und später angewendet worden sein. — Die Bedeutung des Fastentuches (S. 438) scheint Zoepfl nicht recht erfaßt zu haben, da es in diesem Zusammenhang, wie er es bringt, nicht verstanden wird. Das Fastentuch, bis in das Frühmittelalter Zeit zurückreichend, und auch für die Schweiz in der Chronik des St. Galler Mönches Radbertus schon für das Jahr 805 bezeugt, ist jener große Vorhang, der in der Passionszeit zwischen Chor und Schiff der Kirche aufgehängt wurde und meistens mit Bildern aus dem Alten Testamente geziert war. Es dürfte damit der Vorschrift der Kirche nachgelebt worden sein, nach der in der Passionszeit Bilder, Kruzifixe und Reliquiare in der Kirche auch heute noch mit violetten Tüchern verhüllt werden. Exemplare alter Fastentücher finden sich noch da und dort, z. B. in der Schweiz im Landesmuseum in Zürich, ferner ein solches als Bruchstück aus dem Jahre 1421 im Museum in Altdorf. — Daß die Osterspiele (S. 440), als sie aus der Kirche ins Freie verlegt wurden, auf den Friedhöfen stattfanden, mag nur vorübergehend oder ausnahmsweise geschehen sein und nur insofern, als der weite Kirchenplatz vor der Kirche als Spielplatz durch den Friedhof begrenzt wurde. Sonst sind es hauptsächlich die Markt- und öffentlichen Stadt- und Dorfplätze, wie in Luzern der alte Fisch- und spätere Weinmarkt, die zu solchem Spiel benützt wurden. — Bei Anführung der kirchlichen Prozessionen und der Kirchweih (S. 441, 442)

möchte man nicht nur einzelne Zeugnisse über dabei vorkommenden Mutwillen und « großem gefreß » hören, sondern auch über die eigentliche kirchliche Feier etwas vernehmen. — Die sehr interessante Schilderung alter Gebräuche könnte da und dort noch ergänzt werden, z. B. S. 437 mit dem sehr verbreiteten Neujahrssingen etc. Auch bei Erwähnung der sinnbildlichen Handlungen bei Übergabe des Lehrbriefes nach Abschluß der Lehrzeit (S. 468) dürfte der eine oder andere interessante Brauch geschildert werden, z. B. das Gautschen der Buchdrucker. Von allgemeinem Interesse wäre bei Schilderung des Straßen- und Reisewesens auch die Schilderung einer beschwerlichen Pilgerfahrt ins Heilige Land, wie sie damals so oft ausgeführt wurde. — Im Brauereigewerbe (S. 172 und 430) standen die Klöster des Mittelalters wohl den Privaten voran, betrieb doch z. B. das Kloster St. Gallen im Jahre 830 drei Brauereien, und das Stift Schaffhausen besaß im Jahre 1150 in der Stadt neun Brauereien. In das Bild der mittelalterlichen Stadt gehört zu den städtischen Gebäuden sicher auch die Metzg, und in den Verliesen des Rathauses waren vielerorts neben dem Ratskeller auch die Salzkammern, da nebst dem Wein vielfach auch das Salz monopolisiert war, was bei uns heute noch der Fall ist. — S. 321 wäre ein gut orientierender Satz über das Wesen der Armutsbewegung der Waldenser und Albigenser im Gegensatz zur Armutsauffassung und Durchführung eines hl. Franz von Assisi sehr am Platz. Das Wort « kulturlos » (S. 321) für den Mendikanten jener Zeit könnte vielleicht mißverstanden und dürfte, wie die Benennung des kraftvollen Predigers als « Vollblutmendikanten » (S. 323), abgeändert werden. Ob die Minne des höfischen Zeitalters (S. 302) so harmlos war ? Die orientalischen Einflüsse, die sich dabei, wie auch beim Bad, das damals den Gästen gegeben wurde, geltend machten, waren nicht die vorteilhaftesten für die guten Sitten ! Die « mâze » und die « stäte », die eine Frau Elisabeth zur Heiligkeit führten, waren eben Ausnahmen ! Vom hl. Bonaventura dürften wir schon bei der Scholastik etwas hören und bei Gratian (S. 342) dürfte auch dessen Standartwerk angeführt werden, die Decreta. Die in seiner Zeit literarisch stark hervorragende Persönlichkeit eines Konrad von Würzburg (S. 347) dürfte, da aus dem Basler Geschlecht derer von Würczeburg stammend, eigens als Basler genannt werden.

Angenehm berührt es, daß der erste Band nicht mit einem Blick auf kommende Zerstörung und Untergang beschlossen wird, sondern in ein Loblied auf die deutsche Stadt des Mittelalters ausklingt und im Glanze der Sonne von dieser scheidet.

Appenzell. P. *Adalbert Wagner* O. M. Cap.

Staehelin Ernst. Bibliographische Beiträge zum Lebenswerk Oekolampads. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 27. Band (1928). S. 191-234.

Eine Oekolampad-Bibliographie erschien in Band 17 dieser Zeitschrift (1918) ; seither gelangten die Briefe und Akten zum Leben Oeko-

lampads durch denselben Verfasser zur Ausgabe (s. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte XXII, 228). Hier folgen in Ergänzung dazu zunächst noch Nachträge zu Band 17, sodann Schriften an oder gegen Oekolampad, Manuskripte, die Oekolampadische Schriften enthalten, endlich Manuskripte, die gegen Oekolampad gerichtete Schriften enthalten, alles in bibliographisch mustergültiger Form.

A. Büchi.

P. Augustin Neu S. J. Johann Philipp Roothaan, der bedeutendste Jesuitengeneral neuerer Zeit (1853). Bearbeitet nach dem größeren holländischen Werke des P. Petrus Albers S. J. Mit einem Titelbild. (Sammlung: Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von P. Konstantin Kempf S. J.) VIII und 256 S. Freiburg i. Br. 1928, Herder.

Roothaan ist der zweite General der Gesellschaft Jesu nach ihrer Wiederherstellung (1829–53), ihr «zweiter Stifter», ein durch und durch seelsorgerlicher, a-politischer Charakter, dem die rein religiöse Kultur seines Ordens am Herzen lag (und der so z. B. in einem leisen Gegensatz zu Pius IX. und der von ihm verlangten politischen Richtung der 1850 gegründeten Civiltà Cattolica stand, S. 219 ff.). Vorliegende Biographie ist eine volkstümliche deutsche Bearbeitung eines holländischen Quellenwerkes und hat in erster Linie Erbauungszwecke. Kulturhistorisch für das schweizerische Interessengebiet wertvoll ist das Kapitel über Roothaans Wirksamkeit zu *Brig* im Wallis (1820–23), wohin er nach der Vertreibung des Ordens aus Rußland kam und als Professor und Missionär segensreich wirkte (S. 63-79). Roothaan war ein durchaus ignatianischer Charakter im Stile seines großen Landsmannes Petrus Canisius. Seine Pädagogik des fortiter et suaviter (S. 117 ff.), sowie seine Auffassung von den Exerzitien und ihrem «Fundament» (S. 164 ff.) lassen nichts von «Akkommodation» erkennen.

Dr. *Ernst Karl Winter* (Wien).

Schönenberger Karl. Das Bistum Basel während des großen Schismas 1378–1415. S.-A. aus der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 26./27. Band. Basel 1928.

Der Verfasser, der uns bereits eine sehr gediegene Studie über das Bistum Konstanz während des großen Schismas (1378–1415) geschenkt hat (s. oben Bd. XXI, S. 160), gibt hier in ebenso verdienstlicher Weise die Fortsetzung über das Bistum Basel, und zwar in seinem ganzen damaligen Umfange, indessen Bern und Solothurn während des großen Schismas vom gleichen Verfasser in Bd. XXI unserer Zeitschrift behandelt wurden. Diese gründliche, ganz aus den Quellen mit großer Sorgfalt und besonnener Kritik herausgearbeitete Darstellung zeigt eine souveräne Beherrschung des umfangreichen gedruckten Quellenmaterials und der einschlägigen

Literatur und ist umso wertvoller, als uns hier die Vatikanischen Regesten völlig im Stiche lassen, abgesehen von Göllers Repertorium Germanicum, während das ungedruckte Material den Archiven Basel, Biel und Bern in der Hauptsache entnommen wurde. Indem neben der Weltgeistlichkeit auch Klöster, Stifte und Adel Berücksichtigung fanden, dringt es tief in die Lokalgeschichte ein und bietet viele wichtige Aufschlüsse, die weit über das bloß Kirchliche hinausreichen. Für die außerhalb der Schweiz gelegenen Stifte und Klöster gibt es eine angenehme und zuverlässige Wegeleitung, eine willkommene Ergänzung zu von Mülinens Helvetia sacra.

Wir erfahren manches über den Basler Beginenstreit (1405–10), der sich zu einem Kampf mit den rivalisierenden Orden der Franziskaner und Dominikaner ausweitet, über die Bemühungen zur Hebung des Schismas. Die Darstellung wird vielfach zu einer Sittenschilderung des damaligen Welt- und Ordensklerus, die charakteristisch ist für das ganze Zeitalter. Ein Vergleich zwischen den schweizerischen und elsässischen Klöstern zeigt, daß die Schweizer viel früher zu Urban VI. übertraten, während diese dank österreichischen Einflusses und der Nähe Frankreichs noch lange bei Avignon ausharrten. Große Herren erhielten sogar vom Papste die Vergünstigung, nach Gutdünken einen Teil der Benefizien zu verleihen, und man entsprach jedem Bewerber, der etwas bieten konnte, wodurch der Pfründenjägerei bedenklich Vorschub geleistet wurde. Wir erhalten auch treffliche Einblicke in die dadurch bedingten Mißbräuche bei Pfründenverleihungen und Expektanzen, und mit unbestechlichem Freimut wird die traurige Lotterwirtschaft, die dadurch gezüchtet wurde und den künftigen Abfall vorbereitete, bloßgelegt, indem endlose Prozesse und ärgerliche Streitigkeiten die Folge waren, sowie in weiten Kreisen der Laien völlige Abstumpfung gegen kirchliche Zensuren und Richtersprüche. Wir erfahren dabei auch, daß die beiden großen Ereignisse unserer Landesgeschichte in jener Zeit, Sempacherkrieg und Eroberung des Aargau, durch das Schisma ebenfalls beeinflußt wurden, indem die Eidgenossen die Anhänger des schismatischen Papstes bekämpften.

Als Beilagen werden fünf wichtige ungedruckte Urkunden veröffentlicht. Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte und selbst für die politische Geschichte unseres Vaterlandes! *A. B.*

Largiadèr Anton, Geschichte der Schweiz. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 1927. 132 S. 12° (Sammlung Göschen, Nr. 188).

Diese neue Bearbeitung der Schweizer Geschichte für die Sammlung Göschen durch den Zürcher Gymnasialprofessor A. L. ist an Stelle derjenigen von Karl Dändliker getreten, die zwei Auflagen erlebte. Sie ist im allgemeinen recht gut und reichhaltig ausgefallen und entspricht so ziemlich dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung, hebt das Wichtige heraus, ohne auf die geistige Verknüpfung zu verzichten, und befleißt sich in Behandlung der Glaubenskämpfe einer lobenswerten

Ruhe und Sachlichkeit, die sich auch auf die Darstellung der Sonderbundsepoche erstreckt.

In der Frage der Entstehung der Waldstätte schließt sich Verfasser an Dierauer an, da ihn die neuesten Forschungen von Karl Meyer, die urschweizerische Befreiungstradition, Zürich 1926, offenbar nicht zu überzeugen vermochten. Dagegen teilt er in der Winkelriedfrage im Gegensatz dazu den mehr konservativen Standpunkt Oechslis. Das Bündnis des Heiligen Stuhles mit den Eidgenossen (S. 50) fällt ins Jahr 1510, nicht 1509, und wenn von Zwingli gesagt wird (S. 52), er habe an den Mailänderzügen teilgenommen, so ist das zum mindesten ungenau, da er sich nur am Zuge des Jahres 1515 (Marignano) beteiligte. Ebenso ist es unrichtig (S. 56), daß Erasmus auch nur « vorübergehend » an der Basler Hochschule gewirkt habe. Die Formulierung der beiden Kappeler Landfrieden von 1529–31 ist ungenügend, übrigens auch bei Dierauer, da die wichtige und folgenschwere Regelung der Glaubensfrage in den gemeinen Vogteien übergangen wurde. Unrichtig ist ferner der Satz (100), « daß der Aargau sich dazu verstanden hatte, die Klöster wieder herzustellen », da er nur die Hälfte zurückgab, und S. 102 widerspricht sich Verf. selbst, « indem er später noch (102) Luzern die Herstellung der aargauischen Klöster fordern läßt. » Daß der Föderalismus der Katholiken und der Westschweizer die Gründung einer eidgenössischen Universität verunmöglichte (110), war nicht nötig, denn dafür hatte die Rivalität der drei bestehenden Universitäten Basel, Zürich und Bern bereits zur Genüge gesorgt. Doch sind diese Aussetzungen nicht der Art, den Wert dieses recht brauchbaren Büchleins zu beeinträchtigen und können bei einer Neuauflage Berücksichtigung finden.

Ein treffliches Inhalts- und ein gutes Literaturverzeichnis, bei dem ich unter den darstellenden Werken nur Jos. Hürbin, Handbuch der Schweizer Geschichte, 2 Bde., Stans 1900–1908, und unter den Hilfsmitteln die Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, Stans 1907 ff., vermisse, und ein sehr nützliches Namenregister erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Albert Büchi.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.